

Klaus Martin GIRARDET, Der Kaiser und sein Gott. Das Christentum im Denken und in der Religionspolitik Konstantins des Großen. Millennium-Studien/Millennium Studies/Studien zu Kultur und Geschichte des ersten Jahrtausends n. Chr./Studies in the Culture and History of the First Millennium C.E. 27. Berlin/New York: De Gruyter, IX + 213 S., 29 Abb.

In den Jahren 2006 und 2007 fanden zwei 1700-jährige Jubiläen statt, die den politischen Aufstieg Konstantins des Großen thematisierten, nämlich Konstantins Usurpation in York am 25. Juni 306 sowie die Verleihung der Augustus-Würde durch Maximian und die Heirat mit dessen Tochter Fausta 307 in Trier.¹ In Deutschland führte vor allem das Konstantin-Jahr 2007 mit der Konstantin-Ausstellung in Trier² zu einer geradezu explosionsartigen Vermehrung der wissenschaftlichen Literatur über Konstantin und seine Zeit.³ Neben verschiedenen neu erschienenen oder wieder neu aufgelegten Monographien (von B. Bleckmann, H. Brandt, E. Herrmann-Otto, O. Schmitt⁴), Sammelbän-

¹ Drei Ausstellungen fanden statt in York (siehe E. Hartley u.a. [Hrsg.], *Constantine the Great. York's Roman Emperor*, Aldershot 2006), Rimini (siehe A. Donati/G. Gentili [Hrsg.], *Costantino il Grande*, Mailand 2005) und Trier (siehe A. Demandt/J. Engemann [Hrsg.], *Konstantin der Große*, Trier 2006; dies. [Hrsg.], *Konstantin der Große. Ausstellungskatalog*, Darmstadt 2007). Über die Literatur der letzten Jahre zu Konstantin informiert ausgezeichnet der Überblick von U. Lambrecht, *Neue Konstantin-Literatur*, Teil I-III. *Kurtrierisches Jahrbuch* 46-48 (2006-2008) 283-293, 557-591, 413-439; außerdem E. Dassmann, *Konstantin der Große und die Kirche. Ein Forschungsbericht*, in: *Die neue Ordnung* 1 (2008) 43-54. Zu Girardets Buch siehe auch *Neue Zürcher Zeitung* (17. November 2010): „Ein Kaiser blickt zum Himmel“.

² Siehe A. Demandt/E. Engemann, *Konstantin der Große*, Trier 2006, 11: „Im Jahre 307 kam Konstantin der Große, in Britannien im Vorjahr zum Imperator ausgerufen, nach Trier, wo schon sein Vater residiert hatte. Hier traf ihn Maximianus Herculus, der Altkaiser, verlieh ihm die Augustus-Würde und gab ihm seine Tochter Fausta zur Frau. Dies ist der Anlass, 1700 Jahre danach im Sommer 2007 dem Kaiser, seiner Zeit und seinem Nachleben in Trier eine Landesausstellung zu widmen.“

³ Kurioses am Rande: Der Zusammenhang der Konstantin-Publikationen mit dem 1700-jährigen Jubiläum im Jahre 2007 wird in einer Sammelanzeige (irreführend „Forschungsbericht“ bzw. „Sammelrezension“ genannt) bei der Besprechung von vier 2007 zu Konstantin und seiner Zeit erschienenen Werken übersehen; siehe *Plekos* 12 (2010) 115-128. Mitgeteilt werden hier einige subjektive Einschätzungen. Absurd ist die Behauptung (S. 118), die zweisprachige Leseausgabe der *Vita Constantini* in der Reihe „*Fontes Christiani*“ ersetze nicht die einsprachige textkritische Ausgabe (*editio critica maior*) desselben Textes von F. Winkelmann, die sie sogar wiederabdruckt; längst erschienene Rezensionen hierzu werden nicht angegeben (von P. van Nuffelen, A. Khofsky, G. Händler, I. König).

⁴ Vgl. ferner z.B. Ch.M. Odahl, *Constantine and the Christian Empire*, London 2004; R. van Dam, *The Roman Revolution of Constantine*, Cambridge 2007; R. Turcan, *Constantin et son temps*, Dijon 2006.

den⁵ oder auch endlich der Erschließung der eusebianischen Konstantinvita in modernen deutschen Übersetzungen (von P. Dräger und H. Schneider) war im Vorfeld dieses Anlasses auch eine erste größere Arbeit von K.M. Girardet zur Konstantinischen Wende publiziert worden (2006), die sich von den übrigen Arbeiten vor allem dadurch unterschied, dass es sich um keine Auftragsarbeit handelte – wie E. Dassmann in seinem Überblick über die Literatur, die im Zusammenhang mit dem Konstantin-Jahr erschien, mit Recht feststellte.⁶ Aus Anlass der Trierer Konstantin-Ausstellung verfaßte Girardet im Jahre 2006/2007 drei weitere Studien, für die ihm bei der Publikation jeweils aber nur ein begrenzter Raum zur Verfügung stand, so dass in ihnen notgedrungen vieles nur verkürzt oder gar nicht ausgeführt werden konnte.

Girardet verfolgte die grundsätzlichen Fragestellungen, die er in diesen Publikationen angeschnitten hatte („Die Jahre der Entscheidung 310 bis 314“ – „Konstantin – Wegbereiter des Christentums als Weltreligion“ – „Das Christentum im Denken und in der Politik Kaiser Konstantins“), in den Folgejahren weiter. Frucht dieser Bemühungen ist der im Mai 2010 erschienene Band, der minutiös die immer wieder in der neueren Forschungsdebatte seit Jacob Burckhardt diskutierten Fragen nach dem Verhältnis von Konstantin zum oder vielleicht besser gesagt zu seinem Christengott unter die Lupe nimmt.

Dabei beginnt der Verfasser mit einigen grundsätzlichen Erwägungen zur historischen Einordnung Konstantins in den Gang der Geschichte und skizziert vor allem noch einmal die Position Burckhardts, der in Konstantin einen machiavellistischen Machthaber am Werke sah, dessen Wirken ganz an seinen politischen Machtinteressen ausgerichtet war und der im Sinne der historischen Notwendigkeit des weltgeschichtlichen Ablaufs den Sieg des Christentums über das Heidentum der Spätantike einleitete.

Girardet hebt hervor, dass eine möglichst objektive Darstellung der historischen Rekonstruktion des Geschehens um Konstantin Faktoren wie „göttliche

⁵ M. Fiedrowicz/G. Krieger/W. Weber (Hrsg.), Konstantin der Große. Der Kaiser und die Christen, die Christen und der Kaiser, Trier 2006; K.M. Girardet (Hrsg.), Kaiser Konstantin der Große. Historische Leistung und Rezeption in Europa, Bonn 2007; F. Schuller/H. Wolff (Hrsg.), Konstantin der Große, Kaiser einer Epochenwende, Lindenberg 2007; H. Schlange-Schöningen (Hrsg.), Konstantin und das Christentum, Darmstadt 2007; A. Goltz/H. Schlange-Schöningen (Hrsg.), Konstantin der Große. Das Bild des Kaisers im Wandel der Zeiten, Köln u.a. 2008 (aus einer Sektion des 46. Historikertages in Konstanz vom September 2006 hervorgegangen).

⁶ Vgl. Dassmann, Konstantin der Große und die Kirche. Ein Forschungsbericht 43-54. Gleichwohl ist nicht damit zu rechnen, dass der Strom der Konstantin-Publikationen nachlassen wird. So ist für 2011 eine weitere Monographie von T.E. Barnes angekündigt, für das Jahr 2012 ein von K. Ehling und G. Weber herausgegebener Sammelband.

Bestimmung“ oder „Vorsehung“ oder auch das wie immer geartete Wirken eines „Weltgeistes“ außer Acht lassen muss und deshalb auch nicht von einem „historisch notwendigen“ Sieg des Christentums gesprochen werden darf. Entsprechend ist auch der gerade im 19. Jahrhundert immer wieder betonte Topos von Verfall und Entartung, der auf Staat, Religion und Heidentum in der Spätantike in vielfachen Variationen angewandt wurde, zurückzuweisen, da hier tendenziöse Wertungen in die wissenschaftliche Betrachtung einfließen, die einer objektiven Analyse entgegenstehen (Kap. I, S. 2-9).

Bevor der Verfasser zu den ersten wichtigen Ereignissen im Leben Konstantins kommt, an denen wir seine künftige Haltung gegenüber den Christen ablesen können, bzw. zu seinem eigentlichen Thema („War Konstantin ein Christ?“), erläutert er zunächst die Voraussetzungen, die Konstantin vorfand, als er sich für den Weg des Christentums entschied (Kap. II, S. 10-25).

Die Christen seien keinesfalls eine Massenbewegung gewesen, wie neuerdings sogar einmal behauptet wurde (Drake, S. 13), und hätten im Osten wie im Westen nur einen geringen Anteil an der Bevölkerung (5-10 %)⁷ gehabt. Außerdem habe es zwar Ansätze zu überregionaler Verwaltung in der frühen Kirche gegeben, aber erst mit den Kanones von Nizäa wurde eine Provinzial- und Metropolitanverwaltung, die sich an der staatlichen Verwaltungsstruktur und der Reichsgliederung orientierte, im Osten systematisch aufgebaut, im christianisierten Westen hingegen erst erheblich später. In der gesellschaftlichen Elite seien Christen weder im Heer noch in der zivilen Gesellschaft anzutreffen gewesen. Außerdem sei die frühe Kirche stark zerstritten gewesen, was in den Quellentexten immer wieder betont werde. Die Christen seien deshalb als potentieller Machtfaktor politisch-militärisch völlig unbedeutend gewesen.

Da also „Quantität, Organisationsgrad und gesellschaftlicher Rang“ (S. 18) als Gründe für Konstantins Zuwendung zum Christentum ausschieden, müssen es vielmehr eminent religiöse Gründe gewesen sein, die Konstantin dazu brachten auf den christlichen Gott zu setzen. Dabei wurde aber gleichzeitig auch eine politisch-militärische Dimension eröffnet, da religiöses Handeln in der Antike in der Regel auch gleichzeitig politische Bedeutung hatte, zumal wenn es auf staatlicher Ebene stattfand. Aufstieg und Erfolg des Christentums erklärten sich dementsprechend folgerichtig dadurch, dass Konstantin das Glück hatte, dass er alle Schlachten von 312 angefangen lebend überstand, die wichtigsten politischen Gegner ausschalten konnte und bereit war, mit staatli-

⁷ Ähnlich M. Clauss, Die alten Kulte in Konstantinischer Zeit, 39, in: Konstantin der Grosse (hrsg. von A. Demandt u. J. Engemann), Trier 2007, der sich auf das Werk von Trombley stützt; vgl. F.R. Trombley, Hellenic religion & christianization c. 370-529, 2 Bde., Leiden 1995.

cher Gewalt die Christen zu unterstützen, oder anders ausgedrückt: Der neue Schlachtenhelfer erwies sich als ungemein erfolgreich und sein mächtigster Anhänger förderte seine Verehrung nach Kräften. Dabei garantierte der erfolgreiche neue Gott die *salus imperii* bzw. *imperatoris*, der umgekehrt für die gebührende Verehrung zu sorgen hatte, zumal als *pontifex maximus*.

Dazu einige Bemerkungen: Das frühe Christentum reihte sich für die heidnischen Beobachter oberflächlich betrachtet fast unterschiedslos in die bunte Vielfalt der antiken Mysterienreligionen ein.⁸ Doch gab es einige markante Unterschiede. Die Christen waren im Gegensatz zu den heidnischen Kulturen überregional organisiert, und das schon seit den Anfängen, wie insbesondere die paulinischen Briefe zeigen. Man war durch ein Kommunikationsnetz, bestehend aus mündlichen und schriftlichen Mitteilungen oder persönlichen Besuchen, miteinander verbunden und nahm nicht nur Anteil an den Problemen und Nöten der einzelnen Gemeinden, sondern versuchte diese auch zu lösen oder wenigstens zu helfen. Größere Versammlungen kirchlicher Würdenträger oder Offizieller fanden immer wieder seit dem sog. Apostelkonzil statt, wenngleich ohne staatliche Unterstützung.⁹ Während sich die Christen zunächst stark von der Gesellschaft abschotteten, wurde mit zunehmender Verbreitung eine Annäherung an gesellschaftliche Zwänge notwendig (vor allem im 3. Jh., als sich der Glaube immer weiter ausbreitete), wie z.B. in den Berufsverböten der frühen Kirchenordnungen ersichtlich ist, da etwa Angehörige des Militärs als mögliche Bewerber genannt werden.¹⁰ Zudem machen systematisch angelegte Christenverfolgungen wie unter Diokletian nur dann Sinn, wenn es sich nicht um einen verschwindend kleinen Teil der Bevölkerung handelte, sondern das Auftreten der Christen in der Gesellschaft auffallen musste. Besonderen Eindruck auf die heidnische Umgebung muss vor allem die christliche *caritas* gemacht haben (z.B. durch ihre Armenfürsorge, die Einrichtung von Kranken- und Waisenhäusern etc.)¹¹ und fortschrittlich dürfte auch in den Augen vieler Intellektueller der Verzicht auf blutige Opfer gewesen sein, was allerdings lokal auch manchen Widerstand der Opferpriester und -metzger bzw. der Altgläubigen hervorrufen mochte. Die christliche Bot-

⁸ M. Clauss rechnet mit bis zu 3000 verschiedenen Kulturen in Rom, siehe M. Clauss, Die alten Kulte in Konstantinischer Zeit, 39.

⁹ Hilfreich sind hier immer noch die Fakten, die A. von Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten, Leipzig 1924, zusammenträgt.

¹⁰ Allerdings auch schon im NT: so der römische Hauptmann Cornelius. Zu den Berufsverböten in der Traditio apostolica (um 210) siehe TA 16 (FC 1,246-248). Vgl. das Material bei Harnack, 577ff. Siehe auch Kanon 3 der Synode von Arles (314) und Eus. VC 2,33; vgl. das Material bei Harnack, 577ff.

¹¹ Vgl. W. Geerlings, Der Sieg des Christentums, in: R. Göllner, „Es ist so schwer den falschen Weg zu meiden“: Bilanz und Perspektiven der theologischen Disziplinen, Münster 2004, 88-90.

schaft war, verglichen etwa mit den Mysterien des Mithraskultes,¹² relativ einfach zu verstehen, durch die versprochene und ganz massiv verkündete Hoffnung auf Auferstehung in einem angsterfüllten¹³ Zeitalter attraktiv und aufgrund der überschaubaren Zahl von nur zehn wichtigen zu haltenden Geboten weitaus bequemer auszuüben als etwa der jüdische Kult mit seinen zahlreichen Reinheitsvorschriften. Die Christen sprachen alle Bevölkerungsschichten an, Frauen waren vom Kult nicht ausgeschlossen wie bei einigen anderen Kulturen (z.B. Mithras). Die Teilnahme am Gottesdienst bzw. an der Eucharistie war zwar nur den Getauften vorbehalten, doch wurden die Geheimnisse des Glaubens anders als in den paganen Mysterienkulturen in der Verkündigung erläutert und publik gemacht, die das wichtigste Medium zur Verbreitung des neuen Glaubens darstellte. Die frühe Kirche war so gesehen auch deutlich transparenter als die heidnischen Kulte. Trotz ihrer Zerstrittenheit hatten gerade in den Verfolgungen die Christen auch immer wieder durch ihren Opfermut beeindruckt und Zeugnis ihrer Redlichkeit gegeben. Diese Wahrhaftigkeit machte sie zudem geeignet, auch in Streitfällen zu vermitteln. Die straffe episkopale Führung war um die Einheit der Kirche bemüht, was gleichzeitig ein grundsätzliches politisch-religiöses Anliegen Konstantins war.¹⁴ Was den zahlenmäßigen Anteil der Christen an der Bevölkerung angeht, so bleibt anzumerken, dass man pauschalen Schätzungen für das gesamte römische Reich gegenüber Zurückhaltung bewahren muss, wie schon A. von Harnack¹⁵ darlegte. Sinnvoller scheint es jedenfalls eher von der relativen Verbreitung der Christen zu sprechen,¹⁶ wobei in der Literatur unbestritten ist, dass tatsächlich der pagane Bevölkerungsanteil überwogen hat. Man wird daher der Aussage des Eusebius (h.e. 8,1,2), der mitteilt, dass es vor Beginn der diokletianischen Verfolgung sogar unter den Statthaltern der mehr als 100 Provinzen Christen gegeben haben soll, mehr Glauben schenken dürfen, als Girardet ihm – vielleicht etwas zu vorsichtig – zubilligen möchte (S. 14). Ein wichtiges Argument wie die zahlenmäßige Verteilung der Christen im Reich ist zudem in der wissenschaftlichen Literatur umstritten und kann auch nicht eindeutig aufgezeigt werden, da alle demographischen Spekulationen diesbezüglich einer wissenschaftlich abgesicherten Grundlage entbehren.

All diese Punkte zusammengefasst darf man wohl behaupten, dass diese „secte d'avantgarde“ (P. Veyne, S. 17) aufgrund verschiedener Attraktoren ein

¹² Siehe hierzu etwa D. Ulansey, *Die Ursprünge des Mithraskultes*, Stuttgart 1998.

¹³ Vgl. E.R. Dodds, *Heiden und Christen in einem Zeitalter der Angst. Aspekte religiöser Erfahrung von Mark Aurel bis Konstantin*, Frankfurt 1985.

¹⁴ Immer wieder betont in der *Vita Constantini* des Euseb.

¹⁵ Vgl. Harnack, 954.

¹⁶ So gab es offenbar in Kleinasien einen zahlenmäßig großen Anteil der Christen, siehe wieder Harnack, 954ff.

vielschichtiges Potential bot, das Konstantin offenbar sehr wohl auch im Auge haben konnte, als er sich für diese Glaubensgemeinschaft entschloss. So sehr man Girardet auch Recht geben muss, wenn er die Bedeutung des Erfolges des neuen Gottes als Schlachtenhelfer betont und damit die religiös-politische Motivation Konstantins hervorhebt, so scheint seine Darstellung bei der Schilderung der historischen Voraussetzungen insgesamt aber doch ein wenig zu kurz zu greifen. Immerhin handelt es sich ja um einen hochkomplexen Kausalnexus, dessen verschiedene Faktoren zu analysieren den Umfang eines einzelnen Kapitels sicher sprengt und Stoff für ganze Bücher liefern würde.

Im Hauptteil des Buches werden die entscheidenden Ereignisse und (Selbst-)Zeugnisse (Briefe, Reden, auch Statuen oder Bauten) aus der Frühzeit von Konstantins Herrschaft von 306 bis zu seinem Tod 337 minutiös und luzide erläutert (Kap. III-VI, S. 26-121). Dabei betont Girardet mit Recht, dass einige Annahmen, die hier getroffen werden müssen, mehr als hypothetischen Charakter nicht haben können, da die Beweislage nicht zwingend genug erscheint, wenigstens aber eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich beanspruchen dürfen.

Besondere Aufmerksamkeit schenkt Girardet dem Naturwunder, das sich vor (allerdings nicht unmittelbar vor, wie immer wieder fälschlich behauptet wird) der Schlacht an der Milvischen Brücke 312 ereignete und das er im Gefolge der Untersuchung von P. Weiss als Halo-Phänomen¹⁷ erklärt, der aller-

¹⁷ Solche Lichterscheinungen wurden in Antike und Mittelalter oft beobachtet; vgl. z.B. Cic. rep. 1,15; Cass. Dio 74,14,3. Caesarius von Heisterbach berichtet gleich von mehreren solcher Himmelsphänomene zu Beginn des 13. Jahrhunderts (dial. 10,23 [Nebensonnen]; 10,37-40 [Kreuzerscheinungen]). Die genannten Berichte über solche Phänomene werden von den zeitgenössischen christlichen Autoren in der Regel als übernatürliche Wunder gewertet, die letztlich auf die Allmacht Gottes zurückzuführen seien. Teils sind die Berichte auch in einen funktionellen Rahmen eingebettet, weil sie z.B. zur Legitimation eines Kreuzzugs dienen oder die Hilfe bzw. besondere Zuwendung Gottes anzeigen sollen. Dennoch sind die in den antiken und mittelalterlichen Berichten geschilderten Naturerscheinungen am Himmel glaubhaft. Bis heute konnten solche Erscheinungen, die auch als Halo-Phänomene bekannt sind, immer wieder am Himmel beobachtet werden. Berühmtheit erlangte etwa das Danziger Halo-Phänomen vom 20. Februar 1661, das der Astronom Johannes Hevelius beobachtete. Die antiken und mittelalterlichen Schriftsteller benennen zudem in der Regel Augenzeugen. Dass diese aber fingiert sein könnten, erscheint ganz unwahrscheinlich, da es sich bei diesen wunderbaren Naturerscheinungen um eine mittlerweile bekannte und hinreichend erforschte physikalische Erscheinung am Lichthimmel handelt. Tatsächlich geht es hier um Phänomene der meteorologischen Optik, die durch die Brechung des Lichtes an Eiskristallen in der Atmosphäre entstehen. Wir dürfen daher umso mehr von der faktischen Authentizität ihrer Berichte ausgehen, mögen sie auch in den zeittypischen Kategorien formuliert und abgefasst sein. Dass solche Berichte bereits in der Antike auch mit physikalischen Erklärungen verknüpft werden konnten, zeigt insbesondere die Cicero-Stelle (rep. 1,15): (Tubero): „visne igitur, quoniam et me quodam modo invitas et tui spem das, hoc primum Africane videamus, ante quam

dings auch schon Vorläufer wie J.A. Fabricius (1668-1736) hatte, den berühmten Herausgeber der Bibliotheca Graeca, die 14-bändig von 1705-1728 erschien, welcher der naturwissenschaftlichen Interpretation des Wunderberichts eine eigene Dissertatio widmete.¹⁸ Dabei kommt Girardet zu dem Schluss, dass die Apollon-Erscheinung des Jahres 310, die uns von einem lateinischen Panegyriker angezeigt wird, mit dem Augenzeugenbericht Konstantins bei Euseb zusammenfallen könnte, d.h. ein und dasselbe Ereignis wäre einmal heidnisch durch einen Panegyriker, einmal christlich durch Euseb, der Konstantins Bericht im Rückblick referiert, gedeutet worden. Die kurze Darstellung bei Laktanz (Traum unmittelbar vor der Schlacht) hingegen scheint nichts mit den beiden anderen Quellen zu tun zu haben.

Zu der Intensivierung der neuen Religionspolitik Konstantins in den Jahren von ca. 311 bis 314, als er sich klar als Förderer des Christentums zu erkennen gibt, passt auch Girardets Datierung der berühmten *Oratio ad sanctorum coetum* in diese Zeit (314), die in einem eigenen Exkurs detailliert behandelt wird.

Das komplette Material (archäologische und literarische Quellen sowie Sekundärliteratur) zu diesem Komplex wird methodisch transparent zusammengestellt und einer detaillierten Analyse unterzogen, so dass der Leser genauestens über die einzelnen Probleme informiert wird und auf den entsprechenden Sachstand gebracht wird.

Eingeschoben ist auch ein kleines Kapitel über Konstantins Taufe, das man aufgrund der Überschrift des ganzen Kapitels, „Frühestes Selbstzeugnis des Kaisers – Taten, Gesten, Bilder, Worte“, hier eigentlich nicht erwartet hätte. Zunächst wird – abgesichert durch eine ganze Reihe von prägnanten Belegen – der Umstand betont, dass eine späte Taufe in der frühen Kirche nicht ungewöhnlich war und deshalb nicht an Konstantins religiöser Einstellung gezweifelt werden dürfe. Die späte Taufe scheidet als Argument aus, um Konstantin eine fehlende christliche Einstellung zu bescheinigen. Allerdings wird das gesamte Spektrum von möglichen Aspekten und Sichtweisen auf Konstantins Taufe hier nicht geboten, sondern nur eine stark verkürzte und maßgeblich von Rebenichs¹⁹ Ansatz beeinflusste Darstellung. Konstantin habe sich wie Christus im Jordan taufen lassen wollen, ähnlich wie er sich in der Apostelkirche als

veniunt alii, quidnam sit de isto altero sole quod nuntiatum est in senatu? neque enim pauci neque leves sunt qui se duo soles vidisse dicant, ut non tam fides non habenda quam ratio quaerenda sit.“ hic Scipio: „quam vellem Panaetium nostrum nobiscum haberemus! qui cum cetera tum haec caelestia vel studiosissime solet quaerere.“

¹⁸ Vgl. hierzu N. Staubach, In hoc signo vinces: Wundererklärung und Wunderkritik im vormodernen Wissensdiskurs: FMSt 43 (2009) 1-52.

¹⁹ S. Rebenich, Vom dreizehnten Gott zum dreizehnten Apostel: ZAC 4 (2000) 300-324.

dreizehnter Apostel oder besser noch als Christus gleich habe bestatten lassen. Eine weitere Parallele bei Euseb stütze diese Auffassung. Da aber das Thema der Taufe Konstantins sehr vielschichtig und unmittelbar mit seinem Tod verknüpft ist (man denke nur an die paganen Reaktionen, die darin einen Versuch des Kaisers sahen, sich von seiner Schuld [Stichwort „Familienmorde“] reinzuwaschen), enttäuscht die Darstellung den Rezensenten hier ein wenig, zumal es sich um ein Ereignis handelt, das in einem Buch über das Christsein des Kaisers sicher mehr Raum verdient hätte.

Mit rechtlichen Fragen, dem Status Konstantins als *pontifex maximus* und seiner Christenpolitik setzt sich Girardet im folgenden Kapitel (VII, S. 124-139) auseinander. Dabei wird deutlich, dass Konstantin als *pontifex maximus* von staatlicher Seite aus die Oberaufsicht über die paganen Kulte ebenso ausübte wie über die Christen, die er nach Kräften zu fördern suchte (z.B. beim Erbrecht der Gemeinden, *audientia episcopalis*, Einführung des *dies solis* als Gebetstag). Im Sinne von Girardets Analyse ist Konstantin weder als areligiös einzustufen noch als von purem Egoismus getrieben zu sehen, wenn er als nicht getaufter, aber bekennender Christ, der die heidnischen Kultpraktiken verabscheute, angesichts des großen Mehrheitsanteils der Altgläubigen an der Bevölkerung diesem politischen Faktor Rechnung trug und daher weder ein generelles Opferverbot verhängte noch die paganen Kulte völlig auszurotten trachtete, auch wenn es vereinzelt zu Tempelschließungen und Beeinträchtigungen bei der Kultausübung auf kaiserlichen Befehl hin kam (wie z.B. in Hispellum).

Insbesondere sein Auftreten und Wirken bei Konzilien, auf denen er den Vorsitz führte wie in Nizäa und deren Kosten er finanzierte in Ausübung „kaiserlicher Synodalgewalt“ (*episcopus episcoporum*), deren Ursprünge wir hier finden, und bei denen er, wie auch sonst bei verschiedenen Gelegenheiten, die Einheit der Kirche zu erreichen suchte (besonders im Donatistenstreit und bei der arianischen Kontroverse), macht sein christlich-religiöses Engagement deutlich, das natürlich stets auch von Interessen der Machtausübung begleitet wurde, wie weiter ausgeführt wird (Kap. VIII, S. 140-149).

Deshalb kann Girardet auch folgerichtig sein letztes Kapitel mit „Christianisierung der Menschheit als politisches Ziel Konstantins“ (Kap. IX, S. 150-158) betiteln, da ja Politik und Religion im spätantiken Denken eine Einheit bildeten. Wie Konstantin die Einheit der Christen im römischen Reich verfolgte, so hatte er auch eine Christianisierung der gesamten Oikumene im Auge, was einige signifikante Belege nahelegen (z.B. Or. ad sanct. coet. 11,1 und 16,1f). Die traditionelle imperiale Weltherrschaftsideologie Roms und die universelle Christianisierungsidee Konstantins verschmelzen hier offenbar miteinander.

Das Buch wird beschlossen durch ein Verzeichnis der zitierten Literatur, der verwendeten Abbildungen, eine hilfreiche Zeittafel sowie nützliche Register von Quellen bzw. Namen und Sachen.

Klaus Martin Girardet hat ein hochinteressantes, hochgelehrtes, außerdem flüssig lesbares Buch vorgelegt, das ein stringentes Konstantin-Bild zeigt und das die Diskussion um das Christsein Konstantins nachhaltig bereichert.

Priv.-Doz. Dr. Horst Schneider
Ludwig-Maximilians-Universität München
Redaktion „Fontes Christiani“
Herzogliches Georgianum
Professor-Huber-Platz 1
D-80539 München
E-Mail: Horst.Schneider@lmu.de

Klaus-Peter GOETHERT – Winfried WEBER, Römerbauten in Trier. Porta Nigra, Basilika, Amphitheater, Barbarathermen, Thermen am Viehmarkt, Kaiserthermen, Basilika, Dom und Liebfrauenkirche, Römerbrücke. Führungshefte der Edition Burgen, Schlösser, Altertümer Rheinland-Pfalz 20.2. Regensburg: Schnell und Steiner (2. veränderte und erweiterte Auflage) 2010, 224 S., 174 Farbabb., 11 s/w-Abb.

Der vorliegende Band ist ein umfangreicher, populärwissenschaftlicher Führer zu ausgewählten Großbauten des römischen Trier. Herausgeber ist die Direktion Burgen, Schlösser, Altertümer der Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz, die für den Unterhalt, die Pflege und die Vermittlung von ausgewählten hochrangigen Kulturdenkmälern in Landesbesitz zuständig ist. Das mit 224 Seiten sehr umfangreiche „Führungsheft“ ersetzt als zweite veränderte und erweiterte Auflage nicht nur den gleichnamigen Führer von 2003 aus der alleinigen Feder von Klaus-Peter Goethert, mit dem neuen Co-Autor Winfried Weber geht die Auswahl der beschriebenen Monumente auch erstmals über die von Burgen, Schlössern, Altertümern betreuten Bauten hinaus. Trotzdem bleibt es bei einer Auswahl aus dem reichhaltigen Bestand antiker Ruinen aus Trier: Es werden nur 8 der insgesamt 14 bekannten Großbauten oder archäologisch nachgewiesenen Bauensembles besprochen (Karte auf S. 8). Keine Berücksichtigung fanden z.B. die Horrea und das Privatbad bei St. Irminen oder die Sankt Matthias-Basilika mit dem spätantiken Gräberfeld und ihren Gruftanlagen, beides zu besichtigende Bauensembles, deren Ausschluß nicht näher begründet wird. Selbst aus dem Bestand der von Schlössern, Burgen, Altertümern direkt betreuten Bauten bleiben der Lenus-Mars-Tempel oder die berühmte Igeler Säule außen vor, Denkmäler, die man m.E. als „Abrundung“ durchaus in den Führer hätte aufnehmen können. Mit dem Band lässt sich also nur ein (wenn auch gewichtiger) Teil des römischen Trier erkunden. Wer sich über weitere, auch heute nicht mehr sichtbare Bauten informieren will, sollte noch zusätzlich den Band „Das römische Trier“ aus der Konkurrenzreihe der „Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland“ heranziehen.

Die aufgenommenen Denkmäler – Porta Nigra, Amphitheater, Barbarathermen, Thermen am Viehmarkt, Kaiserthermen, Basilika, Dom und Liebfrauenkirche sowie die Römerbrücke – sind durchweg sehr detailliert und profund beschrieben. Dafür garantieren schon die beiden Autoren Klaus-Peter Goethert, Mitarbeiter des Faches Klassische Archäologie an der Universität Trier, und Winfried Weber, Diözesanarchäologe und Direktor des Dom- und Diözesanmuseums Trier, die sich beide die längste Zeit ihres Berufslebens intensiv und aus verschiedensten Perspektiven mit den vorgestellten Baudenkmälern auseinandergesetzt haben.

Den Einzelbeschreibungen geht eine knappe Einführung in die römische Geschichte der Stadt Trier voran, ein Abschnitt, der stark aus der Trierer Binnen-Perspektive heraus geschrieben ist. Von außen betrachtet, mag man manches geschichtliche Detail anders bewerten. So bleibt das dendrochronologisch gewonnene Datum der ersten Moselbrücke von 18/17 v. Chr. immer noch merkwürdig isoliert, zeitgleiches Fundmaterial aus dem Trierer Stadtzentrum fehlt nach wie vor. Neuere Fundbearbeitungen haben gezeigt, dass das sechs mal acht Insulae umfassende zentrale Straßenraster, das stets als ältester Teil der Stadt angesprochen wird, frühestens in spätaugusteischer Zeit eingerichtet worden sein kann (Jennifer Morscheiser-Niebergall, *Die Anfänge Triers im Kontext augusteischer Urbanisierungspolitik nördlich der Alpen*. Wiesbaden 2009). Der Kern der Colonia Augusta Treverorum scheint daher eher auf ein vermutlich zentral organisiertes Städtebauprogramm der spätaugusteischen Zeit in Nordgallien zurückzugehen, das auch an anderen Plätzen neuerdings besser fassbar wird (z.B. Reims, Metz), als dass man dem von Goethert mit vielen scharfsinnigen Argumenten rekonstruierten Gründungsdatum Triers vom 23. September 17 v. Chr. folgen würde (Klaus-Peter Goethert, *Untersuchungen zum Gründungsschema des Stadtplanes der Colonia Augusta Treverorum*. Archäologisches Korrespondenzblatt 33, 2003, 239-258). Das Phänomen von isolierten Dendrodaten kennt man übrigens auch von anderen Orten, so z.B. aus Mainz/Mogontiacum mit einem frühen Dendrodatum 17/16 v. Chr. aus dem Unterbau der zentralen „Hafenstraße“, ohne dass – vergleichbar zu Trier – entsprechend frühes Fundmaterial vorläge.

M.E. ebenso wenig zu beweisen ist eine frühe Kopie des Lyoner Altars der Roma und des Augustus in Trier um 12 v. Chr., obwohl die Idee sehr bestechend ist (S. 10). Der Trierer Altar, der eine starke Hervorhebung der frühen Stadt als überregionales Kultzentrum bedeuten würde, wird aufgrund eines Marmorfragmentes mit Rankendekor postuliert, das gute Parallelen zu Stücken aus Lyon aufweist (Georg Breitner/Klaus-Peter Goethert, *Ein Altar für Augustus und Roma in Trier. Zum Neufund einer Marmorplatte mit Rankendekor. Funde und Ausgrabungen im Bezirk Trier* 40, 2008, 7-13). Nun ist jedoch bereits für die Lyoner Marmorplatten nicht mit letzter Sicherheit festzustellen, ob sie tatsächlich von dem auf Münzrückseiten oft abgebildeten Lugdunum-Altar stammen. Umso unsicherer wird die Zuweisung des Trierer Fundstücks zu einem Altar vergleichbaren Aussehens und vergleichbarer Funktion. Auch für spätere Zeiten ist die Bedeutung von Trier umstritten: Dies gilt z.B. für das Postulat eines Statthaltersitzes der Gallia Belgica in Trier ab hadrianischer Zeit (S. 11), genauso wie für die Annahme, Trier sei die Hauptstadt des Gallischen Sonderreichs gewesen (S. 17).

Nach dem geschichtlichen Abriss folgt unvermittelt, d.h. ohne weitere Kapitelüberschrift, der Hauptteil mit der Beschreibung der einzelnen Monumente. Die Reihenfolge der Monumente wird nicht begründet und stimmt auch nicht mit der Nummerierung auf dem einzigen Stadtplan des Bandes (auf S. 8) überein. Ein denkbare Kriterium der Reihung dürfte die vermutete Bauzeit der Monumente gewesen sein; in dieses Schema passt allein die Römerbrücke nicht, die vielleicht als „offenes“ Bauwerk ans Ende gestellt wurde.

Die Stadtmauer mit der Porta Nigra, das Amphitheater, die Barbarathermen und der Vorgängerbau der späteren Thermen am Viehmarkt werden einem einzigen monumentalen, repräsentativen Ausbauprojekt unter Antoninus Pius und Mark Aurel zugeschrieben; alternative Datierungsansätze werden zum Teil rigide zurückgewiesen (Bsp. S. 58). Den zweiten großen Bauschub in Trier bilden dann zweifellos die spätantiken Monumente der Kaiserthermen, der Basilika und des Doms.

Die Abschnitte zu den einzelnen Monumenten sind mehr oder weniger identisch aufgebaut. Auf eine Einleitung mit „Entstehungszeit“ und meist weiteren denkmalspezifischen Unterkapiteln folgt ein klassischer Rundgang mit bis zu 15 Standorten (bei der Porta Nigra). Hier liegt eine klare Stärke des Führers: Die Standort-Beschreibungen lenken den Blick oft auf wichtige Details, die dem flüchtigen Besucher sonst verschlossen geblieben wären; erst mit ihrer Hilfe entwickelt sich ein tieferes Verständnis für die Monumente und ihre Baugeschichte. Selbst dem Rezensenten, der schon mindestens ein Dutzend Mal die Porta Nigra aufgesucht hat, sind einige Informationen bisher nicht bewusst gewesen. Die Standorte liegen jeweils entlang eines geführten Rundganges, der in klar strukturierten Grundrissplänen eingetragen ist und trotzdem etwas Übung im Lesen und Verstehen von Architekturplänen erfordert. Gerade in dem unübersichtlichen Areal der abseits der Touristenströme liegenden Barbarathermen, teilweise aber auch im Areal der Kaiserthermen, fällt die Orientierung selbst dem geübten Benutzer nicht immer leicht. Den detaillierten Beschreibungen sind immerhin viele gute Abbildungen beigegeben, die auch dem Leser, der nicht direkt vor Ort sein kann, ein Verständnis der Texte ermöglichen. Hier sind besonders die zahlreichen virtuellen Rekonstruktionen der Monumente hervorzuheben, die zu den besten Visualisierungen gehören, die es von den Trierer Bauten überhaupt gibt.

Von den besprochenen Denkmälern seien hier nur einige wenige herausgehoben: Die ausführlichste Beschreibung gilt dem Wahrzeichen von Trier, der Porta Nigra, die nur erhalten blieb, weil sie seit 1030 als Simeonsstift kirchlichen Zwecken diente. Das Nordtor der Stadtmauer aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts lässt wunderbar den Ablauf eines antiken Baugeschehens erkennen, da der Rohbau zwar vollendet wurde, das anschließende Finish mit

der Herausarbeitung des Bauschmucks aber unterblieb. Der Abbruch der Baumaßnahmen wird üblicherweise mit der Usurpation des Clodius Albinus 197 n. Chr. und den anschließenden Wirren erklärt, in deren Verlauf die Stadt von Aufständischen belagert wurde. In diesem Zusammenhang wird nun auch ein neuer Datierungsansatz für Stadtmauer und Porta Nigra durch Conradin Sturm diskutiert, der den Bau zwischen 157 n. Chr. und den Auswirkungen der Antoninischen Pest in den 170er Jahren ansetzt. Der entsprechende Titel fehlt in der kurzen Literaturübersicht am Ende des Buches, eigentlich unverständlich, handelt es sich doch um den direkten Vorgänger der ersten Auflage des hier besprochenen Führers: Conradin Sturm, *Römerbauten in Trier. Porta Nigra, Amphitheater, Kaiserthermen, Barbarathermen, Thermen am Viehmarkt* (Regensburg 2002).

Der Abschnitt zum Amphitheater besticht vor allem durch die hervorragenden Computerrekonstruktionen. Trotz neuerer Untersuchungen hat sich der Forschungsstand gegenüber dem Anfang des 20. Jahrhunderts allerdings nicht wesentlich vermehrt, worauf die Autoren sehr dezidiert hinweisen (S. 60; 65). Am Beispiel der folgenden Barbarathermen wird ausführlich auf den Ablauf des Badebetriebes und die daraus resultierenden notwendigen Raumeinheiten eingegangen, genauso wie auf die Ausstattung, die sich hier am besten von allen Trierer Bädern fassen lässt. Bei den erst 1987-1994 aufgedeckten Thermen am Viehmarkt ist vor allem die erste Bauphase von Interesse. Bevor der Komplex Anfang des 4. Jahrhunderts zu einem *balneum* umgebaut wurde, diente er einem bisher unbekannten Zweck, über den sich trefflich spekulieren lässt: War er der Amtssitz des Procurators für die Belgica und die beiden Germanien oder gar der (sehr umstrittene) Statthaltersitz der Gallia Belgica ab hadrianischer Zeit?

Die Kaiserthermen leiten über zu den spätantiken Bauten, die mit der Kaiserresidenz in Trier zu verbinden sind. Besonders ausführlich wird auf die Basilika eingegangen, die heute als Kirche genutzt wird und als eines der am besten erhaltenen römischen Gebäude nördlich der Alpen gelten kann. Der heutige Name täuscht – der Bau war keine Basilika, sondern eine Versammlungshalle im Zentrum des constantinischen Palastes, der bis weit in das späte 4. Jahrhundert eine Dauerbaustelle blieb. Goethert verweist besonders auf die aufgrund der heutigen Baugestalt gerne übersehene Tatsache, dass die Halle nicht alleine für sich stand, sondern Teil eines weit verzweigten, hybriden Baukomplexes war.

Ein besonderer Mehrwert der vorliegenden Neuauflage ist der folgende Abschnitt über Dom und Liebfrauenkirche aus der Feder des Ausgräbers Wilfried Weber, sind hier doch schon erste Ergebnisse der neuen Grabungen von 2001-2003 eingeflossen. Demnach handelt es sich nicht wie ursprünglich an-

genommen um einen in einem Zuge unter Constantin I. errichteten Baukörper, sondern um die Abfolge vieler Bauphasen aus einem vergleichsweise kleinen Nukleus bis zur letztlich noch heute bestehenden Doppelkirche.

Abgeschlossen wird der Reigen der Monumente mit der Moselbrücke. Hier sind vor allem die Ausführungen zur Bauart der ersten Holzbrücke bis 70 n. Chr. interessant. Goethert rekonstruierte das Bauwerk unter Zuhilfenahme antiker Textstellen als dreiteilige Zugbrücke, deren äußere Teile in Pfahljochtechnik ausgeführt waren.

Im Anhang folgt eine tabellarische Zeittafel, für die die oben gemachten Bemerkungen zum geschichtlichen Abriss gleichermaßen gelten. Eine kurze Literaturauswahl zu jedem Monument mit den wichtigsten modernen Titeln und ein Verzeichnis der Bildnachweise beschließen den Band.

Fazit: Es handelt sich um einen ambitionierten, informativen Führer im handlichen A5-Westentaschen-Format, der konsequent darauf ausgelegt ist, dass der Besucher ihn während der Besichtigung ständig konsultiert. Er besticht durch seine klare, unprätentiöse Sprache, die ohne die Anbiederung auskommt, die man heute bei vielen populärwissenschaftlichen Werken finden kann.

Für wen ist dieser Führer nun geschrieben? Sicher nicht für die Masse der „Hunderttausenden“, die nach dem Einleitungstext von Thomas Metz die Römerbauten in Trier alljährlich besuchen. Sondern eher für die kleine Zahl der klassischen „Bildungsbürger“, die sich noch die Mühe macht, den Details der antiken Bauwerke selbst auf den Grund zu gehen. Insofern erfüllt der Führer bestens die auch gesetzlich verankerte Aufgabe von Bildung und Vermittlung der antiken Geschichtszeugnisse, der sich die GDKE und deren Organisationseinheit der Burgen, Schlösser, Altertümer verpflichtet fühlen.

Wenn die Lektüre dieses Führers dazu anregt, wieder einmal nach Trier zu fahren und die imposanten Römerbauten näher unter die Lupe zu nehmen, dann hat der Band seinen Zweck bereits erfüllt.

Prof. Dr. Alexander Heising
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
Institut für Archäologische Wissenschaften
Abteilung für Provinzialrömische Archäologie
Glacisweg 7
D-79085 Freiburg im Breisgau
E-Mail: alexander.heising@archaeologie.uni-freiburg.de

Ernst KÜNZL, Der Traum vom Imperium. Der Ludovisisarkophag – Grabmal eines Feldherrn Roms. Mit Beiträgen von Matilde De Angelis d'Ossat und Friedrich-Wilhelm von Hase. Mainz: Römisch-Germanisches Zentralmuseum 2010, in Kommission bei Schnell und Steiner, Regensburg, 130 S., 96 Farbabb., 63 s/w-Abb.

Der Große Ludovisische Schlachtsarkophag zählt aufgrund seiner außergewöhnlichen Dimensionen und seines beeindruckenden Reliefschmucks zweifellos zu den Meisterwerken römischer Bildhauerkunst, denen über die Altertumswissenschaften hinaus das Interesse eines breiteren Publikums sicher ist. Dementsprechend richtet sich Ernst Künzl (K.) in seiner Monographie über dieses Monument weniger an die archäologische Fachwelt als vielmehr an die Öffentlichkeit und insbesondere an die Besucher des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz. Hier wird bekanntlich der stark restaurierte bzw. ergänzte Sarkophagdeckel aufbewahrt, den man unlängst mit einer Kopie des im Palazzo Altemps (Rom) befindlichen Kastens verbunden und damit zu einer bemerkenswerten dreidimensionalen Rekonstruktion des gesamten Denkmals erweitert hat. Das Ergebnis wird dem Leser in dem vorliegenden, reich bebilderten Buch vor Augen geführt.

K. hat offenbar eine möglichst umfassende Behandlung seines Gegenstands im Sinn, indem er die Fund- und Aufstellungsgeschichte und den Bildschmuck des Sarkophags ebenso ausführlich behandelt wie seinen historischen Entstehungshorizont, also das mittlere 3. Jh. n. Chr. Auf diese Weise hat er zugleich einen populärwissenschaftlichen Überblick über die Epoche der Soldatenkaiser vorgelegt. Denn die krisenhafte Situation des Römischen Reiches in dieser Zeit versteht K. gewissermaßen als Kontrastfolie zur positiven Darstellung des siegreichen Feldherrn in der Schlachtszene des Sarkophags; das Denkmal präsentiert mithin einen (Wunsch-?) „Traum vom Imperium“ bzw. „irreale Visionen und keine Wirklichkeit“ (Vorwort, S. 1).

Im ersten Kapitel wird die Fund- und Aufstellungsgeschichte des Sarkophags nachgezeichnet (S. 5-14). Er wurde im Jahre 1621 in der Vigna Bernusconi vor der Porta Lorenzo (südlich der Castra Praetoria) entdeckt, was darauf schließen lässt, dass er einst außerhalb der Stadtgrenzen in einem Grabbau an der via Tiburtina aufgestellt war. Nach der Auffindung gelangte er als eine Schenkung des Kapitals der Basilika von Santa Maria Maggiore in die gerade entstehende Antikensammlung des Cardinal nepote Ludovico Ludovisi. Da Kasten und Deckel in der Villa Ludovisi an unterschiedlichen Orten aufgestellt waren, ging das Wissen um die Zusammengehörigkeit bald verloren. Während der

Kasten um 1900 schließlich in den Besitz des italienischen Staates übergang, kam der Deckel, nachdem er sich vorübergehend in österreichischem Privatbesitz befunden hatte, als Stiftung ins RGZM. Die Erkenntnis, dass die beiden Stücke zu demselben Denkmal gehören, ist Gerhart Rodenwaldt zu verdanken.

Die Umstände der Auffindung und kirchlichen Schenkung werden anhand zeitgenössischer Dokumente von Matilde De Angelis d'Ossat in einem eigenen Beitrag näher erläutert (S. 117-119). Auch wenn leider keine neuen Informationen bezüglich des genauen Fundkontexts gewonnen werden, geben die diskutierten Quellen doch interessante Einblicke in die Formen des Umgangs mit den im frühen 17. Jh. in Rom und Umgebung zu Tage getretenen Antiken.

Im zweiten Kapitel steckt K. den historischen Rahmen ab, in dem der Ludovisische Sarkophag entstanden ist (S. 15-32). Nach einem kurzen chronologischen Überblick über die Ereignisgeschichte der Zeit von ca. 240 bis 280 n. Chr. werden einzelne Aspekte der ‚Reichskrise‘ (samt historischen Rückblicken, insbesondere auf die Markomannenkriege Marc Aurels) näher erläutert: Dies sind zum einen die äußeren Bedrohungen durch Völkerschaften im Norden sowie die Auseinandersetzungen mit den Sasaniden im Osten. Zum anderen werden als innere Probleme vor allem Epidemien und die desolate Wirtschafts- und Finanzlage (durch den Wertverfall der Münzen) angesprochen. Lediglich gestreift werden die zahlreichen Usurpationen, in denen sich die Krise der überkommenen Ordnung allerdings besonders zeigt, und das Entstehen der ‚Sonderreiche‘.

Da K. in diesem Zusammenhang auf seinen eigentlichen Gegenstand nicht eingeht, ist die Zielrichtung der Argumentation nur implizit zu erschließen. Offenbar geht es darum, ein möglichst dramatisches Bild der Epoche zu entwerfen, um im Folgenden die Reliefs des Schlachtsarkophags als eine unwirkliche Gegenwelt zu präsentieren. Das führt aber zu einer recht einseitigen Sicht der Dinge. Denn wie die jüngere Forschung herausgestellt hat, wurden im 3. Jh. durchaus neue Strategien der Krisenbewältigung entwickelt.¹ Daraus erwuchs nicht zuletzt eine veränderte Rolle der senatorischen Elite, was etwa das Verhältnis zum Kaiser und militärische Funktionen, aber auch das Selbstverständnis und die Formen der Repräsentation betrifft.² Gerade die damit verbundenen Prozesse könnten, wie im Folgenden noch ausgeführt wird, bedeutsam für die Deutung des Schlachtsarkophags sein.

Das dritte Kapitel ist den Kaisergräbern des 3. Jhs. gewidmet (S. 33-37). Dass dieses Thema in einem eigenen Abschnitt behandelt wird, ist verwunderlich,

¹ Vgl. die unterschiedlichen Beiträge in: Johnes 2008; ferner Sommer 2010, bes. 93-122.

² Vgl. Borg/Witschel 2001.

und es dürfte den unvoreingenommenen Leser, den K. ja in erster Linie anspricht, zunächst in die Irre führen. Zwar wurde der Sarkophag früher gelegentlich als Grabmal eines Kaisers (bzw. einer kaiserlichen Person) gedeutet, doch hat sich inzwischen die Erkenntnis durchgesetzt, dass eine entsprechende Identifizierung des Feldherrnbildnisses der Schlachtszene unwahrscheinlich ist (vgl. S. 67-69).³ Ein ganz analoger Fall ist der von K. in diesem Rahmen ebenfalls besprochene ‚Balbinus-Sarkophag‘.⁴ Überhaupt ist aus der Zeit der Soldatenkaiser kein einziges Monument erhalten, das mit absoluter Sicherheit einer *kaiserlichen* Bestattung diene!

Gleichwohl sollte man die Bedeutung des Sarkophags als eines Denkmals sepulkraler Selbstdarstellung natürlich berücksichtigen. So ist die Frage nach *senatorischen* Sarkophagen des 2. und 3. Jhs. in den letzten Jahren durchaus diskutiert worden.⁵ Dabei nehmen die *vita-humana*-Darstellungen der Feldherrn-, Schlacht- und so genannten Magistratssarkophage wegen ihrer standesspezifischen Ikonographie eine besondere Stellung ein. Ihr Bildschmuck vermittelt nicht nur bestimmte Wertvorstellungen (*virtus, pietas, clementia, concordia*), die gleichermaßen die kaiserliche Ideologie kennzeichnen, sondern – damit zusammenhängend – auch zivile und militärische Rollenbilder der Aristokratie.⁶ Dabei greift der Konzipient des Ludovisischen Sarkophags auf Darstellungsformen einer ohnehin sehr kleinen Gruppe von Denkmälern zurück, die rund ein halbes Jahrhundert früher entstanden sind. Da wir es der archäologischen Überlieferung nach zu urteilen also mit einem singulären Nachzügler zu tun haben, stellt sich die spannende Frage nach Form und Bedeutung dieses Rückgriffs (s.u.). Sie ist für K. aber von ebenso geringem Interesse wie die Sonderstellung des Monuments im Spektrum der stadtrömischen Sarkophagproduktion des mittleren 3. Jhs., deren thematische Schwerpunkte auf einer breiteren Basis Auskunft darüber geben könnten, welche Botschaften im Grabkontext allgemein vermittelt wurden.⁷

Um sich der Schlachtdarstellung des Ludovisischen Sarkophags anzunähern, arbeitet K. sodann eine Reihe von ikonographischen, kompositorischen und inhaltlichen Aspekten antiker Kriegsbilder heraus, die von den Perserkriegen bis in die Kaiserzeit entstanden sind (Kapitel 4, S. 38-56). Neben der wegwei-

³ In der Forschung wurde insbesondere die Identifizierung mit Hostilian, dem 251 verstorbenen Sohn des Kaisers Decius, die von Heintze 1957 vorgeschlagen hat, kritisch bewertet, vgl. etwa Fittschen 1979, 581-584.

⁴ Vgl. Reinsberg 1985.

⁵ Vgl. Reinsberg 1995; Wrede 2001; Ewald 2003.

⁶ Vgl. zuletzt Muth 2004.

⁷ Eine Vorstellung hiervon lässt sich leicht anhand der von Ewald 2003, 564 Abb. 1 a-d, erstellten Diagramme gewinnen.

senden Darstellung des Alexanderschlachtgemäldes, das durch das bekannte pompejanische Mosaik überliefert ist, werden die römischen Staatsmonumente in diesem Zusammenhang besonders berücksichtigt. Innerhalb dieser Denkmälergruppe scheint das Interesse an der Darstellung von Schlachten in traianischer Zeit verstärkt aufzukommen, wie der am Konstantinsbogen wiederverwendete Große Fries⁸ und das Reliefband der Traianssäule bezeugen. Wohl überbetont wird die Vorbildfunktion der verlorenen, literarisch bezeugten Gemälde mit Kampfscenen, die seit republikanischer Zeit in Triumphzügen mitgeführt wurden: Die Bilder der Traians- und der Marcussäule sowie des Severerbogens auf dem Forum Romanum bieten entgegen der älteren Forschung, der K. hier folgt, keinen „Landkartenstil“ (S. 42), wie er für jene Bilder charakteristisch gewesen zu sein scheint.⁹

Darüber hinaus geht K. auf die Klasse von stadtrömischen Schlachtsarkophagen aus der antoninischen und frühseverischen Zeit ein (S. 46-52). Exemplarisch für die frühen Kampfgruppensarkophage, die vermutlich (wenn auch nicht sicher) kurz nach dem Aufkeimen der Auseinandersetzungen des Marc Aurel mit nördlichen Völkerschaften um 170 n. Chr. entstanden sind, steht der Sarkophag Ammendola. Interessanterweise zeigt er nicht Kämpfe gegen den aktuellen Feind, sondern gegen Gallier. Deren Ikonographie orientiert sich zwar durchaus am hellenistischen Keltenbild, doch gibt es keinen Beweis für die dem Leser als Tatsache präsentierte Hypothese, die Komposition an der Kastenvorderseite gehe auf ein berühmtes Gemälde des 2. Jhs. v. Chr. zurück (S. 48).¹⁰ Zu Recht hebt K. die prominente Stellung des im Zentrum zu Boden gehenden Barbarenführers hervor, der sich eine Klinge in den Leib stößt (S. 49). In dessen berittenem Gegner erkennt K. entsprechend der *communis opinio* den (als Grabinhaber zu identifizierenden) Feldherrn. Diese Deutung scheidet aber wohl aus, da das Gesicht der betreffenden Figur gänzlich verdeckt ist. Folglich scheint hier weniger die *virtus* des Verstorbenen im Zentrum zu stehen (S. 49) als vielmehr der Entwurf einer barbarischen (im Extremfall selbstzerstörerischen) ‚Gegenwelt‘ zur römischen Zivilisation.¹¹

⁸ Keineswegs gesichert ist allerdings die von K. (S. 43) als Tatsache hingestellte Herkunft des Großen Frieses vom Traiansforum.

⁹ Ebenso wenig fassbar ist der postulierte Einfluss der „Volkskunst“ (S. 43). Speziell die Reliefs des Severerbogens erweisen sich bei einer genaueren Analyse als eine Umsetzung der Erzählweise der älteren Säulenfriese in ein neues Format, vgl. hierzu demnächst Verf., Schlachtenbilder der römischen Kaiserzeit (Diss. München 2008, im Druck).

¹⁰ Die Rückführung der Komposition auf ein Gemälde des Phyromachos findet sich erstmalig bei Andreae 1956, 74-83.

¹¹ Die Aktion des gallischen Anführers auf dem Sarkophag Ammendola ist motivisch und inhaltlich vergleichbar mit dem Selbstmord des Decebalus an der Traianssäule (Szene 145). Gerade bei diesem Vorgang ist Traian nicht zugegen: Der letzte Akt im Leben seines Kontrahenten steht und wirkt für sich.

Das herausragende Beispiel für die Massenkampfsarkophag, auf die das Ludovisische Denkmal konzeptionell rekurriert, ist zweifellos der Sarkophag Portonaccio (S. 49-52). In diesem Fall wird das Repräsentationsbedürfnis des Auftraggebers durch sein Erscheinen in den einzelnen Szenen des Deckels und des Kastens in der Tat unmissverständlich zum Ausdruck gebracht, auch wenn die Bildnisse des Grabinhabers und seiner Gattin am Ende in Bosse stehen blieben. Der Bezug zu den Markomannenkriegen ist eindeutig. Wie vor ihm bereits L. Musso¹² erwägt K. vorsichtig die Möglichkeit, den Bestatteten anhand der in der Schlachtszene wiedergegebenen Feldzeichen zu benennen (S. 51f.). Vielleicht sollte man sich zunächst allgemeiner dem Status der Inhaber des Sarkophags Portonaccio wie auch des Ludovisischen Schlachtsarkophags anzunähern versuchen. Nach C. Reinsberg kennzeichnet nämlich die *sella castrensis*, auf der die Hauptfiguren in den Unterwerfungsszenen der Deckel der zwei Sarkophage sitzen, den Inhaber ikonographisch als *legatus Augusti pro praetore*, also als kaiserlichen Provinzstatthalter, der als solcher auch die militärische Verantwortung in seinem Bereich trug.¹³ Unter den senatorischen Amtsinhabern war ihm die Verwendung des Sitzmöbels vorbehalten. Da es im 3. Jh. jedoch zu einer zunehmenden Professionalisierung auch der militärischen Führungsfunktionen kam,¹⁴ wäre zu erwägen, ob es sich bei dem Auftraggeber des Ludovisischen Sarkophags nicht ebenso gut um einen *dux* oder gar einen ritterlichen *praefectus legionis* handeln könnte, für den im Relief traditionelle Bildformeln okkupiert werden. Auf diese Weise kann man die von K. bevorzugte Bezeichnung als „Feldherr“ zumindest ein wenig konkretisieren, ohne sich auf das gefährliche Benennungsspiel einzulassen.

Es folgen Ausführungen zur „Bedeutung der Bilder“, die entgegen der Überschrift aber nicht den zuvor besprochenen Denkmälern, sondern der Funktion der Münzpropaganda in der Verbreitung von Siegen gewidmet sind; sie sind mit einem Exkurs zum Ausmaß des Analphabetismus im Römischen Reich verknüpft (S. 52-54). Das vierte Kapitel schließt mit einem Abschnitt zu Darstellungen der personifizierten Germania, zu denen merkwürdigerweise auch das Münzbild einer (durch die Beischrift benannten!) Virtus gerechnet wird (S. 54-56, Abb. 68).

Das fünfte Kapitel hat den Sarkophag als „Kunstwerk“ zum Gegenstand (S. 57-96). Hier wird ein ganzes Spektrum von Gesichtspunkten behandelt; auf zwei besonders diskussionswürdige Felder soll an dieser Stelle näher eingegangen werden:

¹² Musso 1985.

¹³ Reinsberg 1995, 355-357 mit Nachweisen.

¹⁴ Vgl. Sommer 2010, 40. 93f.

1. *Die Komposition der Schlachtszene und ihre Aussage:* Die Anlage des Reliefschmucks an der Vorderseite erklärt K. mithilfe von Diagonalen, die er durch die Ecken von Kasten und Deckel bzw. durch die beiden Szenen zu Seiten der *tabula* zieht (S. 58). Ihr Schnittpunkt auf dem Körper bzw. auf dem Kopf des in die Schlacht reitenden Feldherrn bestätigt dessen augenfällige zentrale Position. Darüber hinaus ergeben sich m. E. wichtige Beobachtungen, wenn man Kompositionslinien allein über das Schlachtreief legt. So ergeben zwei Diagonalen, die die Ecken des Bildes schneiden, vier dreieckige, semantisch bedeutungsvolle Felder. Das obere (‚Feldherrn‘-)Dreieck schließt mittig den Protagonisten ein. Er wird symmetrisch flankiert von zwei Reitern, die in entgegengesetzte Richtungen agieren: einem Barbaren (links) und einem Römer (rechts). Die Gegner dieser beiden Figuren treten – im Getümmel nur wenig überschritten – in den beiden seitlichen (‚Kampf‘-)Dreiecken auf, in denen es zu weiteren Konfrontationen kommt. Das untere (‚Barbaren‘-)Dreieck ist schließlich allein den Unterlegenen vorbehalten und bildet somit nicht nur geometrisch, sondern auch inhaltlich das Gegenstück zum oberen Feld mit dem siegreichen Feldherrn. Zieht man durch den Schnittpunkt der Schrägen des Weiteren eine Horizontale, so ergeben sich eine obere Bildhälfte, die hauptsächlich den überlegenen Römern vorbehalten ist, und eine untere, die die barbarische Niederlage präsentiert. Einen weiteren Aspekt verdeutlicht schließlich eine wiederum mittig angesetzte, vertikale Linie (so auch K., S. 61 mit Abb. 75). Sie trennt Barbaren, die als Orientalen gekennzeichnet sind (links), von ‚Germanen‘ (rechts). Vermutlich wird damit auf zwei geographische Räume angespielt, in denen der Grabinhaber militärisch tätig war.

Die im Bild ausgedrückte Auffassung von Sieg und Krieg erschließt sich weiterhin über einen Vergleich mit dem Schlachtreief des Sarkophags Portonaccio. Anstatt wie hier im Zentrum des Geschehens erscheint der Feldherr nun am oberen Rand. Die veränderte Position ist mit zwei von K. herausgestellten Beobachtungen zu verbinden (S. 63-66): So scheint die Hauptfigur zum einen regelrecht vor seinem Pferd zu schweben; zum anderen greift sie – anders als auf dem älteren Denkmal – nicht persönlich in den Kampf ein, sondern streckt ihre Rechte in einer siegreichen Geste aus. Zwei Germanen in der Mitte der unteren Bildhälfte blicken zwar direkt zu ihr hinauf, doch sind sie nur erschrockene Zeugen des Feldherrnauftritts. Geht es beim Ludovisischen Sarkophag also noch vorrangig um die eindruckliche Demonstration von Tatkraft und militärischen Führungsqualitäten des Auftraggebers, mithin von Eigenschaften, wie sie am Sarkophag Portonaccio durch das persönliche Eingreifen des Protagonisten im Kampf gegen einen bestimmten Feind eindrucklich zum Ausdruck gebracht werden? Ein anderer, auf spätantike Vorstellungen vorausweisender Aspekt scheint nunmehr an Bedeutung gewonnen zu haben, näm-

lich der des absoluten Siegers. Mit anderen Worten: Im Vordergrund steht nicht *virtus*, sondern der Sieg als eine regelrechte Eigenschaft, die im Grunde unabhängig ist von einem konkreten Anlass und der Nationalität des Gegners (vgl. auch S. 82).

2. *Die Bildnisse*: Das nur am Kasten erhaltene bärtige und relativ jugendliche Porträt des Feldherrn dürfte dieselbe Person darstellen wie zwei weitere, rundplastische Köpfe in München und Rom. Ihre Existenz bestätigt die ohnehin naheliegende Vermutung, dass eine hochrangige Persönlichkeit gezeigt wird. Gleichwohl spricht bislang kein plausibler Vergleich dafür, in dem Dargestellten einen Angehörigen des Kaiserhauses zu erkennen, wie auch K. zugeben muss (S. 67-69). Das ungewöhnliche, X-förmige Stirnmal des anonymen Feldherrn, das bei dem Bildnis in Rom ebenso vorkommt, veranlasst den Autor zu einem längeren, recht assoziativ geschriebenen Exkurs über Brandmarken und Tätowierungen, in dem selbst Viehbrandeisen nicht unerwähnt bleiben (S. 69-72). K. kommt zu dem Schluss, dass es sich bei der Markierung um ein astrales Symbol handelt, das den Grabinhaber als Anhänger des Mithras kennzeichne.¹⁵ Diese These lässt sich jedoch kaum mit dem allgemeinen Verweis auf Sterne in der Darstellung des Gottes verifizieren (S. 71f.). Viel wahrscheinlicher erscheint die einfache Erklärung, wonach hier eine Narbe wiedergegeben ist, d.h. ein individuelles Merkmal des Dargestellten. – Gleichmaßen zu hinterfragen ist die Interpretation der weiblichen Büste auf dem Deckel (S. 75-77). Da die Haartracht der ebenfalls jungen Frau auf den ersten Blick eher mit frühseverischen als mit zeitgenössischen Frisuren übereinzustimmen scheint, ist die Person laut K. mit der Mutter oder einer älteren Verwandten des Bestatteten zu identifizieren, die nach stilchronologischen Kriterien schon vor recht langer Zeit verstorben sein müsste. K. folgt hierin K. Fittschen, dem zufolge die gelegentlich zu beobachtenden Stilunterschiede zwischen Porträts, die auf einem Sarkophag nebeneinander vorkommen, darauf zurückzuführen sind, dass die Bildhauer für die Darstellung der früher verstorbenen Angehörigen ältere Bildnisfassungen benutzt hätten.¹⁶ Doch wäre die Annahme einer solchen Verfahrensweise im vorliegenden Fall plausibel? Die generelle Betonung ehelicher Verbundenheit innerhalb der Gruppe der *vita-humana*-Sarkophage lässt eigentlich darauf schließen, dass hier nur die Gattin des Feldherrn gemeint sein kann – wie altmodisch ihre Frisur auch immer auf den modernen Archäologen wirken mag.

¹⁵ K. folgt hier einer älteren These, die auf von Heintze 1957, 81-87, zurückgeht; vgl. hierzu die kritischen Bemerkungen von Fittschen 1979, 583.

¹⁶ Fittschen 1984, bes. 141-151.

Weitere Abschnitte dieses Kapitels behandeln die seit der Auffindung zunehmend verblasste Polychromie des Sarkophags, das Barbarenbild und die bildimmanente Bedeutung der so genannten Realien (S. 77-92). Am Ende steht die geläufige, knapp gehaltene Datierung des Denkmals in die Jahre kurz nach der Mitte des 3. Jhs. n. Chr. (S. 95f.).

Im sechsten Kapitel beschreibt K. die religiösen Verhältnisse des Zeitalters (S. 97-102). Neben den dionysischen Mysterien und östlichen Kulte geht es um die besondere Bedeutung des Sol und des Mithras. In diesem Rahmen wird die vermeintliche Anhängerschaft des Feldherrn auf dem Sarkophag an den zuletzt genannten Gott nochmals betont (S. 101).

Das siebte Kapitel zeichnet die aufwendige Rekonstruktion des Deckels, die nach der weitgehenden Zerstörung während des Zweiten Weltkriegs nötig geworden war, und das Prozedere der Abformung des Kastens im Palazzo Altemps nach (S. 103-112). Daran schließt ein Beitrag von Friedrich-Wilhelm von Hase inhaltlich an, in dem die Vorgeschichte des Projektes, die rechtlichen Voraussetzungen und die beteiligten Fachleute gewürdigt werden (S. 113-115). Auf die abschließenden Ausführungen von Matilde De Angelis d'Ossat, die die Fundgeschichte des Sarkophags betreffen (S. 116-121), ist oben hingewiesen worden. Anstelle eines Anmerkungsapparats wird dem Leser ein Verzeichnis mit ausgewählter Literatur zur Verfügung gestellt (S. 123f.); am Ende steht ein Register (S. 127-129).

Es darf K. als Verdienst angerechnet werden, die Rekonstruktion des Großen Ludovisischen Sarkophags im RGZM eindrücklich einem größeren Publikum vor Augen zu führen. Der Autor macht deutlich, dass solch ein *opus nobile* nicht allein aus sich selbst heraus, sondern vor allem in seinem historischen Umfeld gedeutet werden muss. Was dem vorliegenden Buch im Grunde genommen aber fehlt, ist eine systematische Zusammenführung der Einordnungen und Interpretationen, die K. in den einzelnen Kapiteln zum Großen Ludovisischen Sarkophag vorlegt. Solch eine Synthese wäre auch deshalb wünschenswert, weil die zahlreichen Exkurse und historischen Rückblicke mitunter recht assoziativ in den Text eingestreut zu sein scheinen. Insbesondere das (an sich verständliche) Bemühen, möglichst viele archäologische Denkmäler bzw. deren Nachbildungen aus den Sammlungen des RGZM für die Argumentation heranzuziehen, führt nicht immer zu überzeugenden Ergebnissen.¹⁷

¹⁷ Beispielsweise wählt K. (S. 79) den entlegenen Vergleich mit dem Theodora-Mosaik aus Ravenna, dessen Kopie sich im RGZM befindet, um die einstige Polychromie des Sarkophags zu erläutern.

Am Ende stellt sich die Frage, ob der Buchtitel („Der Traum vom Imperium“), der ja zugleich eine Ausgangsthese darstellt, vom Autor zutreffend gewählt worden ist. Werden im Reliefschmuck, wie der Begriff des „Traums“ suggeriert, äußere Bedrohungen kompensatorisch mithilfe irrealer Siegesbilder verarbeitet? Stand die Sicht des Auftraggebers auf sich und die Welt in Frage? So psychologisch nachvollziehbar solch ein Ansatz mit Blick auf die Epoche zu sein scheint, so wenig stehen dem Altertumswissenschaftler Methoden zur Verfügung, ihn im konkreten Fall zu verifizieren. Was man dem Bildschmuck des Sarkophags zuverlässig entnehmen kann, ist die ganz und gar positive, affirmative Repräsentation der Rolle, die ein Mitglied der senatorischen und/oder militärischen Elite des Römischen Reiches im Leben einnahm. Der zu diesem Zweck erfolgte Rekurs auf Darstellungsformen der spätantoninischen und severischen Zeit mag mit dem Rückbezug auf „alte Tugenden“ (S. 96) zu tun haben; wie oben ausgeführt, legt vor allem die Modifizierung jener Formen ein beredtes Zeugnis über den Wandel der römischen Siegesideologie im 3. Jh. n. Chr. ab.

Literatur

- | | |
|--------------------|--|
| Andreae 1956 | B. Andreae, Motivgeschichtliche Untersuchungen zu den römischen Schlachtsarkophagen (Berlin 1956). |
| Borg/Witschel 2001 | C. Witschel/B. Borg, Veränderungen im Repräsentationsverhalten der römischen Elite während des 3. Jahrhunderts n. Chr., in: G. Alföldy/S. Panciera (Hrsg.), <i>Inscriptliche Denkmäler als Medien der Selbstdarstellung in der römischen Welt</i> , Heidelberger Althistorische Beiträge und Epigraphische Studien 36 (Stuttgart 2001) 47-120. |
| Ewald 2003 | B. Ewald, Sarkophagi and senators. The social history of Roman funerary art and its limits, <i>JRA</i> 16, 2003, 561-571. |
| Fittschen 1979 | K. Fittschen, Sarkophage römischer Kaiser oder vom Nutzen der Porträtforschung, <i>JdI</i> 94, 1979, 578-593. |
| Fittschen 1984 | K. Fittschen, Über Sarkophage mit Porträts verschiedener Personen, <i>MarbWPr</i> 1984, 129-161. |
| von Heintze 1957 | H. von Heintze, Studien zu den Porträts des 3. Jahrhunderts n. Chr. 4. Der Feldherr des großen ludovisischen Schlachtsarkophages, <i>RM</i> 64, 1957, 69-91. |
| Johne 2008 | K.-P. Johné (Hrsg.), <i>Die Zeit der Soldatenkaiser</i> (Berlin 2008). |
| Musso 1985 | L. Musso, <i>Sarcofago di Portonaccio con raffigurazione di scontro tra romani e barbari</i> (inv. n. 112327), in: A. Giuliani (Hrsg.), <i>Museo Nazionale Romano. Le sculture</i> 1, 8 (Rom 1985) 177-185 Kat. Nr. IV, 4. |
| Muth 2004 | S. Muth, Drei statt vier. Zur Deutung der Feldherrnsarkophage, <i>AA</i> 2004, 262-273. |

- Reinsberg 1985 C. Reinsberg, Der Balbinus-Sarkophag – Grablege eines Kaisers?, *MarbWPr* 1985, 3-16.
- Reinsberg 1995 C. Reinsberg, Senatorensarkophage, *RM* 102, 1995, 353-370.
- Sommer 2010 M. Sommer, Die Soldatenkaiser ²(Darmstadt 2010).
- Wrede 2001 H. Wrede, Senatorische Sarkophage Roms. Der Beitrag des Senatorenstandes zur römischen Kunst der hohen und späten Kaiserzeit, *MAR* 29 (Mainz 2001).

JProf. Stephan Faust
Universität Hamburg
Archäologisches Institut
Abteilung Archäologie und Kulturgeschichte
des antiken Mittelmeerraumes
Edmund-Siemers-Allee 1
D-20146 Hamburg
E-Mail: Stephan.Faust@uni-hamburg.de

Ina EICHNER – Vasiliki TSAMAKDA (Hgg.), *Syrien und seine Nachbarn von der Spätantike bis in die islamische Zeit. Spätantike – Frühes Christentum – Byzanz* 25. Wiesbaden: Reichert Verlag 2009, 308 S., 92 s/w-Abb., 20 Karten und Pläne, 15 Zeichnungen, 1 Tabelle auf 54 Tafeln

Anlässlich des Geburtstages und der Emeritierung der Heidelberger Professorin Dr. Christine Strube erschien der Sammelband „Syrien und seine Nachbarn von der Spätantike bis in die islamische Zeit“, herausgegeben von Ina Eichner und Vasiliki Tsamakda. Hierin ehren dreizehn Autoren die Byzantinistin mit kurzen Aufsätzen zu Syrien, Mesopotamien, Kilikien und Konstantinopel. Die Aufsätze werden in zwei Bereiche aufgeteilt: Der erste beschäftigt sich mit Architektur und Baudekoration, der zweite mit Malerei und Kult.

Die Aufsatzsammlung eröffnet der Archäologe **Gunnar Brands** (9-20) mit einem Aufsatz zu seinem Forschungsprojekt, dem sog. Eisernen Tor von *Antiochia am Orontes*. Sein Anliegen ist es, die in der Forschung kontrovers geführte Diskussion über die Schilderung Prokops von Caesarea (de aed. II 10,15-18) mit Hilfe der neuesten archäologischen Erkenntnisse beizulegen. Brands unterscheidet vier Bauphasen. Seine Ausführungen und Begründungen zu den einzelnen Phasen unterlegt er mit reichlich Bildmaterial. Der Bau, zunächst eine Aquäduktbrücke, dann durch eine beigefügte Stadtmauer erweitert, bekam nach Brands' Forschungen erst in der dritten Bauphase die Funktion einer regulierenden Staumauer. Die anschaulich dargestellte Analyse der Bauphasen und die anschließende Hinzunahme der Schilderung Prokops lassen Brands zu dem Schluss kommen, dass in diesem Fall Prokop nicht leichtfertig abgetan werden darf und dass sich sein Bericht über das Eisernen Tor mit den baugeschichtlichen Untersuchungen deckt. Auch wenn die endgültige Datierung der zweiten und dritten Bauphase noch ausbleibt, spricht Brands sich dafür aus, der Datierung Prokops zu folgen und die beiden Bauphasen in die Zeit Justinians zu datieren.

Der zweite Aufsatz, verfasst von **Beat Brenk** (21-36), führt in eine weitere bedeutende Stadt, nach *Gerasa*. Im Mittelpunkt steht ein Areal, das in den Grabungskampagnen von 2000, 2005 und 2006 untersucht worden ist. Dieser Bereich, der ursprünglich zum nahegelegenen Nymphäum gehörte, wurde im 5. Jh. n. Chr. aufgeschüttet und an die sog. Kathedrale von Gerasa angegliedert. In dem Areal befand sich eine Hofanlage, die von einer als Wohn- und Wirtschaftseinheiten genutzten Portikus umgeben war. Nach dem Erdbeben 658 n. Chr. wurde die Kathedrale von Gerasa aufgegeben. Die Portikus hingegen wurde wieder instand gesetzt, wobei Brenk ihr liebevoll „eine Ästhetik

des Flickwerks“ (27) zuschreibt. Dennoch sei ein gewisser „Wille zur Repräsentation“ (29) auffällig. Besonders die Kapitelle sind Ausdruck der vorliegenden Variationsbandbreite, aber ebenso für qualitätsvolle Arbeiten. Brenk datiert drei Kapitelle, die in Maßen, Stilen und Herkunftsorten grundverschieden sind, mit Hilfe von Vergleichsbeispielen. Nach seiner Auswertung ergibt sich, dass das älteste Kapitell bereits im 1. Jh. v. Chr. hergestellt wurde und das jüngste Kapitell hingegen eine lokale, spätantike Version eines Akanthuskapitells ist, das er ins 5. Jh. n. Chr. datiert. Wer den kostspieligen Wiederaufbau in Auftrag gab, lässt sich nur vermuten. Inwieweit der Klerus Interesse daran gehabt haben könnte, obwohl die Kirche augenscheinlich außer Funktion war, muss genauer untersucht werden. Brenk kann anhand des Grabungsbefundes noch nachweisen, dass die Portikus vor der Mitte des 8. Jhs. n. Chr. aufgegeben wurde, denn der Bereich wurde eine Zeit lang als Deponie verwendet, bis der Bau beim Erdbeben 749 n. Chr. zusammenstürzte.

Gabriele Mietke (37-56) wendet sich dem Pilgerheiligtum der hl. Thekla in Kilikien zu. Erste Ausgrabungen fanden bereits im Jahre 1907 unter Einleitung von Samuel Guyer und Ernst Herzfeld statt. Mietke versucht mit Hilfe der alten Grabungsaufzeichnungen die Entwicklung der Basilika von *Meriamlik* nachzuzeichnen und die Frage der Datierung der heute noch sichtbaren Reste der südlichen Apsis zu klären.

Anhand der Daten aus der Nivellierung von 1907 kann Mietke mindestens drei Bauphasen nachweisen. So kann sie u.a. die erhaltenen Mosaiken den ersten beiden Bauphasen und die Reste einer Schrankenanlage der zweiten Phase zuordnen. Die Apsis gehöre hingegen der dritten Phase an. Dieser Bau war anscheinend nicht mit Mosaiken, sondern zum Teil oder vollständig mit *opus sectile* ausgestattet. Auch weitere Veränderungen lassen sich anhand der Messdaten nachvollziehen. So stellt Mietke eine weitere Baumaßnahme fest, bei der es sich aber wahrscheinlich um Stützmaßnahmen wegen Bauschäden handelte. Nach Aufgabe der Basilika wurde in späterer Zeit eine kleinere Kirche eingebaut.

Zur Datierung der dritten Phase können Kapitelle und Kapitellfragmente hinzugezogen werden, die nachweislich zur Apsis gehörten. Mietke findet Vergleichsbeispiele im Konstantinopel des 5. Jhs. n. Chr. Sie kommt damit zu dem Schluss, dass die Basilika, deren architektonische Reste heute noch sichtbar sind, aus der Mitte bzw. 2. Hälfte des 5. Jhs. n. Chr. stammt. Ob die Bauphase in Zusammenhang mit der Stiftung des Kaisers Zenon steht, lässt Milke offen. Für die älteren Bauphasen spricht sie hingegen die Vermutung aus, dass sie aus dem 4. Jh. n. Chr. stammen.

Der nächste Beitrag wendet sich ebenfalls dem Wallfahrtsort *Meramlik* zu, doch stehen nicht die christlichen Bauten im Fokus von **Urs Peschlow** (57-80), sondern die Profanbauten, die zahlreichen Zisternen von Meramlik. Sechs, evtl. auch sieben Zisternen aus spätantik-frühbyzantinischer Zeit haben sich dort erhalten bzw. sind bekannt.

Das Besondere an den Zisternen, neben ihrer hohen Anzahl, ist, dass bei fünf von ihnen auch Ziegel verwendet wurden. Peschlow kommt zu erstaunlichen Ergebnissen: Erstens wurden die Ziegel, mit denen die Bauarbeiter augenscheinlich keine Erfahrung hatten, an keinem Bau fachmännisch verbaut. Zweitens wurden die Ziegel lokal hergestellt, aber von Arbeitern aus Konstantinopel, wie Fragmente von gestempelten Ziegeln nahelegen. Drittens wurden diese Ziegel sogar exportiert, nachweislich nach Berytos. Peschlow vermutet, dass dieser Aufwand durchaus im Kontext der zenonischen Stiftung stehen könnte und dass im Namen des Kaisers neben der Kirche auch Profanbauten – u.a. ist Zisterne Nr. 1 in die Umfassungsmauer der Thekla-Basilika integriert – errichtet wurden und dafür eigens ein Konstantinopler Unternehmer für die Ziegelherstellung beauftragt worden sein könnte. Peschlow verfolgt einen interessanten Ansatz, der weitere Hinweise für die Datierung der Thekla-Basilika und der Frage nach dem vielleicht kaiserlichen Auftraggeber gibt, aber ebenso für die Einflussnahme hauptstädtischer Fachkräfte auf lokale Produktionen.

Für die Hausarchitektur von Kilikien und Syrien wird gerne eine enge Verwandtschaft postuliert. Dass ein differenzierter Blick ein ganz anderes Bild entstehen lässt, zeigt **Ina Eichner** (81-101). Sie untersucht sechs Gegenden: in Syrien das *nordsyrische Kaltsteinmassiv*, die *südsyrischen Basaltgebiete* und das Basaltgebiet nordöstlich von *Hama* mit dem Augenmerk auf die Stadt *Androna*; in Kilikien das im Westen gelegene Gebiet um *Seleukeia am Kalykandos* (Kalkstein) und die beiden Siedlungen *Akören I* und *II* in den Bergregionen des östlichen Kilikien (Kalkstein) sowie die Landschaft *Iskenderum* (Basalt).

Wichtig sind ihr bei der Untersuchung aber nicht alleine die lokalen Baumaterialien und der Grundriss der Häuser, sondern auch die Erschließung der einzelnen Räume und deren Verhältnis zum Hof, die Beziehung zwischen Ober- und Erdgeschoss, das Mauerwerk, die Ornamentik und die Dachkonstruktionen.

Die Untersuchungen der einzelnen Gegenden ergeben, dass sogar die lokalen Unterschiede sehr groß waren und die jeweils eigene Tradition ausschlaggebend war. Sogar die Regionen, in denen der gleiche Baustoff vorkam, hätten ihre ganz eigenen lokalen Mauertechniken. Als Gemeinsamkeit für die syrischen Bauten stellt sie das „Prinzip nebeneinander aufgereihter Einzelräume“

(92) fest, während in Kilikien das „Prinzip hintereinander gereihter Durchgangsräume“ (92) zu finden sei. So zeichne sich das syrische Haus auch durch eine Portikus aus, über die man in die einzelnen Räume vom Hof aus gelangt, wohingegen das kilikische Haus nur einen schlichten Vorbau besitze. Nach Eichner vereinen alle Bauten nur wenige ganz allgemeine Charakteristika, wie der zweigeschossige Aufbau und die Verteilung von Nutz- und Wohnraum. Den Bildanhang des Beitrags hätte man sich ausführlicher wünschen können, da etwa eine Abbildung des Wohnhauses in Androna fehlt.

Peter Grossmann (103-111) kehrt in seinem Aufsatz zu den christlichen Bauten zurück und zwar zu der kleinen Gruppe der syrischen Kirchen mit rechteckigen Altarräumen. Gerade in der ländlichen Gegend des Ġabal Barīša kommt es zu einer verhältnismäßig großen Anzahl von Basiliken, die anstelle einer Apsis einen Rechteckraum aufweisen. Man interpretierte diese für gewöhnlich als eigenständige Entwicklung des 6. Jhs. n. Chr. Grossmann versucht diese Ansicht nun zu widerlegen. Er kommt zu dem Schluss, dass die rechteckigen Altarräume nur als eine Art Provisorium gedacht waren, die ursprünglich noch durch eine Apsis ersetzt werden sollten. Als Beleg führt er u.a. die unterschiedliche Qualität des Mauerwerks an, die für gewöhnlich an der Apsis wesentlich höher ausfällt und viel sorgfältiger ausgeführt ist als an der restlichen Basilika. Er schließt damit auf eine Spezialisierung innerhalb der Bautrupps. Darüber hinaus führt er Beispiele an, bei denen nachweislich der Altarraum zunächst ein Rechteckraum war und dann nachträglich eine Apsis eingefügt wurde. Auffällig sei auch, dass die rechteckigen Altarräume im Inneren nicht verputzt wurden, sondern im Rohzustand verblieben. Es handle sich somit nicht um eine Sonderentwicklung in Nordsyrien, sondern es zeige sich hier ein Mangel an professionellen Arbeitern bzw. ein Problem bei der Bauorganisation, das zunächst auf praktische Art und Weise gelöst und dann in einigen Fällen nicht mehr revidiert wurde.

Im letzten Aufsatz zur Architektur wendet sich *Philip Niewöhner* (113-127) dezidiert der Baudekoration zu. Er kann anhand einiger Kapitelle aus dem 5./6. Jh. n. Chr. feststellen, dass es zu dieser Zeit einen Rückbezug auf alte Dekorationsformen, in diesem Fall auf die plastische Ausarbeitung eines „feingezahnten Akanthus mit fleischigem Blatt“ (113), gab. Er zeigt somit auf, dass auch in Konstantinopel durchaus alternative Ausarbeitungsmöglichkeiten zur Verfügung standen. Niewöhner setzt sich bei seiner Untersuchung kritisch mit dem Werk Stubes zur Baudekoration auseinander.

Im zweiten Teil des Sammelbandes „Malerei und Kult“ wendet sich *Dieter Korol* (131-153) mit Unterstützung von *Matthias Stanke* der David-und-Goli-

ath-Darstellung im ‚Baptisterium‘ von Dura-Europos zu. In der neueren Forschung wurde die Wandmalerei mit einer Miniatur aus dem Vatopedi Psalter verglichen und die These aufgestellt, die Darstellungen ließen sich auf einen gemeinsamen Archetyp zurückführen. Mit einer präzisen Untersuchung des Fundes in Dura-Europos kann Korol die These nicht nur widerlegen, sondern er legt eindrucksvoll eine neue Rekonstruktion der Darstellung vor. Ferner macht er auf die regional geprägte Ausführung, wie den parthischen Halschmuck Goliaths, aufmerksam und verweist damit auf eine zeitgenössische und lokale Adaption dieses Bildthemas.

Stephan Westphalens (155-165) Aufsatz führt mitten in die syrische Wüste, nach Palmyra, und beschäftigt sich mit den christlichen Hinterlassenschaften der Stadt. Ausgangspunkt ist der Beltempel und seine Umgestaltung zu einer christlichen Kirche. Außer kleinen baulichen Maßnahmen, wie der Ausrichtung des Tempels nach Osten, sind noch Reste bzw. Schatten der alten Ausmalung zu erkennen. Die Heiligenfiguren lassen sich leider nicht mehr bestimmten Personen zuordnen, gehören aber zu den ältesten christlichen Wandmalereien.

Die Frage nach der Kathedrale bzw. Bischofskirche von Palmyra kann Westphalens nicht endgültig beantworten. Er spricht sich aber dafür aus, dass zunächst das ehemalige Belheiligtum als Kathedrale fungierte, bevor sie dann im 8. Jh. n. Chr. durch eine neue Basilika abgelöst wurde.

Einen weiteren sehr informativen Aufsatz verfasste *Vasiliki Tsamakda* (167-195). Sie gibt einen versierten Überblick über die aktuelle Homilienforschung und versucht, auf deren Grundlagen neue Erkenntnisse für die kunsthistorische Untersuchung von Homilien- und Evangelienillustrationen zu erlangen. Im Mittelpunkt steht das berühmte Diatessaron des Syrers Tatian. In der Diskussion um den Florentiner Codex bleibt sie skeptisch und schließt sich nicht der These an, die Darstellungen könnten bis in die Entstehungszeit des Diatessarons bzw. bis in die Spätantike zurückgehen. Tsamakda sieht sie als spätere Zutat an, die entweder zur Zeit des persischen Übersetzers, der im 13. Jh. n. Chr. die syrische Vorlage ins Persische übertrug, oder des Kopisten im 16. Jh. n. Chr., der diese Ausgabe anfertigte, hinzukamen. Dennoch hält sie es durchaus für möglich, dass Homilien bzw. das Diatessaron Auswirkungen auf die Evangelienillustrationen hatten, was sie auch anhand einiger Bildbeispiele, die Besonderheiten des Diatessarons aufgreifen, darstellt.

Achim Arbeiter (197-213) verbindet den Osten mit dem Westen. Er thematisiert „christliche Pilgermitbringsel“ (197), genau genommen syropalästinische Terrakotta-Eulogien, welche ihren Weg nach Lusitanien fanden. In einer klei-

nen Kirche wurden vier solcher selten erhaltenen Erdmedaillons in einem Reliquiar geborgen. Die Eulogien dienten hier augenscheinlich nicht nur als Devotionalien, sondern sogar als Reliquien. Trotz ihres äußerst desolaten Zustands versuchte Arbeiter die Ikonographie dieser kleinen christlichen Objekte zu entschlüsseln. Zwei der insgesamt drei Bildthemen kann er anhand von Vergleichsbeispielen relativ sicher identifizieren. Interessant ist die Auswahl der neutestamentarischen Themen, die in Zusammenhang mit dem Pilgerwesen gebracht werden können. So erkannte Arbeiter eine Anbetungsszene der heiligen drei Könige und den Einzug Jesu in Jerusalem. In Lusitanien lässt sich eindeutig nachweisen, wie Arbeiter anhand des Fundkontextes gezeigt hat, dass die Herkunft der Erdmedaillons aus geheiligtem Boden ausreicht, um den Status einer Kirchenreliquie zu erhalten.

Christine Stephan-Kaissis (215-227) befasst sich mit der Verehrung einer besonderen Art von Heiligen, den Styliten. Im Zentrum steht dabei die Darstellung eines Säulenheiligen im so genannten Chludovpsalter. Aufgrund der strengen, asketischen Lebensführung der Styliten und des damit verbundenen Willens zur Annäherung an das lebende Abbild Gottes wurden die Säulenheiligen bereits zu Lebzeiten verehrt. Stephan-Kaissis spricht in diesem Zusammenhang von ἔμψυχες εἰκόνες, von „beseelten Bildern“. Sie zeigt anschaulich auf, dass die Ikonographie der Miniatur im Chludovpsalter ebendiese spezielle Art der Kultverehrung wiedergibt, und verdeutlicht damit auch die Bedeutung und das Verständnis des Bildes, der Ikone, die gerade z.Z. des Ikonoklastenstreits in Frage gestellt wurde.

Auch im nächsten Aufsatz geht es um die Wirkkraft, *dynamis*, von Bildern und um die Bedeutung des Sehens für den Glauben. *Gerhard Wolf* (229-240) wendet sich zunächst der Reise Egerias nach Edessa zu. Die gallische Pilgerin besuchte im 4. Jh. n. Chr. die Stadt der Abgarlegende. Im Mittelpunkt standen zu dieser Zeit der Briefwechsel zwischen Jesus und Abgar V., dem König, der, bevor er Christus gesehen hatte, an ihn glaubte. Bereits kurze Zeit später tritt in den Quellen ein nicht von Menschenhand geschaffenes Christusbild, ein sog. *acheiropoieton*, hinzu. Dieses Christusbild unternahm ebenfalls eine Reise. Es wurde 944 n. Chr. nach Konstantinopel gebracht. Diese Reise wird auf einem Kunstwerk, dem Mandyllion von Genua, dargestellt. Dieses Mandyllion ist eine Replik des Christusbildes von Edessa, kunstvoll eingefasst in einen goldenen Rahmen, auf dem Bilder eingearbeitet sind. Wolfs anschauliche Analyse allein des Rahmenbildes, welches die besagte Reise nach Konstantinopel erzählt, zeigt die Bedeutung und Wunder- und Heilkraft des Christusbildes auf. Es ließe sich der Transfer der *dynamis* Christi von Jerusalem nach Edessa, von Edessa nach Konstantinopel und dann in Gestalt einer Replik des Christusbil-

des nach Genua nachvollziehen. Ausschlaggebend ist für Wolf der Aspekt des Sehens. Er zieht sich nach seinen Ausführungen durch die Legende, den Bericht Egerias, die Wundertaten und die Verehrung der Briefe und des Christusbildes.

Die Aufsätze in dem Sammelband beschäftigen sich mit spezifischen Problemen im Bereich der Archäologie und Kunstgeschichte, die sich unter dem weiter gefassten Buchtitel „Syrien und seine Nachbarn von der Spätantike bis in die islamische Zeit“ zusammenfinden. Da sich die Beiträge an den Forschungsinteressen Strubes orientieren, wäre eine ausführlichere Einführung in das Oeuvre von Christine Strube wünschenswert gewesen. Die Aufsätze sind stets gut eingeleitet und führen den Leser auch wohlbehalten in unbekanntes Terrain. In der Einleitung findet sich zudem eine kurze Zusammenfassung aller Aufsätze. Zusätzlich gibt es einen Bildanhang mit zahlreichen nach Beiträgen gegliederten Plänen, Zeichnungen und Schwarzweiß-Fotografien von hervorragender Qualität. Es werden neue Erkenntnisse im Bereich einzelner Ausgrabungen präsentiert und angesichts der vielen neuen Denkanstöße, neuen Sichtweisen und Revisionen überalterter Überzeugungen kann der Sammelband einen wichtigen Beitrag zum wissenschaftlichen Diskurs leisten.

Jana Müller-Sieghardt, M.A.
Universität zu Köln
Historisches Institut, Alte Geschichte
Albertus-Magnus-Platz
D-50923 Köln
E-Mail: jana.mueller-sieghardt@uni-koeln.de

Dietrich BOSCHUNG – Henner VON HESBERG, Die antiken Skulpturen in Newby Hall sowie in anderen Sammlungen in Yorkshire. Mit Beiträgen von Werner Eck, Andreas Linfert (†) und Georg Petzl. Monumenta Artis Romanae 35. Wiesbaden: Reichert Verlag 2007, 320 S., 497 s/w-Abb., 4 farb. Abb.

Einige der vorwiegend im 18. Jh. begründeten Antiken-Sammlungen in englischen Schlössern beherbergen einen ansehnlichen Bestand an Skulpturen der griechisch-römischen Antike, die lange Zeit kaum zugänglich und daher nur unzureichend publiziert waren. Die MAR-Reihe hat es sich zum Ziel gesetzt, diesem Umstand Abhilfe zu leisten und somit ist es dem Forschungsarchiv für Antike Plastik in Köln zu verdanken, dass in den letzten Jahrzehnten bereits einige in umfassenden und bebilderten Katalogen erschlossen wurden: Lever Gallery und Hope Collection (Bd. 16), Woburn Abbey (Bd. 20), Schloss Broadlands (Bd. 21), Farnborough Hall (Bd. 23), Chatsworth House (Bd. 27), Petworth House (Bd. 28), Holkham Collection (Bd. 30) und Castle Howard (Bd. 31). Der vorliegende Band setzt diese Reihe mit der Sammlung von William Weddell in Newby Hall, Yorkshire, und anderen kleineren Sammlungen fort und schließt somit dankenswerterweise eine weitere Lücke in der Bestandschließung der Antiken in englischen Schlössern.

Der Großteil der Antiken der Sammlung in Newby Hall sowie von sieben weiteren Sammlungen in Yorkshire wird in dem vorliegenden Band erstmals eingehend samt einer, so weit wie möglich umfassenden Fotodokumentation erschlossen. Während die Forschung bisher meist nur auf kurze Erwähnungen, Zeichnungen, alte Fotoaufnahmen und flüchtige Beschreibungen (S. 13) zurückgreifen konnte, wurden diese Stücke nun systematisch und auf Autopsie begründend erfasst. Ein weiterer Teil der Sammlungen war bislang gar unpubliziert und kann nun überhaupt erst Eingang in die Forschungsdiskussion finden (so Kat. N18, N20, N22, N28, N38, N41, N45, N46, N47, N56, F1, Ha1, Ha2, Ho2, Ho6, No1, No3, Ro1, Ro3, Ro5, Ro21, Ro24?, Ro25, S2, S6, S9).

Der vorliegende Band besteht aus 173 Seiten und 140 Tafeln (2 in Farbe, 138 in Schwarz-Weiß).

Im Vorwort des Herausgebers (S. 9) und der Autoren (S. 11) werden Grundlagen und Verlauf der Fotokampagnen vor Ort (1972-1976, 1979, 1981) dargelegt sowie Danksagungen ausgesprochen.

Der Großteil des Bandes (S. 13-112, Taf. 1-84) ist der umfangreichen Sammlung in Newby Hall gewidmet. Der Besprechung der Sammlungsgeschichte (S. 13-31) folgt der detaillierte Katalog von 69 Stücken (S. 33-112).

Die Antikengalerie in Newby Hall bei Ripon in North Yorkshire entstand vorwiegend in den 1760er Jahren durch William Weddell, welcher 1762 das Anwesen erbt (S. 14-15). William Weddell, von Thomas Robinson und Charles Watson-Wentworth in seiner Affinität zur römischen Antike geprägt und zugleich in seiner politischen Karriere gefördert, reiste 1764 nach Italien. Etappen seiner Reise waren Turin, Mailand, Genua, Bologna, Florenz, Rom, Neapel und Venedig. Die meiste Zeit verbrachte er in Rom, bevor er 1765 nach England zurückkehrte und Mitglied des Roman Club und der Society of Dilettanti wurde. Es war Thomas Robinson, der den Kontakt von Weddell zum renommierten Antikenhändler Thomas Jenkins herstellte. Über Jenkins erwarb Weddell denn auch den Großteil seiner Antiken. Des Weiteren umfasste seine Galerie Gemälde (u.a. über Jenkins und Gavin Hamilton erworben) sowie Wandteppiche aus Paris. Wie die Autoren durch eine genaue Quellenuntersuchung zeigen können, kamen zahlreiche der von Weddell erworbenen Antiken mit bekannter Herkunft erst kurz vor ihrem Verkauf ans Tageslicht und stammten vorwiegend aus vier Bereichen in und bei Rom (S. 15-20): aus dem Areal westlich des Claudius-Tempels (N14, N15), den „Sallustgärten“ im Areal der Villa Belloni, vormals Villa Altieri (N19, N16 oder N17, N37), den Nekropolen bei der Porta Latina (N54, möglicherweise auch N48-N51, N53, N55) sowie einem Fundort bei Tivoli außerhalb Roms (N9). Zehn Skulpturen stammten außerdem aus dem römischen Kunsthandel – und somit zum Teil aus älteren römischen Antikensammlungen – und wurden nachweislich von B. Cavaceppi (N3, N9, N12, N27, N37, N42, N43, N52) und J. Nollekens (N1, N2) ergänzt. Auf S. 20-24 werden prominente Stücke der Antikengalerie hinsichtlich ihrer Rolle in der kunsthistorischen Diskussion des 18. und 19. Jhs. hervorgehoben (insbesondere die Eros-Herme N9, die Statue des „Brutus“ N14, die Venus Barberini N1 und die Minervabüste N15). Besondere Diskussion finden außerdem die Athenastatue N2, die mehrfach als Vorlage für neuzeitliche Ergänzungen und Kopien diente, sowie die antiken Porträts, die in ihrer Bedeutung als politische Bekenntnisse hervorgehoben werden: Vor diesem Hintergrund werden die Auswahl der Porträts bzw. die vorgenommenen Benennungen und Identifizierungen mit Persönlichkeiten der römischen Republik verständlich. Von grundlegender Bedeutung für die Identifizierung der Stücke, deren Eingang in die Antikengalerie und deren Aufstellung ist für die Autoren das Inventar von 1794, angefertigt nach Weddells Tod, eine Skizze der Sammlung samt Notizen von C. Townly aus dem Jahr 1779 sowie die Beschreibung der Sammlung durch J. Dallaway von 1800. Mit der Betrachtung der Antikengalerie als Komplex und der Aufstellung der Skulpturen in deren drei aufeinanderfolgenden Räumen schließt das Kapitel zur Sammlung ab (S. 24-28): In der Raumkonzeption und der Aufstellungsart der Stücke zeigt sich offenbar mehr der Anspruch einer „eingehenden und intimen Betrachtung der Kunstwerke“ als das Streben nach einer „überwältigenden und effektvolle[n] Präsentation“ (S. 25). Auch die Stuckdeko-

rationen an den Wänden der drei Räume werden hier samt ihrer Vorbilder diskutiert und im Tafelteil abgebildet (Taf. 136-140). Gerade für diese Fragestellung ist allerdings der Verzicht auf Farbfotos bedauerlich, da die sanfte Farbgebung und pastellfarbenen Rottöne in den Interieurs den intimen Charakter der Sammlungsräume nochmals unterstreichen.¹ Nicht diskutiert werden in diesem Rahmen außerdem Umgestaltungen und Umstellungen der Stücke innerhalb der Räume, so dass die Angaben im Katalog bzw. im frühen Inventar nicht immer mit den Abbildungen in Einklang zu bringen sind. Ein wenig unklar bleibt zudem die Einbindung der drei Galerieräume im gesamten Anwesen sowie die Besprechung anderer Räumlichkeiten, in denen ebenfalls antike Stücke aufgestellt waren (S. 28). Eine abschließende Konkordanztafel der Objekte aus den vier grundlegenden archivischen Quellen (s.o.) erleichtert die Identifizierung der Stücke in den Räumen (S. 29-31).

Der Katalog ist umfassend und detailliert. Als besondere Leistung für zukünftige Forschungen ist die penibel durchgeführte Beurteilung und Unterscheidung von Originalteilen, Ergänzungen und modernen Bearbeitungen hervorzuheben. Die Katalogtexte sind, mit leichten Variationen, wie folgt aufgebaut: Standort, Maße, Material, Herkunft, Erhaltung und Ergänzung, Literatur, neuzeitliche Quellen zur Herkunft, Beschreibung, Typusbesprechung und Datierung. Umstände wie die erste Nennung in der Sammlung und Aufführung in frühen Dokumenten lassen sich zwar geschlossen im Kapitel zur Sammlungsgeschichte nachlesen (S. 15-24), sind im Katalogteil aber, besonders dort, wo sichere Informationen fehlen, nicht immer für jedes Stück konzipiell zusammengefasst und diskutiert. Spärlich sind zudem systematische Informationen zur Oberflächenbehandlung zum Beispiel im Hinblick auf (moderne?) Politur.

Unter den 69 Stücken befinden sich neben Statuen, Köpfen und Büsten auch Puteale, Kandelaberbasen, Dreifüße, Löwenfüße, Grabaltäre, Urnen, Wannen, ein Sarkophag sowie ein apulischer Kolonettenkrater. Bei 13 Stücken (N57-N69) gehen die Autoren von neuzeitlichen Arbeiten des 17. bis 18. Jhs. aus. Einige Werke der Antikengalerie seien hier noch hervorgehoben. Als Glücksfall zu betrachten ist zunächst die Tatsache, dass die Statue der „Venus Barberini“ (N1) im Laufe der Arbeiten des Forschungsarchivs fotografisch aufgenommen und wissenschaftlich erfasst werden konnte, da sie im Jahr 2002 verkauft wurde, sie somit heute nicht mehr Teil der Sammlung und ihr heutiger Standort unbekannt ist. Im Falle von weiteren Objekten (so etwa N2, N8) konnten die Autoren mit den Stücken aus Newby Hall die jeweils getreuesten Kopien des

¹ Hierzu sei empfohlen, in der Datenbank Arachne weitere Fotos des Forschungsarchivs zu den Sammlungsräumen zu berücksichtigen: <http://arachne.uni-koeln.de/item/sammlungen/1000068> (3.12.2010).

entsprechenden Statuentypus ausmachen. Von insgesamt besonderer Qualität sind außerdem N6, N7, N23. Des Weiteren konnten N4, N9, N12, N13, N38 als neue Repliken bereits bekannten Antiken zur Seite gestellt werden.

Einige Schwächen in der redaktionellen Überarbeitung insbesondere des Katalogteils – wie Wiederholungen (z.B. S. 35 und 36 zur Kopfwendung der „Venus Barberini“), uneinheitliche Systematik der Maßangaben (besonders bei Kopfmaßen) oder Verwechslung von rechts und links (S. 73 N32 „ergänzt sind [...] linke Schulter“, dem Foto nach, Taf. 49, handelt es sich jedoch um die rechte Schulter) – schmälern keineswegs den Wert des Gesamtwerks.

Im Anschluss an die Sammlung in Newby Hall werden die Antikenbestände von sieben weiteren kleineren Sammlungen in Yorkshire erstmals erfasst und publiziert (S. 113-164).

Besonders hervorzuheben ist hier die Sammlung in Duncombe Park (S. 112-118), welche mittlerweile verkauft wurde. Im Anschluss an die Besprechung der Sammlungsgeschichte – in welche die Behandlung verschollener Objekte integriert ist – werden im dazugehörigen Katalogteil die einzigen zwei Stücke erfasst, die einen Brand im Jahre 1879 überstanden haben (S. 115-118).

Ein einziges Objekt vertritt Fountains Abbey, wobei eine weitere Besprechung zur Geschichte des Anwesens (S. 118-119) ausbleibt.

Es folgt Harewood House (S. 119-120) mit zwei römischen Porträts (Ha1-Ha2), die Edwin Lascelles wohl 1738 in Italien erwarb.

Die Antikensammlung in Hovingham Hall (S. 120-125) umfasst sechs Objekte, unter denen sich u.a. der Kopf eines Pferdes von der Basis der Säule des Antoninus Pius in Rom zu befinden scheint (Ho6).

Nostell Priory folgt mit fünf Objekten (S. 125-133) und schließlich sei Rokeby Hall (S. 134-164) mit der von Thomas Robinson gegründeten Antikensammlung hervorgehoben. Robinson hatte 1729-30 Italien bereist und war eine der prominentesten Sammler-Persönlichkeiten im England des 18. Jhs. Seine Antikensammlung wurde nach 1769 verkauft und durch J.B.S Morritt nochmals vergrößert. Dieser war seinerseits 1794-1796 nach Kleinasien und Griechenland gereist, was zu einer ungewöhnlichen Erweiterung der Sammlung durch Fundstücke aus Griechenland und der Türkei, darunter Grabstelen, Torsi und Köpfe (S. 135), führte. Zahlreich sind in Rokeby Hall auch Monumente mit Inschriften, darunter griechische und römische Grabinschriften (Ro10-Ro14, Ro16-Ro24) so-

wie Altäre (Ro7-Ro9). Durch diese zwei Objektgruppen (Inschriften und griechische Plastik) sind in Rokeby Hall deutliche Akzente zu spüren, wodurch der ansonsten in englischen Antikensammlungen oftmals festzustellende Kanon antiker Werke durchaus variiert wird.

Als letzte Sammlung wird Sledmere House (S. 153-164) mit neun antiken Skulpturen sowie 17 neuzeitlichen Kopien erfasst.

Nach dem Abbildungsnachweis (S. 165) schließen zwei Register den Textteil ab (S. 166-173): Neben einem Allgemeinen Sachregister (inklusive epigraphischem Quellenregister) gibt es ein Standortregister sowie eine weitere Konkordanztafel für Newby Hall mit dem grundlegenden Werk von Adolf Michaelis (*Ancient Marbles in Great Britain*, 1882).

Der vorliegende Band ist sowohl für die Geschichte der Antikensammlungen des 18. Jhs. als auch als Beitrag für Forschungen zur antiken Plastik von größtem Wert. Hierfür bietet die Erfassung und Besprechung der Einzelstücke durch eine akkurate Autopsie, durch hervorragendes fotografisches Material und durch eingehende Typenbesprechungen eine optimale Grundlage. Insbesondere die „rechtzeitige“ Erfassung von Einzelstücken (so N1) oder gar ganzer Sammlungen (so Duncombe Park vor dessen Verkauf in den letzten Jahren) ist als Glücksfall zu betrachten. Das vorgelegte Fotomaterial schließlich ist ausgezeichnet und umfasst zumeist Gesamt-, Vorder-, Seiten- und Detailaufnahmen; das weitgehende Fehlen von Aufnahmen der Rückansichten ist den Umständen vor Ort zuzuschreiben (S. 9) und keinesfalls dem Gesamtvorhaben anzulasten.²

Insgesamt ist der MAR-Band zu Newby Hall und weiteren sieben Sammlungen in Yorkshire als beachtliche Leistung und als unersetzbarer Beitrag für zukünftige Forschungen einzuschätzen.

Nele Schröder, Dr. des.
„Berliner Skulpturennetzwerk“
Freie Universität Berlin
Institut für Klassische Archäologie
Otto-von-Simson-Str. 11
D-14195 Berlin
E-Mail: nschroe@zedat.fu-berlin.de

² Besonders bedauernd ist dies z.B. für N3 und N6; auch hier sei empfohlen, weitere nicht in die Publikation eingegangene Aufnahmen in Arachne zu konsultieren: <http://arachne.uni-koeln.de/item/sammlungen/1000068> (3.12.2010).

Peter BUSCH – Jürgen K. ZANGENBERG (Hgg.), Lucius Annaeus Cornutus. Einführung in die griechische Götterlehre. Griechisch und deutsch. Herausgegeben, eingeleitet und übersetzt. Texte zur Forschung Bd. 95. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2010, 171 S.

Die Bedeutung der *Epidrome* wird auf der Rückseite des in der WBG-Reihe „Texte zur Forschung“ erschienenen Buches sehr genau begründet: „Die Schrift ist für Philosophen und Altphilologen gleichermaßen interessant, da sie ein wichtiges Zeugnis für das Verständnis der Stoa einerseits wie für die römische Mytheninterpretation andererseits bietet. Darüber hinaus ist Cornutus (...) für Theologen als religionsgeschichtliches Vergleichswerk zu den frühen Schriften des Neuen Testaments von großer Bedeutung.“ – In der Tat wäre es zu begrüßen, wenn diese schwer zugängliche, schlecht überlieferte und nur mehr fragmentarisch erhaltene Materie und ihr Autor einem breiteren Publikum bekannt gemacht würden, da alle bisherigen Bemühungen sich auf die Textgrundlage einer Edition von 1881 stützen müssen; auch BUSCH und ZANGENBERG, beide von Hause aus Theologen, verwenden, wie auch 2003 RAMELLI, den LANGschen Text und betonen die Wichtigkeit einer neuerlichen kritischen Edition.

Dem Text und der Übersetzung der *Epidrome* sind ein Vorwort (7-8), Literaturangaben (9-17) und eine Einleitung vorangestellt. Diese widmet sich dem Leben und Werk des Cornutus und seinem Nachwirken (19-33), um dann deziert in die *Epidrome* einzuleiten: Behandelt werden Form und Zielsetzung, die stoische ‚Physik‘ des Cornutus und die Gliederung der Welt und ihre Entstehung (35-49). In einem etwas kürzeren Exkurs beschäftigen sich die Herausgeber mit der mythologischen Tradition bei Cornutus und seinen Autoritäten (49-65). Der Hauptteil bietet Text und Übersetzung der *Epidrome* (66-157); darauf folgt ein Verzeichnis der im Text vorkommenden mythologischen Gestalten, samt Kurzbeschreibung und Quellen (158-166). Ein Stellenregister der antiken Autoren beschließt das Buch (167-171).

Daß diese Ausgabe der *Epidrome* mit Einleitung und Übersetzung dennoch nicht überzeugt, liegt weniger am Stoff, sondern vielmehr an der Qualität der Bearbeitung, die vor Fehlerhaftem nur so strotzt. Es mag beckmesserisch wirken, auch die Sorgfalt in den kleinsten Dingen anzumahnen, doch wenn schon im Vorwort (7) der Vorname des Herausgebers der kritischen Edition von 1881, Carl LANG, konsequent und falsch mit K verschrieben wird, sieht sich ein Rezensent zu weiteren ‚Belastungstests‘ genötigt. Ebenfalls im Vorwort und ebenfalls falsch ist (nicht durchgehend) die Schreibung ‚Glen MOST‘

statt Glenn MOST, dessen Beitrag zu Cornutus in der ANRW als ‚Lexikonartikel‘ zu bezeichnen höchst fragwürdig ist. Im Literaturverzeichnis (9) heißt der Herausgeber CLAUSEN, nicht ‚CLAUSSEN‘, der Verfasser von „Der Aristotelismus bei den Griechen“ MOREAUX und nicht ‚MORAUX‘ (14). Formal ist auffällig, daß Periodika und Lexika teilweise, nach welchem Schema auch immer, abgekürzt werden oder auch nicht. Unter diesen Abkürzungen finden sich dann Phantasieprodukte wie ‚PRE‘ für RE (12). Ebenso finden sich nicht behobene Druckfehler wie ‚Leiden² 1987‘ (11) und fehlende Orte der Originalausgabe, wo der Nachdruck benutzt wurde. Dies entspricht nicht gängigen bibliographischen Gepflogenheiten.

Auch wenn in der Einleitung Aussagen mit der gebotenen Vorsicht gemacht werden, scheint diese dann doch immer wieder mißachtet zu sein. So geht die Vermutung (25), Senecas allegorische Mythenkritik in *benef.* 1,3,8 könne darauf hindeuten, daß „sich auch Cornutus trotz der gemeinsamen stoischen Grundorientierung mit Seneca nicht verstand“ weit über das hinaus, was man aus einer Stelle folgern darf. Und auch, ob man Burrus als Senecas Gönner (27) bezeichnen kann, ist fraglich. Weitere Mißverständnisse scheinen bei der LANG’schen Edition aufgetreten zu sein. Die „zahllosen durch Benutzung der eckige Klammern dokumentierten Konjekturen“ (35) bezeichnen unglücklich formuliert die auch in *nota* 55 vermerkten zahlreichen Athetesen LANGS, die dieser, in der Hochzeit der Quellenkritik, wohl reichlicher gesetzt hat als notwendig. Ebenfalls werden der trockene und ungeordnete Stil und die vielfältigen Meinungen in den ersten Kapiteln der *Epidrome* wohl auch der doxographischen Literatur geschuldet sein, ohne daß dies an einer Stelle erwähnt wird. Doch auch hier wird der Leser durch eine Vielzahl von Fehlern im Griechischen vom eigentlichen Inhalt abgelenkt, wofür eine kleine Auswahl zur Illustration dienen soll: 28 σὺν Μουσωνίου (sic!) statt Dativ, 36 und passim στοιχεῖαι statt *neutrum plurale*, 41 ἡ μάλιστα ἀληθὴς δόγμα statt τὸ ἀληθὲς δόγμα, 44 „bewegen“ (θεύσις), 48 κράσις mit Akut statt Zirkumflex, 50 werden die ‚Früheren‘ (in Umschrift) nicht nur als palaioi, sondern mit Adverb als ‚palai‘ bezeichnet, was 51 zum Satzanfang „die palai unterstellten ...“ führt, 57 φιλοσοφία πρότη, 60 μυθικότερον, 66 ὀνόμασθαι, ein augmentierter Infinitiv.

Auch zahlreiche Formulierungen der Einleitung sind entweder unglücklich oder deplaziert: „Für eine *creatio ex nihilo* ist hier kein Platz“ (44) – ein Gedanke, der der Antike völlig fremd sein mußte; „die terminologische Differenzierung dieser Autoren in archaioi und palaioi hat keine gestaltende Funktion“ (51) – sehr wohl ein Mittel der *variatio* und terminologisch dasselbe bedeutend; „philologische Textkritik wurde in den antiken akademischen Schul-

betrieb integriert und neben ‚wissenschaftlich‘ verantworteter Allegorese betrieben“ (61).

Leider setzen sich die Ungenauigkeiten auch in der Übersetzung fort, weswegen auch hier nur einige Beispiele gegeben werden: ἐνίοι und τινές wird beides mit ‚einige‘ übersetzt, ἔφασαν = sie sagen (Präs.) (67), ναόμενος (*lege*: ναιόμενος = ‚schwimmen‘ ?) (76), ὑπόστασις = Wirklichkeit (77), πολυδράστεια = Vieltun (83), δημιουργός = Verursacher (83), συνεῖναι = miteinander umherziehen (85), λόγος, zugegebenermaßen ein schwer zu übersetzendes Wort, wird teilweise gar nicht übersetzt, was die beste Lösung wäre, manchmal firmiert es als ‚Vernunft‘, dann als ‚Prinzip‘. Schlichtweg falsch ist die Übersetzung 71 ὅθεν καὶ διαίρουντες Αἴδην αὐτὸν ὀνομάζουσιν mit „weshalb ihn (sc. Hades) einige diphthongierend aides (ungesehen) nennen“, da a-i an dieser Stelle eben kein Diphthong, sondern Alpha privativum ist, weswegen in der Umschrift außerdem das Trema fehlt. In der Übersetzung schlägt überdies die – schon in der Einleitung wohl gutgemeinte – Unterstützung für Nicht-Gräzisten, relevante griechische Termini in deutscher Umschrift wiederzugeben, durch willkürliche Verwendung in ihr Gegenteil um, da teilweise nicht nur der eigentliche Begriff in die Klammer gerät, sondern auch eine gesamte Präpositionalkonstruktion: z.B. „kata meros“ (83) für den Begriff ‚Anteil‘. Darüber hinaus scheinen sich die Herausgeber bis zum Ende nicht darüber einig geworden zu sein, ob man griech. Φ durch ph oder f auszudrücken habe. Das führt dann neben ‚physis‘ (69) zu ‚fysis idein‘ (71), und auch das υ ist, wie das ου, ein Kandidat, der auf einer Seite (83) mal mit u, ‚sullambano‘, und mal mit y, ‚syllabe‘, geschrieben wurde, was im Falle stammverwandter Wörter besonders störend ist und insgesamt besser hätte weggelassen werden können. Ebenso überflüssig und unnötig ist das um Erklärungen aufgeblähte Verzeichnis mythischer Gestalten am Schluß des Bandes (158-166), das stellenweise auch im Ausdruck schwierig ist: Aus dem Satz (159) „stritt mit Poseidon um den Besitz einer Stadt und bekam diese letztendlich durch die Gabe eines Ölbaums“ ist die Geschichte von Athene wohl nur noch für den Kenner lesbar. Daß Charon „die Toten mit einem Nachen mit Ruder und Stange versetzt“ (159) will man nicht hoffen, ebenso merkwürdig ist der „autorisierende Heroldstab“ des Hermes (161), und wohl ein Druckfehler ist, daß Nyx „die Mutter des Schlafes (Hymnos)“ (163) ist. Daß Omphale „kurzzeitig Besitzerin des Herakles ist, der für sie Sklavendienste entrichtet“ (164), mag richtig sein, klingt aber trotzdem seltsam; falsch dagegen ist, daß Prometheus „das Feuer auf einem Narthexstengel“ (164) vom Himmel brachte, was eher an olympische Fackelläufe erinnert.

Die oben aufgezählten Hauptkritikpunkte stellen einen schweren Einwand gegen die Benutzbarkeit des Buches in seiner jetzigen Form dar; sie sind aber wohl

in einer Überarbeitung heilbar. Gleichzeitig allerdings läßt das Buch das Desiderat einer modernen, kommentierten Edition schmerzlich spürbar werden.

Dr. Jens-Olaf Lindermann
Freie Universität Berlin
DFG Cluster of Excellence TOPOI
Lehrstuhl für Bürgerliches und
Römisches Recht
Boltzmannstraße 3
D-14195 Berlin
E-Mail: j.lindermann@fu-berlin.de

Heiner KNELL, Kaiser Trajan als Bauherr. Macht und Herrschaftsarchitektur. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2010, 152 S., 49 s/w-Abb.

Seit den 1960er Jahren wurden die architektonischen Überreste von Bauten Roms, die Kaiser initiiert haben, zunehmend als Macht- und Herrschaftsarchitektur begriffen und im Rahmen des jeweiligen politischen Umfelds interpretiert. Das hatte mehrere Gründe: Seit dem zweiten Weltkrieg entstanden viele Materialvorlagen, die genauere Kenntnisse zur Rekonstruktion und vor allem Datierung der einzelnen Bauten unter Einbeziehung literarischer und epigraphischer Quellen erlaubten.¹ Gleichzeitig wurden verstärkt Ansätze einer in der Sprachwissenschaft entwickelten Semiotik auf das archäologische Material übertragen. Dies machte es möglich, kaiserliche Bauten als Zeichenträger bestimmter ihnen innewohnender Botschaften zu verstehen, die es nur mehr zu dekodieren galt.²

Im Fokus früher Untersuchungen standen zunächst einzelne von Kaisern gestaltete, gut erhaltene Plätze und Baukomplexe wie das Forum Romanum und die Kaiserfora.³ Mit der zunehmenden Materialvorlage konnten bald auch mehrere unter demselben Kaiser entstandene Bauten zusammenhängend ausgewertet und mit seiner Politik abgeglichen werden. Den Interessen althistorischer und archäologischer Forschungen der 1970er und 1980er Jahre entsprechend lag anfangs ein Schwerpunkt auf Augustus, dessen Gebäude systematisch als Macht- und Herrschaftsarchitektur begriffen und im Kontext der Prinzipatsbegründung interpretiert wurden. Dies bot sich an, da Rom in augusteischer Zeit wohl seine umfassendste Neugestaltung erfuhr, die sich bis heute gut im archäologischen Befund abzeichnet. So ‚las‘ man die im Laufe seiner langen Herrschaft errichteten Bauten Roms als anfänglich hellenistisches Herrschaftsgebaren von Augustus, seine anschließende Zurücknahme in republikanischer Tradition und letztlich die Begründung und Legitimierung seiner Dynastie.⁴ Entsprechende Untersuchungen wurden bald auch für die

¹ H. von Hesberg – J. Lipps, *L'architecture romaine, évolution d'un champ d'études depuis les années 1950*, *Perspective* 2010/2011, Nr. 2, 217-221.

² U. Eco, *Einführung in die Semiotik* (München 1972) 293-356.

³ T. Hastrup, *Forum Iulium as a Manifestation of Power*, *AnalRom* 2, 1962, 45-61. P. Zanker, *Forum Augustum: das Bildprogramm*, *Monumenta artis romanae* 2 (Tübingen 1968). P. Zanker, *Das Trajansforum in Rom*, *AA* 1970, 499-544. P. Zanker, *Forum Romanum. Die Neugestaltung durch Augustus* (Tübingen 1972).

⁴ P. Gros, *Aurea Templata. Recherches sur l'architecture religieuse de Rome à l'époque d'Auguste*, *BEFAR* 231 (Rom 1976). P. Zanker, *Augustus und die Macht der Bilder* (München 1987). H. von Hesberg, *Die Veränderung des Erscheinungsbildes der Stadt Rom unter Augustus*, in: M. Hoffer (Hrsg.), *Kaiser Augustus und die verlorene Republik*, Ausstellungskatalog Berlin (Mainz 1988) 93-115. D. Favro, *The urban image of Augustan*

Bauten anderer Kaiser durchgeführt, wobei eine detaillierte Kenntnis ihrer jeweiligen Herrschaft und eine entsprechende Materialdichte ausschlaggebend waren und die Auswahl der behandelten Kaiser bestimmten.⁵ Durch das in den 1990er Jahren entstandene *Lexicon Topographicum Urbis Romae* ist die Quellenbasis zur kaiserlichen Bautätigkeit in Rom weiter verbessert und der Zugriff auf sie entscheidend erleichtert worden.⁶

Heiner Knell hat in den vergangenen Jahren mehrere in dieser Tradition stehende Untersuchungen vorgenommen. So beschrieb er 2004 die Bauprogramme römischer Kaiser von Augustus bis Domitian, 2008 die Bautätigkeit Hadrians und legte 2009 einen Aufsatz zum Pantheon vor.⁷ In dem hier angezeigten Buch zu trajanischen Bauten schließt er eine Lücke seiner bisherigen Arbeiten. Auf ein Vorwort und eine Einleitung, die besonders den historischen Hintergründen von Trajans Regierungszeit gewidmet ist, folgen erst dann neun Kapitel zu einzelnen trajanischen Bauprojekten. Eine Zusammenfassung, Literaturhinweise, ein Register sowie ein Abbildungsverzeichnis beschließen den Band.

Gegenstand sind dem Vorwort zufolge „Bauwerke und Baumaßnahmen, die von Trajan initiiert und in Auftrag gegeben oder gefördert worden sind“ (S. 7). Begründet wird die Untersuchung mit dem bisherigen Desiderat einer Gesamtbetrachtung trajanischer Architektur. Ziel ist es, die Bauten in Bezug auf Trajan zu verstehen und sie darüber hinaus in ihrer architektonischen Eigenart und architekturgeschichtlichen Bedeutung zu begreifen.

In der Einleitung (S. 9-25) erläutert Knell sein methodisches Vorgehen. Er versteht die behandelten Bauten als Träger von Botschaften, mit denen der Kaiser bestimmte politische und ideologische Ziele propagierte (S. 11). Zu deren Dekodierung bedient er sich, abgesehen von den Bauten selbst, auch literarischer und numismatischer Quellen.

Rome (Cambridge 1996). F. Kolb, Augustus und das Rom aus Marmor – Glanz und Größe, in: E. Stein-Hölkeskamp – K.-J. Hölkeskamp (Hrsg.), *Erinnerungsorte der Antike. Die römische Welt* (München 2006) 123-139. L. Haselberger (Hrsg.), *Mapping Augustan Rome*, JRA Suppl. 50 (Portsmouth 2002). L. Haselberger, *Urbem adornare. Die Stadt Rom und ihre Gestaltumwandlung unter Augustus*, JRA Suppl. 64 (Portsmouth 2007).

⁵ Bspw. M.T. Boatwright, *Hadrian and the city of Rome* (Princeton 1987).

⁶ E.M. Steinby (Hrsg.), *Lexicon Topographicum Urbis Romae I-VI* (Rom 1993-2000).

⁷ H. Knell, *Bauprogramme römischer Kaiser* (Mainz 2004). H. Knell, *Des Kaisers neue Bauten. Hadrians Architektur in Rom, Athen und Tivoli* (Mainz 2008). H. Knell, *Das Pantheon in Rom und die Sprache seiner Architektur*, in: G. Grasshoff – M. Heinzelmann – M. Wäfler (Hrsg.), *The Pantheon in Rome. Kolloquium Bern 9.-12. November 2006* (Bern 2009) 11-26.

Ferner beschreibt Knell das Leben Trajans, insbesondere seine Beziehungen zu Volk, Senat und Militär (S. 16f.), die Dakerkriege und die darin gemachte Beute als Finanzgrundlage für die kaiserliche Bautätigkeit (S. 19. 21f.) sowie die Rolle Apollodors (S. 19f.). Es folgt ein allgemeiner Überblick über Trajans Bautätigkeit. Zuletzt wird anhand literarischer Quellen Trajans Interesse an Architektur veranschaulicht, eine wichtige Voraussetzung für die folgenden Interpretationen (S. 23f.). Die behandelten Bauten werden in drei Gruppen eingeteilt: 1. Bauten, mit denen Trajan besonders seiner Sieghaftigkeit Ausdruck verleihen wollte, 2. Bauten, die die Liberalitas des Kaisers seinem Volk verdeutlichen, und 3. Bauten außerhalb Roms.

Den meisten Platz nimmt die Besprechung des Trajansforums ein. Seine enorme Bedeutung ergibt sich laut Knell aus Ort, Größe, Grundrissform, Funktionen und künstlerischer Ausstattung. Da es unmittelbar mit dem Namen des Kaisers verbunden sei, biete es sich für eine politische Interpretation in besonderer Weise an. Der Leser wird in zwei Durchgängen durch das Forum geführt. In einem ersten Durchgang (S. 33-37) wird der Grundriss mit den einzelnen Bauten und ihren jeweiligen Funktionen beschrieben. In einem zweiten Durchgang ‚dekodiert‘ Knell die verschiedenen mit dem Bau möglicherweise intendierten Botschaften (S. 37-60). Ziel Trajans sei demnach in erster Linie die Visualisierung militärischen Erfolgs, wie u.a. aus dem an Militärlagern orientierten Grundriss, dem an Triumphbögen erinnernden Eingangsbogen, den Dakerstatuen der Hallenarchitektur oder den der Basilica Ulpia (hypothetisch!) zugewiesenen Schlachtreiefs hervorgehe. Diese würden immer wieder direkt mit dem Kaiser verknüpft, sei es durch seinen Namen (Basilica Ulpia), sein Erscheinen in zahlreichen Reliefs oder sein Reiterstandbild auf dem Platz. Die unmittelbare Vergleichbarkeit der Anlage mit den älteren, kleineren Kaiserfora legitimiere Trajans Herrschaft und erhöhe den Kaiser zugleich gegenüber seinen Vorgängern. Daneben sei auf den durch die militärischen Erfolge erreichten Wohlstand abgehoben, etwa durch den Basilicabau als ein auch wirtschaftlich genutztes Bauwerk (S. 46-49). Zivile wie kriegerische Themen unter Herausstellung der kaiserlichen Tugenden fänden sich ferner an der die Dakerkriege darstellenden Trajanssäule und den benachbarten Räumen, möglicherweise Bibliotheken (S. 49-60). Zuletzt nimmt Knell zu dem vielleicht später im Norden dem Komplex angefügten Tempel Stellung (S. 60f.).

Die Sieghaftigkeit des Kaisers ist laut Knell auch die Hauptbotschaft des Tropaeum Traiani in Adamklissi. Seine durch den provinzialen Reliefstil begründete These, ein Teil der Rache Roms an den Dakern könnte es gewesen sein, „dass sie gezwungen wurden, die Bildreliefs, die ihre eigene Niederlage

priesen, selbst auszuführen und dabei ihre für jedermann erkennbaren, unzulänglichen Fähigkeiten auf alle Ewigkeit sichtbar in Stein zu meißeln“ (S. 68), wird man allerdings eher bezweifeln.⁸

Andere Bauten sollten den unmittelbaren Wünschen einer breiteren Allgemeinheit zugutekommen und der kaiserlichen Liberalitas Ausdruck verleihen. Hierzu zählen in den folgenden vier Kapiteln beschriebene Maßnahmen (S. 71-106). So habe Trajan den Circus Maximus als Ort baulichen Engagements gewählt, da dieser Bau und die darin stattfindenden Spiele beim Volk besonders beliebt gewesen seien.⁹ Anschaulich beschreibt Knell ferner die Trajansthermen mit zugehörigen Zisternen und der Aqua Traiana, einer neu gebauten Wasserleitung nach Rom. Obwohl der Bau relativ schlecht erhalten ist, gelingt es ihm, über Größe und Grundrissdisposition die oft diskutierte Bedeutung des Komplexes gerade auch für spätere kaiserliche Thermenanlagen herauszuarbeiten. Ferner werden die vielfältigen Nutzungsmöglichkeiten und die darin zum Ausdruck kommende luxuriös inszenierte Lebensform herausgestellt. Auch dieser Bau ließ sich vom Betrachter nach Belieben mit dem Kaiser in Verbindung bringen und ähnlich dem Kolosseum wurden auch die Trajansthermen über Resten der Domus Aurea gebaut. Bei den Trajansmärkten handelt es sich laut Knell hingegen um eine Marktanlage zum Handel verschiedener Güter, was die Fürsorge Trajans für das Volk bezeuge.¹⁰

Wie bereits in der Einleitung bemerkt engagierte sich Trajan außerhalb Roms besonders für die Infrastruktur (S. 107-134), was unter anderem am Beispiel der durch Meilensteine datierten Via Traiana anschaulich wird. Besonders geht Knell auf den durch den Senat gestifteten Ehrenbogen in Benevent ein, in dessen hervorragend erhaltenem Reliefschmuck verschiedene Qualitäten des Herrschers gerühmt würden. Als Beispiel eines Hafenausbaus durch Trajan beschreibt er Ancona und besonders den dort vom Senat errichteten Bogen. Ferner wird auf ein ähnliches Engagement Trajans am Hafen von Centumcellae verwiesen.

⁸ Zur Beurteilung provincialrömischen Kunstschaffens bspw. Chr. Ertel, Ähnliche Stilmerkmale römischer Steindenkmäler in verschiedenem geographischen und historischen Kontext. Ein Beitrag zur Neubewertung der ‚provinziellen‘ Kunst, in: P. Noelke (Hrsg.), Romanisation und Resistenz in Plastik, Architektur und Inschriften der Provinzen des Imperium Romanum, Kolloquium Köln 2001 (Mainz 2003) 13-20.

⁹ Tatsächlich ist allerdings unklar, wie stark der Bau seit flavischer Zeit beschädigt war und wie frei Trajan bei der Wahl seines Engagements am Circus wirklich war: F. Marcattili, Circo Massimo. Architetture, funzioni, culti, ideologia, BCom Suppl. 19 (Rom 2009), 219f.

¹⁰ Zu der seit den 1930er Jahren geführten Diskussion zur Funktion der sogenannten Trajansmärkte, die bei weitem nicht so klar ist wie von Knell dargelegt: R. Meneghini, I fori imperiali e i mercati di Traiano. Storia e descrizione dei monumenti alla luce degli studi e degli scavi recenti (Rom 2009) 187f. mit weiterführender Literatur.

Ausführlich wird anschließend Trajans Bautätigkeit am Hafen von Portus geschildert, dessen zweifellos große Bedeutung neuesten Forschungen zufolge, wonach hier kontinuierlich seit claudischer Zeit Baumaßnahmen stattfanden,¹¹ allerdings etwas zurückgenommen werden muss. Abschließend kommt Knell auf die allgemeine Bautätigkeit in Ostia zu Beginn des 2. Jhs. n. Chr. zu sprechen, vor allem auf Wohnbauten, „deren Entstehung auf den Bau dieses neuen Hafens zurückgegangen ist“ (S. 129).

Abschließend fasst Knell seine Überlegungen zusammen, wobei er die allgemeine Quellsituation sowie die einzelnen Bauten und die damit seines Erachtens zusammenhängenden Intentionen Trajans noch einmal aufführt (S. 135-142). „Einige dieser Beispiele konnten außerdem durch eine reichhaltige Ausstattung mit Bauskulptur, mit der besondere Leistungen und Erfolge sowie Ziele dieses Kaisers propagiert wurden, auch zu Trägern von Medien einer Bildpropaganda werden, die zeigen sollte und zeigte, in welcher Weise sich dieser Kaiser und sein Wirken selbst verstand und verstanden wissen wollte“ (S. 135).

Mit dem vorliegenden Buch gelingt Knell ein guter Überblick über trajanische Bauten vor allem in Rom und möglicherweise damit verbundenen Intentionen des Kaisers in der Tradition des eingangs skizzierten Forschungsansatzes. Als erster Zugriff zum Thema ist die Lektüre ausdrücklich zu empfehlen. Wer sich weiterführend mit den Monumenten beschäftigen möchte, könnte sich an drei Punkten stoßen:

1. Bei der schriftlichen wie bildlichen Darlegung der Befunde wird nicht immer der neueste Forschungsstand referiert, so etwa für das Trajansforum, was in manchen Fällen auch Auswirkungen auf die Interpretation hat. Bereits seit 2007 liegen gut zusammengefasst eine Reihe neuerer, teilweise schon früher publizierter Ergebnisse zum Trajansforum vor.¹² So wird aufgrund von Ziegelstempelanalysen diskutiert, ob die zum Bau des Trajansforums notwendige Geländeneivellierung bereits unter Domitian begonnen haben könnte, Trajan in der Wahl des Platzes somit stärker als bei Knell dargestellt durch die vorgefundenen Ausgangsbedingungen beeinflusst gewesen wäre (S. 29).¹³ Ferner

¹¹ S. Keay – M. Millett – L. Paroli – K. Strutt, *Portus. An archeological survey of the port of Imperial Rome*. Archeological Monographs of the British School at Rome (London 2005).

¹² R. Meneghini – R. Santangeli Valenzani, *I fori imperiali*. Gli scavi del Comune di Roma (1991-2007) (Rom 2007) 83-113. Inzwischen auf den neusten Stand gebracht bei: R. Meneghini, *I fori imperiali e i mercati di Traiano*. Storia e descrizione dei monumenti alla luce degli studi e degli scavi recenti (Rom 2009) 117-163.

¹³ E. Bianchi – R. Meneghini, *Il cantiere costruttivo del foro di Traiano*, RM 109, 2002, 412f. Darauf deutet auch die Vorgängerbebauung bei der Trajanssäule hin: R. Meneghini – R. Santangeli Valenzani, *I fori imperiali*. Gli scavi del Comune di Roma (1991-2007) (Rom 2007) 109f. Abb. 115. Die gleiche Diskussion wird übrigens auch für die sog. Trajansmärkte geführt: R. Me-

wurden inzwischen auf dem Gebiet des Trajansforums neue Statuenfragmente gefunden.¹⁴ Auch die Zugangssituation vom Augustusforum her stellt sich inzwischen anders dar, wodurch Knells Gedanken zum Eingang hinfällig werden (S. 39).¹⁵ Außerdem wird ein möglicher zweiter Eingang zum Forum von Norden her diskutiert.¹⁶ Vereinzelt entsprechen Abbildungen nicht dem aktuellen Forschungsstand (bspw. S. 27f. Abb. 4f. S. 35 Abb. 9).¹⁷ Teilweise ist auch von Knell ausführlich referierte Literatur nicht angegeben. Die These der auf S. 60f. erörterten aus der Mittelachse verschobenen Position des Tempels stammt bspw. von Amanda Claridge.¹⁸

2. Die von Knell zugrunde gelegte Prämisse, in den Bauten und ihrer Ausstattung vom Kaiser unmittelbar festgelegte Botschaften sehen zu können, könnte an manchen Stellen angezweifelt werden. So sind die beschriebenen, früher schon herausgearbeiteten Sinnbezüge, vor allem der starke, den Kaiser verherrlichende Siegescharakter des Trajansforums, sicher nicht zu bestreiten.¹⁹ Im Detail ist jedoch unklar, ob der Bau einer primär funktional ausgerichteten Basilica vorrangig auf den erreichten Wohlstand rekurrieren sollte (S. 46),²⁰ ob man von der Ikonographie des Kaisers auf einem Friesblock auf Alexander den Großen schloss (S. 45f.), oder ob seit der Sepulkralkunst flavi-

neghini, *I fori imperiali e i mercati di Traiano. Storia e descrizione dei monumenti alla luce degli studi e degli scavi recenti* (Rom 2009) 187 mit weiterführender Literatur.

¹⁴ Bspw. R. Meneghini, *I fori imperiali e i mercati di Traiano. Storia e descrizione dei monumenti alla luce degli studi e degli scavi recenti* (Rom 2009) 124 Abb. 146. S. hier auch die bei Knell nicht erwähnten zusätzlichen Exedren des Augustusforums, die sich unmittelbar mit dem Trajansforum vergleichen lassen.

¹⁵ R. Meneghini – R. Santangeli Valenzani, *I fori imperiali. Gli scavi del Comune di Roma (1991-2007)* (Rom 2007) 92-99.

¹⁶ R. Meneghini, *L'architettura del foro di Traiano attraverso i ritrovamenti archeologici più recenti*, RM 105, 1998, 127-148.

¹⁷ R. Meneghini – R. Santangeli Valenzani, *I fori imperiali. Gli scavi del Comune di Roma (1991-2007)* (Rom 2007) 103. Das widerspricht ein wenig dem im Vorwort erwähnten Anspruch, „Die Abbildungen in diesem Buch sollen keineswegs dazu dienen, die Texte lediglich zu illustrieren; sie sind vielmehr dazu bestimmt, die besprochenen Bauten selbst zu dokumentieren.“

¹⁸ A. Claridge, *Hadrian's lost Temple of Trajan*, JRA 20, 2007, 54-94.

¹⁹ Bes. P. Zanker, *Das Trajansforum in Rom*, AA 1970, 499-544. Die berechtigte Mahnung von Mark Trunk, „das architektonische Konzept des Trajansforums nicht inhaltlich so leichtfertig mit militärischen Inhalten“ zu belegen (M. Trunk, *Das Trajansforum – Ein „steinernes Heerlager“ in der Stadt?*, AA 1993, 285-291), bleibt dagegen ohne Wirkung.

²⁰ Die vor allem funktionale Bedeutung römischer Architektur geht anschaulich aus den Schriftquellen hervor: S. einige Beispiele bei: H. von Hesberg, *Römische Baukunst* (München 2005) 11f. Dass man mit dem Trajansforum zunächst einmal praktischen Bedürfnissen der Organisation des Gemeinwesens im öffentlichen Raum nachkam (R. Meneghini – R. Santangeli Valenzani, *I fori imperiali. Gli scavi del Comune di Roma (1991-2007)* [Rom 2007] 84f.), bleibt für Knell bedeutungslos.

scher Zeit häufig anzutreffende Adler²¹ beim Betrachter unmittelbar die bevorstehende Apotheose des Kaisers evozierten (S. 59f.). In hohem Grade spekulativ sind Knells Überlegungen, dass in der Architektur gelegentlich Tabubrüche des Kaisers zum Ausdruck kommen, an denen die Öffentlichkeit Anstoß hätte nehmen können (S. 31. 37f. 43. 61). Hier offenbart sich deutlich das methodische Problem des verfolgten Ansatzes, der letztlich scheinbar unabhängig vom archäologischen Befund funktioniert und stets zu demselben, bereits vorher feststehenden Ergebnis kommt (tritt der Kaiser prominent in Erscheinung, wird seine Sieghaftigkeit demonstriert, wenn nicht, seine Bescheidenheit. Unstimmigkeiten sind Tabubrüche.).

3. Ein letzter Kritikpunkt besteht in der nicht scharf umrissenen Quellengrundlage, wenn bspw. die Ehrenbögen in Benevent und Ancona unmittelbar als Ausdruck kaiserlicher Interessen verstanden werden, ohne zu berücksichtigen, dass es sich hier um vom Senat errichtete Monumente handelt.²² Ohne die nie hinreichend belegte Prämisse, auch solche senatorischen Monumente seien unmittelbarer Ausdruck kaiserlicher Interessen, eröffnet sich dagegen derzeit in der Archäologie die neue Perspektive – entsprechend der Erforschung der Mechanismen der gegenseitigen Kommunikationsprozesse zwischen Princeps und Senat durch die althistorische Forschung²³ –, auch die archäologischen Monumente differenzierter zu beurteilen. Einen solchen Ansatz hat für die genannten Ehrenbögen zuletzt Ortwin Dally vorgelegt, der Eigenheiten des Bogens als senatorischen Interessen verhaftet beschreibt²⁴.

²¹ D. Boschung, Antike Grabaltäre aus den Nekropolen Roms. *Acta Bernensia* 10 (Bern 1987) 16f.

²² Die Quellengrundlage wird verschieden definiert: „Bauten, Monumente und Gesamtanlagen, die auf Trajans Willen oder Anregung zurückgehen und seine Vorstellung reflektieren“ (S. 7). Etwas allgemeiner: „Gebäude und Baumaßnahmen sowie größere Anlagen oder auch Einzelmonumente, die mit dem Wirken Trajans als Kaiser und Bauherr in Verbindung stehen oder auf dessen Initiative zurückgegangen sind“ (S. 135).

²³ Zu den Mechanismen der Kommunikation zwischen Princeps und Senat zusammenfassend: G. Seelentag, Taten und Tugenden Traians. Herrschaftsdarstellung im Prinzipat. *Hermes Einzelschriften* 91 (Stuttgart 2004) 21-23. 30-34.

²⁴ O. Dally, Das Bild des Kaisers in der Klassischen Archäologie – oder: Gab es einen Paradigmenwechsel nach 1968?, *JdI* 122, 2007, 225-231. Dass Befunde im Rahmen eines zentral gesteuerten und durchdachten Bauprogramms nicht immer verständlich werden, sondern die Errichtung von Bauten in der Kaiserzeit unter Mitwirkung vieler verschiedener Gruppen durchaus interaktiv und spontan vonstatten gehen konnten, wird seit etwa zehn Jahren zunehmend betont: T. Hölscher, Augustus und die Macht der Archäologie, in: F. Millar u.a., *La révolution romaine après Ronald Syme. Bilans et perspectives*. *EntrHardt* 46 (Genf 2000) 237-281 bes. 243; M. Bergmann, Repräsentation, in: A.H. Borbein – T. Hölscher – P. Zanker (Hrsg.), *Klassische Archäologie. Eine Einführung* (Berlin 2000) 171f.; G. Weber – M. Zimmermann, Propaganda, Selbstdarstellung und Repräsentation. Die Leitbegriffe des Kolloquiums in der Forschung zur frühen Kaiserzeit, in: G. Weber – M. Zimmermann (Hrsg.), *Propaganda – Selbstdarstellung – Repräsentation im römischen Kaiserreich des 1. Jh. n. Chr.* (Stuttgart 2003) 11-40; A. Heinemann, Eine Archäologie des Störfalls. Die

Letztlich ist unklar, wie im Einzelnen der Senat auf den Planungs- und Entwurfprozess des Baus Einfluss nahm. Auch ist unbekannt, wer die Bögen zu welchen Teilen finanziert hat. Bei der Ausführung wird der Senat auf kaiserliche Rohstoffquellen und die damit verbundene Logistik zurückgegriffen haben. Dasselbe gilt vermutlich doch auch für die Architekten und ausführendes Personal. Diesen Fragen weiter nachzugehen, wird eine Aufgabe zukünftiger Forschungen sein.

Dr. Johannes Lipps
Institut für Klassische Archäologie
der Ludwig-Maximilians-Universität
Katharina-von-Bora Str. 10
D-80333 München
E-Mail: Johannes.Lipps@lmu.de

toten Söhne des Kaisers in der Öffentlichkeit des frühen Prinzipats, in: F. Hölscher – T. Hölscher (Hrsg.), *Römische Bilderwelten. Von der Wirklichkeit zum Bild und zurück*, Kolloquium Rom 15.-17. März 2004, *Archäologie und Geschichte* 12 (Heidelberg 2007) 41-109.

Anna Elin VON TÖRNE, *Stadtbelagerung in der Spätantike – das Berliner Holzrelief. Spätantike – Frühes Christentum – Byzanz* 29. Wiesbaden: Reichert Verlag 2010, 288 S., 146 s/w-Abb.

The subject of von Törne's book, a revised version of her 2008 Freie Universität Berlin dissertation, is a 45cm tall, 22cm wide, half-cylindrical block of wood carved with the scene of a battle in front of a fortified city. The object, currently in the Museum für Spätantike und Byzantinische Kunst in Berlin, was purchased on behalf of the museum by Joseph Strzygowski in 1900 from a London antiquities dealer. The dealer provided an alleged provenance of Egypt, and this entirely unsubstantiated assertion has taken a surprisingly strong hold on most scholars who have commented on the object.

The carving's iconography is remarkable and is not paralleled in its entirety by any other ancient artwork. The scene can be divided into three registers. The bottom register shows a scene of battle as a force of infantry drives off a group of cavalry. The infantry march in from the left and wear mail shirts and crested helmets while the cavalry, also wearing mail shirts but no helmets, flee to the right leaving one of their fallen comrades on the ground. The attacking infantry includes one soldier bearing a Christian standard (a *labarum*) and is led by a man in a cuirass (his head unfortunately missing) who stands rather improbably above the soldiers. In the middle register is a fortified city wall with a central gateway, before which the battle takes place. Very small soldiers stand in a row atop the wall, while from the open gate a force of soldiers issues out to join the battle. In front of the wall itself, to the right of the gateway, four figures are suspended by their necks in large wooden forks. In the upper register, rather heavily damaged, carvings of buildings (including one with an apse) and human figures presumably represent the city and its inhabitants; these include three large bearded figures on the left half of the relief. Especially noteworthy here are two figures framed by a central arch in the middle of the upper register: on the right a small male in a decorated *chlamys*, on the left a draped figure whose head is missing.

Given this remarkable iconography and the object's lack of provenance, one of the first questions that comes to mind is that of authenticity. Von Törne (p. 123) briefly reports the results of a carbon-dating test carried out at the University of Kiel in 2001 that dated the wood from which the relief is carved to between AD 318 and 424. While this does not in itself prove that the carving is antique, the scientific date is quite appropriate for the 5th century date also suggested by stylistic analysis of the relief and thus provides fairly strong support for the

authenticity of the whole (the investigation also showed that the relief had been treated with a „Konservierungsmittel“, and thereby darkened, sometime between 1661 and 1954 [!]; p. 10 n. 45).

Von Törne is particularly interested in the origin and subject matter of the relief, questions she approaches using an examination of iconography and style. Earlier scholarship has been dominated by agreement on an Egyptian provenance (and thus a place in the Coptic artistic tradition) and by disagreement on date and subject matter. Strzygowski noted parallels for the figures hung on forks in the Vienna Genesis and the Joshua Rotulus, but decided against a Biblical interpretation and instead read the relief as a symbolic scene representing a freeing of the „Feste des Glaubens“ from barbarian attack. Goldschmidt on the other hand suggested that the hung men represented the five kings of the Amorites who were „hung on five trees“ by Joshua after the fall of Gibeon (von Törne notes that the presence of only four hanged men in the relief make this doubtful). Effenberger was the first scholar to suggest (*Koptische Kunst*, 1975) a historical interpretation of the relief. He argued that the relief flowed in the tradition of Roman historical art and suggested that its theme was an attack by a Nubian tribe on an Egyptian city. This interpretation was followed by Brilliant and other later scholars.

Von Törne's major contribution is to look beyond the relief's alleged Egyptian provenance. She demonstrates convincingly (pp. 76-87) that the style of the relief does not follow in the Coptic tradition, but rather has its closest parallels in the 5th century ivory diptychs of the western empire, in sarcophagi produced at Ravenna, and on the pedestal of Theodosius' Obelisk at Constantinople. The dismissal of the assumed Egyptian origin then frees von Törne to suggest her own theory for the interpretation of the scene and its date. She chooses to follow the path of historical interpretation and, after narrowing the likely date range to the 5th century AD, focuses on the pair of figures in the archway in the top register, the *chlamys*-wearing boy and the headless female, as the key to the relief's interpretation. Interpreting the pair as mother and son members of the imperial family (though specific imperial attributes are absent), von Törne then seeks plausible candidates for these roles (pp. 88-89). von Törne concludes that the most likely candidates are Galla Placidia and her son Valentinian III, who were sent to Italy by Theodosius II in 424 as part of an attempt to recapture Ravenna from the usurper Johannes. Despite initial setbacks the attempt was successful in 425 and the mother-son pair ruled together in Ravenna until Galla Placidia's death in 433. The city on the relief, argues von Törne, is Ravenna, and the battle represented is the fight between the east-Roman army and the barbarian (Hun) supporters of Johannes. The crucified men are various bar-

barian leaders (Johannes is not shown), while the three large figures in the upper register may be Christian saints whose divine assistance helped Galla Placidia attain her goal.

This solution does not entirely convince. It is not clear that the larger figure in the archway is in fact a female; its dress is not significantly different from the three figures (clearly men) to the left. The action that is represented in the relief does not reflect the historical events that led to the capture of Ravenna by the eastern troops in 425. The relief shows a city garrisoned by the same type of soldiers (they all wear crested helmets) as those (interpreted as Romans by von Törne) who are attacking outside the walls from the left. The city garrison is shown in the act of making a sortie, presumably to aid the relieving force in repulsing the mounted barbarians. The inhabitants of the besieged city include the presumed imperial pair, who at the time of the recapture of Ravenna were in the Dalmatian city of Salona. The difficulty of identifying a known historical event with which the Berlin relief can be confidently associated perhaps suggests that its theme is not historical.

It is regrettable that there are not more images of the relief in the book, especially large-format detail images that would have been very helpful in evaluating von Törne's arguments made from autopsy. An index is also missed.

Martin Beckmann
Assistant Professor
Department of Classics
McMaster University
Hamilton, Ontario
L8S 4M2 Canada
E-Mail: beckmam@mcmaster.ca

Dietrich BOSCHUNG – Charlotte TRÜMLER (Hgg.), Ruhr Museum. Katalog der etruskischen und italischen Antiken mit einigen Stücken aus dem Museum Folkwang Essen. Wiesbaden: Reichert Verlag 2008, 119 S., 173 s/w-Abb., Zeichnungen

Die vorliegende Publikation erschließt in Katalogform knapp 200 etruskische und italische Antiken im Ruhr Museum und Museum Folkwang Essen. Sie ging aus einer Lehrveranstaltung hervor, die im Sommersemester 2003 unter Leitung von Dietrich Boschung durchgeführt wurde.

Der Bestand an Altertümern des vorrömischen Italien in Essen war zuvor nur partiell erschlossen, wobei sich die Kenntnis weitgehend auf die Keramik beschränkte. Bis auf vier hier erstmals vorgelegte Gefäße (Nr. 2-5) sind 1982 namentlich die etruskischen Impasto- und Bucchero-Vasen (Nr. 1, 6-16) und eine etrusko-korinthische Kanne (Nr. 17) in dem „Katalog der griechischen und italischen Vasen“ in Essen publiziert worden. Ihm folgte 1993 der Ausstellungskatalog „Antiken aus öffentlichem und privatem Besitz“, der erneut nur eine Auswahl bot. Von den Metallarbeiten legte R. Forrer bereits 1907 einige Fibeln und Statuetten vor, denen erst 1991 eine von E. Schumacher getroffene Auswahl weiterer Bronzen folgte. Hinzu kamen mehr oder weniger exponierte Einzelstücke wie der etruskische Bronzespiegel mit einer Darstellung des „Thesan“ (Nr. 115) und ein Griffzungenschwert (Nr. 171), die in entsprechenden Corpora und Sammelwerken Aufnahme fanden (U. Höckmann, CSE Deutschland 1 [1987] 33f. Nr. 13; K. Kilian, Zu den früheisenzeitlichen Schwertformen der Appenninhalbinsel, in: Beiträge zu italischen und griechischen Bronzefunden. PBF XX 1, [1994]) 33ff.), ein faliskischer Skyphos mit Ritzdekoration (Nr. 7), eine qualitätvolle und hervorragend erhaltene Statuette des Herakles (Nr. 61), ein etruskischer Votivkopf (Nr. 18) und ein Rasiermesser (Nr. 179), die im Zusammenhang mit Ausstellungen in Essen veröffentlicht wurden (F. Meltinghoff, E. Schumacher [Redaktion], Antike Keramik, Ausstellungskat. Essen [1973] Nr. 18). Die Mehrheit der Bronzen wie auch die Spinnwirtel und Garnrollen aus Ton sowie die Perlen aus Glas und Bernstein blieben unpubliziert.

Der Unterschied zu früheren Publikationen liegt darin, dass die Mitautoren keine ausgewiesenen Fachwissenschaftler mit einer breiten Kenntnis des Materials und der archäologischen Spezialliteratur sind, sondern mehrheitlich 16 Studierende der Universität Köln, die für die Katalogtexte verantwortlich zeichnen. Ein solcher Zugriff auf das Material ist gerechtfertigt, ja notwendig, sollen zukünftige Archäologen bereits während ihres Fachstudiums unter wissenschaftlicher Betreuung auf ein mögliches Arbeitsfeld Museum, zu dem die

Erschließung unpublizierter Bestände gehört, qualifiziert vorbereitet werden. Vielerorts geschieht dies in Form von Praxismodulen, die im Zuge der sog. Bologna-Reform immer stärker in die Bachelor- und Masterstudiengänge integriert werden. Als Bestandteil der Lehre an und mit Objekten aus eigenem oder externem Bestand sind in den letzten Jahren an zahlreichen Archäologischen Instituten Deutschlands Ausstellungs- und Publikationsvorhaben unter Einbeziehung der Studierenden realisiert worden (vgl. zuletzt J. Beer u.a., *Herakles & Co.: Götter und Helden im antiken Griechenland. Antike Kunst aus den Sammlungen der Justus-Liebig-Universität Gießen und der Friedrich-Schiller-Universität Jena*, 2010 = AKAMAS Bd. 6). Für die vorliegende Veröffentlichung wurde dies durch die Zusammenarbeit zwischen der Universität Köln und dem Ruhr Museum Essen ermöglicht, das dafür nicht nur die Objekte, sondern auch seine Infrastruktur zur Verfügung gestellt hatte.

Die Vorlage des Materials erfolgt in Form eines Bestandskataloges, der insgesamt 197 Nummern zählt. Die 33 bereits veröffentlichten Stücke wurden erneut aufgenommen, so dass nun nahezu alle (s.u.) etruskischen und italischen Objekte, überwiegend früheisenzeitliche Kleinbronzen, in Essen vorliegen. Vor dem Katalogteil (S. 17-119) folgt dem Inhaltsverzeichnis (S. 5) ein Verzeichnis abgekürzt zitierter Literatur (S. 7f.), eine Auflösung der Verfasserkürzel (S. 9), ein Vorwort der Herausgeber (S. 11-12) und eine Auflistung der Provenienz der Objekte mit Verweis auf die entsprechenden Katalognummern (S. 13-14). Im Vorwort wird auf eine ausführliche Darstellung der Sammlungsgeschichte verzichtet, die grundlegende Literatur dazu ist in einer Fußnote zitiert (S. 11 Anm. 1).

Der mit 165 Objekten überwiegende Teil der etruskischen und italischen Antiken in Essen stammt aus einer von dem Straßburger Archäologen Robert Forrer (1866-1947) zu Lehr- und Forschungszwecken zusammengetragenen Sammlung, die 1913 mit finanzieller Unterstützung durch Gustav von Bohlen und Halbach für das Museum angekauft wurde. Später kamen aus dem Kunsthandel durch Schenkungen und Ankäufe 18 weitere, aus Privatbesitz noch einmal drei und schließlich elf Objekte unbekannter Herkunft hinzu. Angaben zur Herkunft bzw. zur Herkunftsregion und zum Erwerbort standen zumindest für eine Reihe von Stücken aus der Sammlung Forrer als Notizen auf Inventarkarten zur Verfügung. Sie gehen offenbar auf den Sammler zurück, ohne dass sie im Zuge der Bearbeitung weiter verifiziert oder zu Fundzusammenhängen verbunden werden konnten. Ein konkreter Fundkontext liegt für zwei 1962 in Gräbern von Vulci durch ein privates, vom italienischen Staat lizenziertes Grabungsunternehmen ausgegrabene und über den Kunsthandel erworbene Bucchero-Vasen vor (aus Grab 74 der Kantharos Nr. 8 sowie aus

Grab 49 der Kyathos Nr. 15). Die Aufgabe der Herausgeber und ihrer studentischen Mitarbeiter war es, die weitgehend entkontextualisierten Objekte auf der Grundlage von Autopsie und Recherchen in der archäologischen Fachliteratur anhand stilistischer, typologischer und ikonographischer Kriterien historisch einzuordnen bzw. zu rekontextualisieren.

Da Kontexte kaum bekannt sind, wurde das Material nicht nach funktionalen Gruppen wie Votive oder Grabbeigaben, sondern nach Kunstgattungen (etruskische Keramik S. 17-39, wozu auch die villanovazeitlichen Gefäße gerechnet wurden), nach dem Material (Terrakotten S. 40-44, Steingefäße S. 45 mit nur einem Vertreter, Bronzestatuetten S. 46-62) und nach der Verwendung (figürliche Aufsätze und Appliken S. 63-69, Fibeln S. 70-91, Schmuck S. 92-104 sowie Waffen und Bronzegeräte S. 105-119) gegliedert. Umfangreichere Gruppen wurden noch einmal differenziert, so die etruskische Keramik in Impasto (Nr. 1-7), *Bucchero* (Nr. 8-16) und etrusko-korinthisch (Nr. 17) und die der Terrakotten in figürliche (Nr. 18) sowie nach ihrer Funktion in Spinnwirtel (Nr. 19-40) und Garnrollen (Nr. 41-43). Die Untergliederung der Fibeln (Nr. 75-114) erfolgte typologisch nach Bogen-, Schlangen-, *Sanguisugafibeln* usw. Unter Schmuck (Nr. 115-169) wurden ein Spiegel (Nr. 115), Brillenanhänger (Nr. 116-118), Armspiralen (Nr. 119-123), Ringe (Nr. 124-128), ein Fingerring (Nr. 129), Spiralen (Nr. 130-136), Gürtelschließen (Nr. 137-138), ein Halsring (Nr. 139), ein Radanhänger (Nr. 140), Anhänger (Nr. 141-144), Ringgehänge (Nr. 145-150) sowie Perlen aus Glas (Nr. 151-154) und Bernstein (Nr. 155-169) zusammengefasst. Die Waffen- und Bronzegeräte unterteilen sich in Schwerter (Nr. 170-172), Nadelköpfe (Nr. 173-176, die als Trachtzubehör auch unter Schmuck hätten aufgenommen werden können), Rasiermesser (Nr. 177-179, die mit dem Spiegel Nr. 115 eine eigene Gruppe von Geräten zur Körperpflege hätten bilden können), sog. Stachelzylinder (Nr. 180-188), *Bullae* (Nr. 189-193), Zierschilde (Nr. 194-195, die als Bestandteil von Kleidung oder Fibeln den Trachtbestandteilen hätten zugeordnet werden können) sowie einen Deckelgriff (Nr. 196) und einen Dreizack (Nr. 195). Bei einer Statuette (Nr. 63) wurde die Frage zweifelhafter Fälle antiker Bronzen diskutiert und aus stilistischen Gründen wohl zu Recht der Verdacht modernen Ursprungs geäußert.

Insgesamt betrachtet handelt es sich bei dem vorliegenden Katalog um eine solide Bestandsaufnahme bzw. Dokumentation, bei der kein technischer, konservatorischer oder naturwissenschaftlicher Aufwand zur Erforschung der Stücke betrieben wurde – und unter den Voraussetzungen einer Lehrveranstaltung wohl auch nicht realisiert werden konnte bzw. sollte. Jedes Objekt wird mit einem Foto angemessen abgebildet, wobei typologisch verwandte Objekte, wie z.B. die vier Fingerringe unter Nr. 129 oder die sechs Bronzespi-

ralen unter den Nr. 132-136, teils auf Sammelaufnahmen erscheinen. Qualitätvolle Impasto- und Buccero-Gefäße sowie Bronzen mit Ritzdekor sind zusätzlich in Umzeichnungen wiedergegeben. Auf Detailaufnahmen zum stilistischen Vergleich wurde verzichtet. Die Gliederung der einzelnen Katalognummern ist übersichtlich und bietet neben den technischen Angaben und einer Beschreibung eher Verweise auf Standardwerke und Ausstellungskataloge denn auf die spezialisierte Sekundärliteratur. Die beschreibenden Texte stellen die Objekte, soweit durch frühere Veröffentlichungen und den gegenwärtigen Stand der Forschung und Aufarbeitung des Materials Aussagen über Datierung, Werkstatt, Verwendung und kulturelle Zuordnung überhaupt möglich waren, mehr oder weniger umfangreich und dementsprechend uneinheitlich vor.

Bei dem vorgelegten Material handelt es sich zum großen Teil um typische und unaufwändige, häufig auch fragmentierte Objekte des täglichen Lebens ohne größere kunsthistorische Relevanz, wie sie für viele Lehr- und Studiensammlungen charakteristisch sind und deren wissenschaftliche Bearbeitung, wie nicht nur das Beispiel Essen zeigt, häufig hinter der der qualitätvolleren Einzelstücke zurückgestellt und nur ungern übernommen wird. Überlegungen oder Fallstudien zur Funktion der Objekte, zur Ikonographie, zum Votivbrauchtum und zu weiterführenden Fragenstellungen sind im Katalog nicht vorgesehen. Entsprechend seiner spezifischen Zielstellung kann und will er auch nicht den Stand eines Nachschlagewerkes auf neuestem Stand archäologischer Forschung beanspruchen, der vergleichbare Titel zu den etruskischen Bronzen in Karlsruhe (F. Jurgeit, *Die etruskischen Bronzen im Badischen Landesmuseum Karlsruhe* [1999]) oder Mainz (A. Naso, *I bronzi etruschi e italici del Römisch-Germanisches Zentralmuseum* [2003]) auszeichnet.

Dem in ansprechender Form veröffentlichten Band sind einige Schwächen anzumerken, die bei einer sorgfältigeren Redaktion hätten vermieden werden können. Zur besseren Erschließung des Bestandes hätte dem Provenienzverzeichnis (S. 13-14) eine übersichtlichere Gliederung gutgetan, ebenso eine Zusammenstellung der im Untertitel des Kataloges angekündigten Stücke aus dem Museum Folkwang. Als einziges Objekt dieser Sammlung weist der Text explizit die Statuette einer Tänzerin (Nr. 62) aus. Dazu gehören aber auch die beiden Buccero-Gefäße Nr. 10 und Nr. 12 (H. Froning, *Katalog der griechischen und italischen Vasen* [1982] 113f. Nr. 45; 111 Nr. 43; dort S. 10 auch ein Hinweis auf die von beiden Essener Museen unterschiedlich verwendeten Inventarnummern) und der bei U. Höckmann aufgenommene etruskische Spiegel (a.a.O. 33f. Nr. 13). Auch ein Hinweis auf die gegenüber der älteren Literatur abweichend verwendeten Inventarnummern ggf. inklusive einer Konkordanz wäre wünschenswert. So weist der Bronzespiegel Nr. 115 bei Höck-

mann (a.a.O.) die Inv.-Nr. K 1021/177 auf, wohingegen er im Katalog unter Inv.-Nr. A 177 geführt wird. Abweichend von Höckmann (a.a.O.), die als Erwerbsquelle des Spiegels Elie Borowski angibt, weist der Katalog stattdessen nur „Kunsthandel“ aus. Anstelle der in der Provenienzliste S. 13 als Nr. 80 aus Terni stammenden Armspirale erscheint unter der entsprechenden Katalognummer eine Bogenfibel. Der Vollständigkeit halber hätten auch Verluste, soweit sie bekannt und publiziert sind, aufgeführt werden können (vgl. die neun Objekte umfassende Verlustliste, darunter ein italisches Kurzschwert, bei E. Schumacher, Eine Sammlung italischer Bronzen im Ruhrlandmuseum Essen [1991] 4). Warum nicht alle von Schumacher aufgeführten Objekte, darunter zwei fragmentierte Tassen (Schumacher a.a.O. Nr. 1-2), Fragmente von Fibeln (Schumacher a.a.O. Nr. 6-12), eine Platte aus Bronzeblech (Schumacher a.a.O. Nr. 15), ein fragmentierter Bronzering (Schumacher a.a.O. Nr. 16) und die Scheide eines Kurzschwertes (Schumacher a.a.O. Nr. 22) im vorliegenden Katalog ausgeschieden sind, lassen die Herausgeber offen. Bei der Armspirale Nr. 122 fehlen Erhaltungszustand, Maße, Datierung und Verweise auf die Sekundärliteratur. Überhaupt hätten die Katalogtexte, z.B. bei der Verwendung von Abkürzungen, stärker vereinheitlicht werden können. Die Beschreibung der Farbe und Konsistenz des Tones bei Terrakotten bzw. der Patina und Korrosion bei den Bronzen hätte für alle Stücke konsequenter und genauer erfasst werden können und bei der Publikation von Metallarbeiten ist es inzwischen üblich, auch das Gewicht anzugeben. Im Katalogtext zusammengefasste Objekte wie z.B. die vier Fibeln unter Nr. 99-102 hätten wohl besser in Einzeltexte aufgelöst werden sollen. Bei der Bildauswahl hätten Aufnahmen mit Inventarzetteln an den Objekten (z.B. zu den Fibeln Nr. 99-102 oder zu den Glasperlen Nr. 151-154) vermieden werden können. Die Reihenfolge von mehreren Objekten auf Sammelaufnahmen sollte der Katalogabfolge entsprechen (z.B. zu den Spinnwirteln Nr. 19-23). Die unter Nr. 129 aufgeführten vier Fingerringe oder die unter Nr. 145-149 genannten Ringgehänge lassen sich auf der Sammelaufnahme nicht eindeutig identifizieren, da, wie auch auf anderen Sammelaufnahmen, keine Nummerierung eingefügt wurde. Diese Anmerkungen mögen als Quisquilien betrachtet werden. Auch und gerade bei der Arbeit mit Studierenden müssen diese zu einer exakten und möglichst umfassenden Bestandsaufnahme herangeführt werden, wozu auch das Feststellen von Ungereimtheiten und deren Aufklärung sowie eine entsprechende systematische Dokumentation im gedruckten Katalog gehören.

In diesem Zusammenhang soll auf ergänzende Anmerkungen zu Einzelstücken und Objektgruppen verzichtet und auf die Rezensionen von A. Naso im *Gnomon* 82, 2010, 267-271 verwiesen werden (vgl. auch A. Carpino in: *Etruscan Studies: Journal of the Etruscan Foundation* 13, 2010, 161f.). Stattdessen soll

gefragt werden, ob alle Möglichkeiten der Heranführung der Studierenden an die Aufnahme der Objekte und deren wissenschaftliche Bearbeitung ausgeschöpft wurden. Sicher sind in der Lehrveranstaltung mit den Studierenden die von ihnen erarbeiteten Ergebnisse und viele mit den Stücken verbundene Fragen diskutiert und besprochen wurden, ohne dass sich dies im vorliegenden Katalog in gedruckter Form niedergeschlagen hat oder aus Platzgründen nicht niederschlagen konnte. Folgende Anmerkungen sollen daher als Anregung für vergleichbare Projekte verstanden werden. Neben der Katalogisierung sollte eines der Ziele sein, dass die Studierenden lernen, wie aus den von ihnen durch eigene Anschauung untersuchten Objekten alle nur erdenklichen Informationen zu gewinnen sind. So ist beispielsweise die Einbeziehung eines Restaurators nicht erkennbar. Beobachtungen zur Herstellung und Bearbeitung der Bronzen, z.B. Feil- und Polierspuren, können aber auch ohne ihn/sie getroffen werden und somit bei der Auswertung selbst von Altbeständen zum besseren Verständnis der antiken Technologie beitragen (vgl. den Bronzespiegel Nr. 115, in dessen Beschreibung U. Höckmann a.a.O. 33 Nr. 13 auf einen Zentrierpunkt hinweist). Spuren von Gebrauch können Hinweise geben, ob die Geräte im Leben tatsächlich genutzt wurden. Abnutzungsspuren können auch ein Kriterium für die Echtheit von Bronzen sein. Solche Untersuchungen wären auch mit Studierenden ohne technische bzw. naturwissenschaftliche Analysen von Materialproben mit bloßem Auge, lupenmikroskopisch oder mit einem Mikroskop möglich gewesen. Die Ergebnisse ihrer Untersuchungen hätten in kurzen einführenden Texten zu den einzelnen Materialgruppen zusammengefasst werden können. Hinweise auf die Funktion, Verbreitung und geschlechtsspezifische Verwendung der Objekte, deren Zuordnung zu den unterschiedlichen Kulturgruppen Italiens der späten Bronze- und frühen Eisenzeit (explizite Zuweisungen erfolgten u.a. an die paläovenetische, umbrische und picensische Kultur) und auf kulturelle Wechselbeziehungen zum außeritalischen Bereich wären nicht zuletzt für die interessierte Öffentlichkeit eine Erleichterung zur Handhabung des Kataloges gewesen. Dies trifft gleichermaßen auf die Aufarbeitung der im Vorwort nur cursorisch erwähnten Sammlungsgeschichte bzw. Provenienzforschung nach möglichen Fundkontexten und Grabinventaren zu, auch wenn nur in seltenen Fällen Ergebnisse zu erwarten sind. Auch für Studierende ist es wichtig, sich mit der Wissenschafts- und Sammlungsgeschichte zu beschäftigen, zu hinterfragen, warum und zu welchem Zweck in Essen Altertümer des Mittelmeerraumes gesammelt wurden und wie sich Lehr- und Studiensammlungen wie die von Forrer von anderen Sammlungen bzw. musealen Einrichtungen unterscheiden. Dazu gehört auch die Frage danach, wie die Objekte dem Forschungsstand der Zeit entsprechend systematisiert, dokumentiert und präsentiert wurden, etwa auf Pappen, die teils erhalten waren und die, ohne darüber zu reflektieren, teils

von den Studierenden rekonstruiert wurden (S. 11 und S. 12 Abb. 1. 2). Bei den beiden Objekten aus Gräbern von Vulci (Nr. 8, 15) hätte man sich Hinweise auf die Auswertbarkeit des Fundkontextes gewünscht. Im Katalog findet sich nur in einer Fußnote der Hinweis (S. 11 Anm. 1), dass E. Schumacher (E. Schumacher a.a.O.) anhand sammlungsgeschichtlicher Nachforschungen im Foto- bzw. Negativarchiv unter nicht inventarisierten Bronzen einen Komplex von 22 Objekten identifizierte, der nicht, wie bislang angenommen, zur Sammlung Forrer gehörte. Vermutlich wurde er zu Beginn des 20. Jahrhunderts in den Gräberfeldern von Terni gefunden und gelangte noch vor dem Ersten Weltkrieg nach Essen. Wichtig für die Studierenden ist auch die Auseinandersetzung mit zweifelhaften Exemplaren wie der Statuette Nr. 63. Als Fälschung verdächtig, hätte sie jedoch vom übrigen Bestand abgesondert und nicht unter die laufenden Nummern aufgenommen werden sollen.

Trotz der genannten Einschränkungen bleibt es das große Verdienst der Herausgeber, dass sie in Zusammenarbeit dem Ruhr Museum einen umfangreichen Komplex etruskisch-italischer Altertümer in Deutschland für die weitere wissenschaftliche Erschließung aufbereitet und dass sie bei dessen Bearbeitung Studierenden die Möglichkeit gegeben haben, das Rüstzeug eines Archäologen zu erlernen und anzuwenden.

Dr. Hans-Peter Müller
Universität Leipzig
Institut für Klassische Archäologie
und Antikenmuseum
Ritterstraße 14
D-04109 Leipzig
E-Mail: pmueller@rz.uni-leipzig.de

Angelika HUNOLD, Die Befestigung auf dem Katzenberg bei Mayen und die spätrömischen Höhenbefestigungen in Nordgallien. Monographien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums 88 = Vulkanpark-Forschungen. Untersuchungen zur Landschafts- und Kulturgeschichte 8. Mainz: Römisch-Germanisches Zentralmuseum 2011, in Kommission bei Schnell und Steiner, Regensburg, XI + 441 S., 234 Abb., 21 Tab., 2 Farbtaf., 6 Beil.

Zwischen 1997 und 2001 wurde der Katzenberg bei Mayen, eine bereits länger bekannte spätrömische befestigte Höhengsiedlung, erneut archäologisch untersucht. Teilrekonstruiert ist er nun erschlossen im Rahmen des Vulkanparks im Kreis Mayen-Koblenz. Die vorliegende Monographie ist in zwei Hauptteile gegliedert: Zunächst erfolgt die Edition der Ausgrabungen auf dem Katzenberg, indem die Autorin Befunde (auch der Altgrabungen) und Funde vorlegt und auswertet. Ausgehend von dieser Grundlage untersucht sie dann das Phänomen der Höhengsiedlungen gesamthaft für den nordgallischen Bereich (Abgrenzung des Arbeitsgebietes: S. 328). Die Arbeit kombiniert also die Vorlage eines Fundplatzes mit einem Überblick zum Forschungsstand und der Auswertung vergleichbarer Plätze in einem größeren Rahmen.

Erschienen ist die Arbeit in der Reihe der Monographien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz, diesem ist auch der Forschungsbereich Vulkanologie, Archäologie und Technikgeschichte (VAT) zugeordnet, in dessen Rahmen das Buch entstand. An die neue, serifenlose Schrift der Reihe hat man sich mittlerweile gewöhnt und kann auch einen gewissen Wiedererkennungswert konstatieren. Gewohnt aufwändig und qualitativ ist die Aufmachung und Ausstattung. Bei der reichen Bebilderung stört ein wenig, dass (Fotografien ausgenommen) fast sämtliche s/w-Abbildungen leicht aufgerastert erscheinen; auch bei den Tabellen fällt dies auf, die wohl ebenso als Grafik in den Text eingebunden wurden. Dank der Kolumnentitel fällt eine Orientierung innerhalb des Opus leicht. Eine französische Übersetzung der Zusammenfassung hätte dem zu erwartenden großen französischsprachigen Leserkreis den Zugang sicher erleichtert; allgemein wäre (vor allem im zweiten Teil) auch ein Ortsindex wünschenswert gewesen. Die Denkmäler-Liste (S. 421-426) allerdings bietet einen sehr wertvollen Überblick über die betreffenden Höhengsiedlungen mit Literatur und wird in der Forschung sicher gerne rezipiert werden.

Die naturräumlichen Gegebenheiten behandelt die Autorin intensiv (S. 3-15), entsprechend dem Ansatz des Forschungsbereiches VAT. Sodann wird der Verlauf der archäologischen Untersuchungen vor den neuen Grabungen ab 1997 besprochen (sehr anschaulich in Tab. 1 auf S. 16f. wiedergegeben). Die

über 200 Schnitte (Plan: S. 27 Abb. 28) waren bislang nur ausschnittshaft vorgelegt, die alten Grabungspläne blieben weitestgehend unveröffentlicht. Angelika Hunold trägt diese *disiecta membra* zusammen und schafft damit eine Grundlage für eine Auswertung auf aktuellem Stand. Einen Schnittplan der Altgrabungen liefert sie auf S. 27, während deren römerzeitliche Befunde direkt in ihre Gesamtpläne mit einfließen. Ein Bericht über die Kampagnen seit 1997 beschließt die Besprechung des Grabungsverlaufs und leitet über zur Befundvorlage (S. 44-103; gegliedert in „Die Umwehrung“ und „Die Innenbebauung“). Hier werden nun auch die Pläne der neuen Grabungen präsentiert und auswertend vorgelegt. Die Autorin entwirft das Bild einer ca. 1,8 ha großen Anlage (Gesamtplan: S. 39 Abb. 46): Die Umwehrung und die Bebauungsstruktur sind geprägt durch die Topographie. An der am wenigsten befestigten Nord- und Nordostseite wurde eine doppelte Umwehrung festgestellt. Offenbar existierten beide Wehrmauern gleichzeitig und lösen sich nicht zeitlich (nach einer Siedlungserweiterung) ab. Obgleich die betreffende Stelle von Natur aus wenig geschützt ist, verwundert eine doppelte Wehrmauer, und deren genauer Zweck ist kaum zu ermitteln. Vielleicht sollten so die Zugangsmöglichkeiten reduziert (nur noch zwischen den beiden Mauern) und damit eine optimale Kontrolle des Personenverkehrs erreicht werden (Diskussion der Lokalisierung einer oder mehrerer Zugänge auf S. 86ff.)? Im Süden begegnet im Verlauf der (nunmehr einzelnen) Wehrmauer ein Rundturm, ein weiterer ist ohne Anbindung (S. 59) an die Wehrmauer im Südosten dokumentiert (Turm 1, mit in den Innenraum gestürztem Schieferdach: S. 65). Die steile Südostflanke blieb offenbar ohne eine fortlaufende Umwehrung und war nur durch Turm 1 (zu dessen isolierter Position: S. 66f.) und einen als Quermauer bezeichneten, recht isoliert stehenden Mauerriegel geschützt. Im Vergleich zu anderen Höhensiedlungen sind wir auf dem Katzenberg verhältnismäßig gut über die antike Innenbebauung unterrichtet. Getrennt nach naturräumlichen Teilbereichen auf dem Berg werden die verschiedenen Strukturen vorgelegt. Der Kuppenbereich bildet als höchstgelegene, exponierte Stelle eine Art Festung in der Festung und wird zu Recht als das Zentrum der Anlage angesprochen (S. 88ff. mit Detailplan S. 89 Abb. 105). Positionierung, Größe und der Nachweis einer Hypokaustheizung rechtfertigen für den länglichen Bau (Fachwerktechnik auf Steinsockel: S. 93) ebenda eine Ansprache als Hauptgebäude. Unklar bleiben dessen genaue Funktion und innere Gliederung. Um dieses Hauptgebäude herum bestand eine recht dichte Bebauung (S. 96ff.), die Angelika Hunold „stufenförmig übereinander gestaffelt“ (S. 99) rekonstruiert. Intensiv zu Bebauungszwecken genutzt war auch ein Grat an der Südostflanke. Ein 6.000 qm großes Plateau bildet aufgrund seiner geringen Neigung das siedlungsgünstigste Areal des Berges. Bislang fehlen hier jedoch klare Nachweise für Bebauung. Aufgrund massiver jüngerer Erdbewegungen erbrachten

die aktuellen Grabungen keinen Erkenntniszuwachs. Kronzeuge für das Fehlen von Bebauung sind daher die Altgrabungen. Die Autorin räumt deren Schnitten Relevanz ein (S. 102f.). Zwar möchte sie einstige Bebauung nicht definitiv ausschließen, sie betont aber, dass eine solche auf keinen Fall eine Dichte wie in den anderen bebauten Arealen gehabt haben könne. Ausführungen zur Verwendung lokaler Gesteine als Baustoffe (S. 103-116 mit petrographischen Analysen von W. Wagner/U. Dittmar) und zur (mittlerweile zu besichtigenden) Rekonstruktion von Teilen der Umwehrung (S. 117-129) runden die Befundvorlage ab.

Die Seiten 130-236 sind der Vorlage des römerzeitlichen Fundmaterials gewidmet; dabei werden auch die Stücke aus den Altbeständen hinzugezogen. Auch in vorgeschichtlicher Zeit, Mittelalter und Neuzeit war der Berg besiedelt, die Edition des zugehörigen Materials war aber nicht Gegenstand der vorliegenden Arbeit (S. 167 Anm. 395). Die Münzreihe (über 100 bestimmbare Prägungen) zeigt die für vergleichbare Siedlungen der Region typischen Charakteristika. Abzuleiten ist eine Zäsur in Zusammenhang mit dem Bürgerkrieg zur Magnentiuszeit. Ein Schadensfeuer in diesem Zeitraum deutet sich eventuell durch ein Münzensensemble (Geldbeutelinhalt?) mit wahrscheinlichen Maiorinae des Magnentius an (S. 132f.; vgl. auch S. 260). Funde von Zwiebelknopffibeln und spätantiken Gürtelteilen unterstreichen den militärisch/offiziellen Charakter, zumindest eines Teils der Bewohner der Siedlung auf dem Katzenberg. Bislang fehlen die spätesten Vertreter dieser Fundgruppen: Kerbschnitt-, einfache bzw. punzverzierte Garnituren sowie Zwiebelknopffibeln vom Typ Keller 6. Regelmäßig begegnen im Material römerzeitliche Altstücke. Das ist nicht untypisch, allerdings fällt eine Konzentration im 1. Jahrhundert (S. 140 Nr. 3 u. 6; Abb. 129 Nr. 10; Abb. 138 Nr. 1; vgl. auch S. 255 zu den frühen Münzen) auf, wobei es sich eventuell lohnen würde, diese weiter zu verfolgen. Spärlich sind die Waffenfunde: wahrscheinliche Reste eines Kettenhemdes, eine Axt, eine Lanzenspitze und fünf Geschosspitzen. Metallene Werkzeugteile und anderes Gebrauchsgerät und Zubehör vervollständigen das Ensemble. Anhand der Fundstellenliste (S. 295ff.) kann nachvollzogen werden, woher die einzelnen Stücke stammen (einige sind auch auf Plänen im Befundteil der Arbeit lokalisierbar). Den Großteil des Keramikensembles machen Gefäße aus dem nahen Töpferzentrum von Mayen aus. Die räumliche Nähe erklärt zwar die Dominanz dieser Waren, nicht aber die Beobachtung, dass Terra-sigillata-Gefäße nur 1,7 % des gesamten Scherbenmaterials ausmachen. Auch Amphorenscherben (bis auf die als Amphoren bezeichneten Mayener Gefäße) sind keine nachgewiesen. Der Import von Konsumgütern scheint also nur sehr regional ausgeprägt gewesen zu sein (Diskussion dieses Phänomens: S. 283). Beeindruckend ist die Vorlage der Gefäßtypen Mayener Ware. Kennt man im weiter entfernten Einzugsgebiet die-

ser Keramik ja fast ausschließlich die Hauptformen Alzey 27 und 28, so begegnen hier am Töpfereistandort in großem Stil auch Varianten, Typen der Gebrauchskeramik und diverse Einzelstücke. Das zeigt, wie selektiert das für den Export bestimmte Material aus Mayen meist war. Von Interesse für die Chronologie der Mayener Produkte ist der knappe Exkurs (S. 224 mit Abb. 4) der Autorin zur zeitlichen Abfolge bekannter Mayener Fundstellen. Ziegel wurden auf dem Katzenberg wohl in erster Linie zu rein baulichen Zwecken, weniger zur Dachdeckung verwendet. Diese war geprägt durch Schieferplatten, die vor Ort gewonnen werden konnten. Es folgt ein Beitrag über die Tierknochen (St. Wenzel).

Die Auswertung auf den Seiten 255-294 schließt den ersten Teil der Monographie ab. Zunächst wird die Chronologie der Anlage besprochen: Die Münzreihe und charakteristische Keramikfunde werden als Indizien für einen Siedlungsbeginn um 300 gewertet. Das Fehlen von Prägungen des Sonderreiches und der Imitationen des letzten Drittels des 3. Jahrhunderts lässt nicht zu, einen Beginn noch im 3. Jahrhundert anzunehmen. Für die Südmauer kann die Errichtung im zweiten Viertel des 4. Jahrhunderts aufgrund eines Keramikensembles aus dem Mauerkern (S. 257) konstatiert werden. Die Autorin wertet dies aber nicht als Terminus für den Beginn, sondern als Beleg für eine „Erneuerung oder [...] Erweiterung“ (S. 259) der Anlage. Eingehend diskutiert werden die Geschehnisse des Berges um die Mitte des 4. Jahrhunderts, ausgehend von der Münzreihe. Klar herausgearbeitet wird, dass auch der Katzenberg von den Bürgerkriegswirren betroffen war. Wie in vergleichbaren Anlagen ist wohl zunächst mit einem Zustrom von Personen aus ungeschützten Siedlungen (oder Militär) zu rechnen. Danach ist eine gravierende Zäsur fassbar (vielleicht mit teilweisem Siedlungsabbruch). In der zweiten Jahrhunderthälfte rechnet Angelika Hunold mit einer reduzierten Besiedlung des Berges. Diese ist aber sicher bis in das 5. Jahrhundert hinein zu belegen (Töpfe Alzey 33, vgl. S. 265). Den Ausführungen zur Chronologie schließt sich die Interpretation der Siedlung auf dem Katzenberg an. Dabei wird das Umfeld der Anlage mit einbezogen, vor allem das nahe Mayen wird in den Fokus gerückt (auf der Karte S. 272 Abb. 172 hätten sich zur besseren Orientierung für Ortsunkundige einige Beschriftungen angeboten). Die Autorin kommt zu dem Schluss, dass Anlagen wie der Katzenberg den Schutz des weithin exportierenden gewerblichen Zentrums in Mayen (mit ortsgebundenen Wirtschaftszweigen wie Töpferhandwerk und Mühlsteinproduktion) garantierten. Das wohl unbebaut belassene Plateau des Katzenberges sieht sie als Bedarfsfläche, wo beispielsweise in unsicherer Zeit Vicusbevölkerung aufgenommen werden konnte. Sie entwirft das Bild der „Nette-Kette“, einer Konzentration von Befestigungen entlang der Verbindung (Land- und Flussverkehr) von Mayen zum Rheinhafen in Andernach. Im Abschnitt „Die Besatzung“ werden Indizien für die Einordnung der

Katzenberger Garnison zusammengetragen. Diskutiert wird die Möglichkeit, Mayener Gräber mit Beigabe von Gürtelgarnituren mit der Besatzung des Katzenberges zu verbinden. Allerdings würde sich bei diesen auch die Möglichkeit anbieten, in den Bestatteten Militärangehörige zu sehen, die in Mayen beispielsweise für die Organisation der Steinbruchbetriebe mitverantwortlich waren.

Den zweiten Hauptteil der Arbeit betitelt die Autorin mit „Die spätrömischen Befestigungen in Nordgallien“. Detailliert (S. 309-327) und thematisch gegliedert erfährt man den Forschungsstand dieses Siedlungstyps, indem die bisherige Literatur eingeordnet und kommentiert wird. Besonders spannend ist dabei die Gegenüberstellung der verschiedenen Interpretationsmuster, die von ziviler Nutzung, militärischer Belegung bis hin zur Einordnung in ein übergeordnetes Konzept reichen. Auf dieser Grundlage wird dann zu einer Neubetrachtung der nordgallischen Höhengründungen angesetzt. Klar nachvollziehbar erläutert die Autorin zunächst ihr Vorgehen, die Eingrenzung des Arbeitsgebietes, die Kriterien der Plätze und deren abschließende Gliederung. Als Basis dienen Einzelstudien von Plätzen und regionale Studien, die Angelika Hunold erstmals in einem größeren zusammenhängenden Gebiet (vgl. Karte 1) analysiert und in einem Forschungsüberblick präsentiert. Der sehr unterschiedliche Forschungsstand der einzelnen Plätze bzw. Regionen lässt nicht für alle Aspekte detaillierte, gesamthafte Auswertungen zu. Allerdings wird Wert darauf gelegt, auch für die weniger gut dokumentierten Höhengründungen eine Einordnung hinsichtlich ihres Umfeldes und ihrer Verkehrstopographie zu treffen. Die Autorin untersucht und vergleicht die Plätze hinsichtlich ihrer Größe, sehr detailliert auch ihres Baubestands (S. 332-356) und ihrer Chronologie (S. 373-377 mit S. 372 Tab. 20). Besonderes Augenmerk wird auf die Anbindung an Verkehrswege zu Lande und zu Wasser gelegt (S. 357-371). Das eindeutige Ergebnis ist, dass es sich bei den nordgallischen Höhengründungen regelhaft um Anlagen handelt, bei denen auf eine gute Verkehrsanbindung (vor allem auf den Flussverkehr bezogen) größter Wert gelegt wurde. Entgegen anderen Forschungsmeinungen, die die Abgelegenheit der betreffenden Orte betonten, unterstützt Angelika Hunold damit die Einschätzung von Karl-Josef Gilles, der auf die Nähe der meisten Anlagen zu „Fernstraßen, Wasserwegen(n), Flußübergänge(n) und Straßenknoten“¹ hinwies. Der Lagebezug zu Flüssen ist in der Tat frappierend und die getroffene Interpretation leuchtet ein. Im Zweifelsfall könnte jeweils noch belegt werden, ob und wie (flussab-/aufwärts, Möglichkeit des Treidelverkehrs etc.) der jeweilige Wasserweg in der Antike schiffbar war. Ebenfalls Karl-Josef Gilles diskutierte bereits die militärische Prägung der Höhengründungen. Angelika Hunold erörtert

¹ Gilles (1985) 76.

die diesbezüglichen Argumente wie charakteristische Kleinfunde, Baubefunde und das Vorkommen von Terra sigillata. Den Beginn militärischer Präsenz möchte sie bereits in die Entstehungszeit der Anlagen setzen. Dafür sprechen auch der Bauaufwand, die im 4. Jahrhundert klar vorhandenen militärischen Ausrüstungsgegenstände und der Charakter der Bebauung (Wehrmauer mit Türmen, die nur mit einer Garnison Sinn machen). Die als Belege angeführten Beschläge (S. 388 Abb. 228) sind aber keine „Militaria“, wie angegeben. Es sind in aller Regel² Beschläge vom Pferdegeschirr, die auch, aber nicht ausschließlich vom Militär verwendet wurden. Bessere Kronzeugen sind beispielsweise frühe Zwiebelknopffibeln, wie vom Großen Berg bei Kindsbach (S. 389) angeführt. Die weitere Zusammensetzung der Bevölkerung dieser Plätze wird beleuchtet durch zugehörige Gräberfelder und geschlechtsspezifisches Fundmaterial in den Höhensiedlungen selbst. Bezüglich der ethnischen Interpretation bestimmter Funde diskutiert die Autorin auch neue, kritische Sichtweisen und Modelle. Besonders wichtig ist die Betrachtung des Umfeldes der Höhensiedlungen. Beleuchtet wird deren Verhältnis zu anderen Militärplätzen, Vici und zur ländlichen Besiedlung in der Umgebung. Die Autorin deutet abschließend die bearbeiteten Höhensiedlungen als multifunktionale Anlagen. Eine ständige Militärgarnison mit unterschiedlichen Aufgaben steht dabei neben der Möglichkeit, bei Gefahr auch Zivilbevölkerung aufzunehmen. Sie sieht diese Festungen eingebunden in ein staatliches System der Verteidigung des ländlichen Raumes. Diese Deutung wird zukünftig sowohl anhand einzelner Plätze als auch überregional diskutiert werden.

Die provinzialrömische Forschung erfährt durch vorliegende Arbeit eine Bereicherung, auch auf längere Sicht, wofür der Autorin sehr zu danken ist! Als Fazit ist festzuhalten, dass der Katzenberg nun zu den am besten erforschten spätrömischen Höhensiedlungen gehört. Wie sehr es sich gelohnt hat, die mühsame Arbeit des Zusammentragens der alten Unterlagen anzugehen, zeigt ein Vergleich des bisherigen mit dem neuen, aktuellen Plan.³ Der zweite Teil reiht die Monographie ein in die Liste der Standardwerke zum Phänomen der Höhensiedlungen, vor allem im nordgallischen Gebiet. Die überregionale Zusammenfassung vor dem Hintergrund mehrerer Vorgängerarbeiten und die Diskussion auf aktuellem Forschungsstand sind für den Einsteiger wie für den Experten gleichermaßen wertvoll und regen zu weiterer Beschäftigung mit diesem komplexen Thema an.

² Im Verlauf des 4. Jahrhunderts kann vereinzelt für peltaförmige Beschläge auch eine Verwendung am Gürtel (z.B. *balteus*: Moreau [1888] Taf. 80,3) belegt werden, u.U. gilt dies auch für muschelförmige Beschläge (Fernandez [2001] 98 Nr. 114-116; Pirling [1989] Taf. 3, Grab 2909,2). Dies betrifft aber nicht die Stücke des späten 3. Jahrhunderts.

³ Der bisher gültige Plan ist wiedergegeben bei Gilles (1985) 155 Abb. 9. Zum aktuellen Plan siehe die vorliegende Arbeit S. 49 Abb. 46.

Literaturverzeichnis

Fernandez (2001)

J.A. Fernandez, Los cinturones romanos en la *Hispania* del Bajo Imperio. Monogr. Instrumentum 19 (Montagnac 2001).

Gilles (1985)

K.-J. Gilles, Spätrömische Höhengründungen in Eifel und Hunsrück. TrZ Beih. 7 (Trier 1985).

Moreau (1888)

F. Moreau, Album Caranda Fasc. 8. Nécropole & Ancien Vicus (Villa d'Ancy) (Saint-Quentin 1888).

Pirling (1989)

R. Pirling, Das römisch-fränkische Gräberfeld von Krefeld-Gellep 1966-1974. Germ. Denkmäler Völkerwanderungszeit B 10 (Stuttgart 1989).

Marcus Zagermann, M.A.

Kommission zur vergleichenden Archäologie

römischer Alpen- und Donauländer der

Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Alfons-Goppel-Straße 11

D-80539 München

E-Mail: marcus.zagermann@roemkomm.badw.de

Henriette KROLL, Tiere im Byzantinischen Reich. Archäozoologische Forschungen im Überblick. Monographien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums 87. Mainz: Römisch-Germanisches Zentralmuseum 2010, in Kommission bei Schnell und Steiner, Regensburg, 282 S., 80 s/w-Abb., 16 Farbtafeln

In Forschungsprojekten, Veröffentlichungen und Ausstellungen zum Byzantinischen Reich spielten Aspekte des Alltagslebens, wie beispielsweise Fragen der Nutzung von Pflanzen und Tieren sowie die Ernährungsgewohnheiten der Menschen, in der Vergangenheit nur eine untergeordnete Rolle. Die lange Missachtung solcher Themen erklärt sich aus der besonderen Quellenlage der Byzantinistik. Traditionell liegt hier der Fokus auf der Auswertung der in großer Zahl verfügbaren Schriftquellen, in denen aber nur ausgewählte Bereiche der Lebens- und Geisteswelt der byzantinischen Zeit überliefert sind. Über die ganz alltäglichen Dinge des Lebens schweigen die Aufzeichnungen weitgehend. In den letzten Jahren hat sich jedoch die Quellensituation insbesondere durch archäologische Feldforschungen nachhaltig verändert. So haben Ausgrabungen an Stätten des oströmischen Reiches sowie begleitende archäo-naturwissenschaftliche Untersuchungen die Kenntnisse von der materiellen Kultur des byzantinischen Alltagslebens bedeutend erweitern können. Die Monographie von H. Kroll gibt eine Übersicht über die bislang vorliegenden archäozoologischen Studien an Tierresten von Fundplätzen des ostmediterranen Raumes und versucht auf dieser Grundlage eine regionsübergreifende Synthese zum Themenkomplex Tiernutzung und Ernährungsweise in byzantinischer Zeit. In diese Zusammenschau sind auch relevante Angaben kontemporärer Schriftquellen sowie bildliche Darstellungen vom Gebiet des Byzantinischen Reiches einbezogen worden.

Das erste Kapitel widmet sich dem Arbeitsgebiet, den Fundmaterialien sowie methodischen Aspekten der Datenerhebung und -auswertung. Für die Arbeit konnten Ergebnisse archäozoologischer Untersuchungen verschiedener Spezialisten an etwa 50 Fundorten aus dem östlichen Mittelmeerraum herangezogen werden. Zum überwiegenden Teil stammen diese Ergebnisse aus publizierten Forschungsberichten. Eine chronologische Gliederung des Fundstoffes zeigt Unterschiede im Forschungsstand zwischen einzelnen Perioden der byzantinischen Zeit. Die meisten Fundkomplexe, nämlich 47, gehören in die frühbyzantinische Periode (395-642). Dagegen liegen für die mittelbyzantinische Zeit (643-1204) lediglich 18 und für den spätbyzantinischen Zeitabschnitt (1205-1453) sogar nur ein einziger archäozoologisch untersuchter Fundkomplex vor. Die aus den Forschungsberichten ausgewerteten Daten betreffen im Wesentlichen die Häufigkeiten („Knochenzahlen“), in denen die Haus- und Wildtierarten vorkommen,

sowie bei den Wirtschaftshaustieren auch Angaben zur Altersstruktur und zum Geschlechterverhältnis. Für die Auswertung des Datenmaterials ist das Arbeitsgebiet in sieben Regionen unterteilt worden: Italien, Westküste des Balkans, Balkanischer Donaauraum und Thrakien, Kleinasien, Syrien und Palästina, Ägypten, Nordafrika. Besonders behandelt werden die Fundinventare zweier Städte, und zwar aus Cherson auf der Krim und Konstantinopel.

Das zweite Kapitel präsentiert das aus den Publikationen und erreichbaren Archivalien erhobene Datenmaterial getrennt nach Regionen. Für jede Region erfolgen Angaben zum geschichtlichen Hintergrund, zum Forschungsstand sowie ausführliche Informationen zu den an den einzelnen Fundorten nachgewiesenen Arten an Haussäugetieren, Geflügel, Jagdwild, Fischen und Weichtieren. Eine vergleichende Zusammenschau und Interpretation der Fundensembles einer Region schließt sich jeweils an. Dieses Kapitel ist 136 Seiten lang und nimmt damit nahezu die Hälfte des Buches ein. Hier sollen nach Aussage der Verfasserin (S. 6) die Auswirkungen solcher Faktoren wie Klima, geographische Lage und historische Entwicklung auf die Nahrungsmittelversorgung und Wirtschaftsweise in den Teilregionen des Arbeitsgebietes näher untersucht werden. Diesem Anliegen kommt das Kapitel 2 allerdings nur teilweise nach. In weiten Teilen enthält es lediglich weitschweifige Wiederholungen der in den benutzten Primärpublikationen präsentierten Ergebnisse und Interpretationen. Dieses Kapitel hätte meines Erachtens deutlich knapper gehalten werden können, so u.a. durch das Einfügen von Übersichten in Form von Tabellen. Wirklich Neues bietet allein der am Ende eines jeden Unterkapitels vorgenommene Vergleich der Fundkomplexe. Hier werden die regionalen Besonderheiten in Nahrungsmittelversorgung und Wirtschaftsweise näher beschrieben.

Das anschließende dritte Kapitel widmet sich dem überregionalen Vergleich. In diesem Teil des Buches wird dargestellt, wie die Bewohner der verschiedenen Teile des Byzantinischen Reiches ihre Tierhaltung ausgerichtet und in welchem Umfang sie auf natürliche Ressourcen für die Sicherung der Ernährung zurückgegriffen haben. In Unterkapiteln werden die Bereiche Viehwirtschaft, Jagd auf Haar- und Federwild, Fischerei und Sammelwirtschaft in ihrer Bedeutung für die Bereitstellung von Nahrung näher vorgestellt. Das Kapitel macht deutlich, dass die Ernährung im Byzantinischen Reich im Wesentlichen auf der Haltung von Vieh basierte. Bei der Wahl der bevorzugt gehaltenen Tiere spielten offenbar auch deren Sekundärprodukte eine wichtige Rolle. So wurden Schafe und Ziege lange als Woll- und Milchlieferanten genutzt und meist erst im höheren Alter für den Verzehr geschlachtet. Beim Rind war die Nutzung als Arbeitstier ein wesentlicher Aspekt seiner Haltung. Für Regionen mit einer hinreichenden Datengrundlage lässt sich eine weitgehende Kontinu-

ität in der Art der Viehwirtschaft von der römischen in die byzantinische Zeit hinein belegen. Während im Donaauraum die Rinderhaltung dominierte, war in den übrigen Regionen des Reiches die Haltung von Schafen und Ziegen von größter Bedeutung für die Fleischerzeugung. In den größeren Städten an der Mittelmeerküste lässt sich für die frühbyzantinische Zeit ein stärkerer Konsum von Schweinefleisch nachweisen. Spätestens ab dem 6. Jahrhundert setzt hier ein nachhaltiger Wandel ein; das Fleisch von Schaf und Ziege steht jetzt an erster Stelle im städtischen Fleischverbrauch.

An den meisten Siedlungsplätzen des Byzantinischen Reiches fällt der Anteil des Jagdwildes unter den Tierresten, verglichen mit dem der Haustiere, gering aus. Offensichtlich lieferte die landwirtschaftliche Produktion ausreichende und stabile Erträge, so dass eine Nutzung dieser Ressource nicht zwingend notwendig war. Die nachgewiesenen Arten bezeugen zumeist die Jagd in der näheren Umgebung der jeweiligen Orte. Lediglich für die großen Städte wie Konstantinopel gibt es Hinweise auf den Handel mit Wildbret. Eine wichtige Rolle in der Ernährung in byzantinischer Zeit spielte zweifellos Fisch, zum einen als wohlschmeckende Delikatesse, zum anderen als stetig und leicht erreichbares Nahrungsmittel. Die überlieferten Funde an Fischresten dokumentieren die Nutzung zahlreicher Arten der Binnengewässer und des Meeres. In einigen Regionen, wie auf der Krim (Cherson) oder am Unterlauf des Nils, scheinen der Fang und die Konservierung von Fisch ein organisierter Wirtschaftszweig gewesen zu sein. Überwiegend erfolgte der Fischfang allerdings in kleinem Maßstab, d.h. ausschließlich für den eigenen Verbrauch. Im Vergleich zur römischen Zeit ist der Fernhandel mit konservierten Fischen bzw. Fischprodukten rückläufig und nur noch punktuell nachweisbar. Weichtiere, Schnecken und Muscheln, hatten mit Ausnahme von Italien nur einen geringen Stellenwert in der Ernährung der Menschen in byzantinischer Zeit.

Ein kurz gehaltener Ausblick sowie eine Zusammenfassung in vier Sprachen beschließen den Textteil des Buches. Im nachfolgenden Anhang finden sich das Literaturverzeichnis, eine Liste der Fundorte, eine Liste der nachgewiesenen Tierarten, gegliedert nach wirtschaftlichen und ökologischen Aspekten, ein zoologisches Glossar sowie ein Index. 16 Farbtafeln mit Tierdarstellungen sowie Szenen der Jagd und des Fischfangs stehen am Ende des Bandes.

Das vorliegende Buch ist jedem als Lektüre zu empfehlen, der sich mit der Kulturgeschichte des Byzantinischen Reiches beschäftigt, und hier insbesondere mit Fragen der Tiernutzung und Ernährungsweise. Die zu diesen Themen aus zoologischen Untersuchungen an Tierresten archäologischer Ausgrabungen erschließbaren Sachverhalte sind in dem Buch adäquat zum derzeiti-

gen Forschungsstand und kompetent wiedergegeben worden. Zu bemängeln sind Teile der graphischen Ausstattung. Einige der in schwarz-weiß gedruckten Balkendiagramme sowie Karten mit Kreisdiagrammen, in denen mehrere Arten bzw. Artengruppen dargestellt sind, lassen sich nicht immer eindeutig lesen.

Prof. Dr. Norbert Benecke
Referat Naturwissenschaften
Deutsches Archäologisches Institut
Im Dol 2-6
D-14195 Berlin
E-Mail: nb@dainst.de

Nadja CHOLIDIS – Lutz MARTIN (Hgg.), Die geretteten Götter aus dem Palast vom Tell Halaf. Begleitbuch zur Sonderausstellung des Vorderasiatischen Museums „Die geretteten Götter aus dem Palast vom Tell Halaf“, vom 28.1.-14.8.2011 im Pergamonmuseum/für das Vorderasiatische Museum – Staatliche Museen zu Berlin. Regensburg: Schnell und Steiner/Berlin: Vorderasiatisches Museum 2011, 428 S., 100 Farbabb., 220 s/w-Abb.

Am 28. Januar 2011 wurde im Pergamonmuseum die Sonderausstellung mit dem Titel „Die geretteten Götter aus dem Palast vom Tell Halaf“ eröffnet. Diese am 14.8. zu Ende gegangene Schau beleuchtete vornehmlich sowohl das Lebenswerk des „Laien“-Archäologen Max Freiherr von Oppenheim sowie die mit seinem Namen verbundenen Ausgrabungen auf dem Tell Halaf im heutigen Syrien. Viele der von Oppenheim ans Licht gebrachten Funde fielen im November 1943 einem Luftangriff auf Berlin zum Opfer und zerbarsten durch die damit einhergehenden Hitzeschwankungen in viele tausend Stücke.¹ Diesen mehr als 27.000 Fragmenten hat sich das Tell-Halaf-Projekt unter Leitung von Nadja Cholidis, Lutz Martin und Stefan Geismeyer angenommen.² Die Ergebnisse dieser intensiven restauratorischen Maßnahmen wurden ebenso wie das aufgearbeitete Leben und Wirken des Orientliebhabers Oppenheim in besagter Ausstellung der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Über das Ende der Sonderausstellung hinaus wird in den kommenden Jahren die museale Integration der Funde vom Tell Halaf ein wichtiger Bestandteil der Neukonzeption des Vorderasiatischen Museums bzw. des gesamten Pergamonmuseums sein.³ Zudem fand vom 21. bis zum 23. Juli 2011 ein internationales Forschungskolloquium mit dem Titel: „A synopsis of the conclusions from 100 years of archaeological fieldwork in north-eastern Syria“ im Pergamon-Museum statt, dessen Ergebnisse zur Publikation angekündigt sind.

Der hier rezensierte Sammelband stellt das Begleitbuch zu oben genannter Sonderausstellung dar.⁴ Er richtet sich in Form einer umfangreichen Samm-

¹ Siehe dazu Jürgen Thiemes Beitrag in dem Sammelband: „Bitte retten Sie den Rest der Stiftung.“ – Die Katastrophe 1943, 279-296 (v.a. 281).

² Cholidis – Martin (Hrsg.) 2010, XVII; siehe zu den Arbeiten die Beiträge in dem hier rezensierten Sammelband: Lutz Martin: Spur der Steine – Die Gründungsgeschichte des Tell Halaf-Projektes, 293-298; Nadja Cholidis – Ulrike Dubiel: Augen auf! Geduld hoch! Und Herz hoch! – Wie aus 27.000 Fragmenten wieder Bildwerke wurden, 299-307; Stefan Geismeyer, Die Restaurierung der Steindenkmäler vom Tell Halaf, 309-317.

³ Siehe dazu Beate Saljes Beitrag: Tell Halaf im Vorderasiatischen Museum in Berlin, 391-394 sowie Lutz Martins Aufsatz: Ein Wunsch wird Wirklichkeit – Zur künftigen Präsentation der Tell Halaf-Sammlung im Vorderasiatischen Museum, 395-402.

⁴ Es handelt sich also nicht um einen Katalog der restaurierten Funde. Zu deren Publikation: Cholidis – Martin (Hrsg.) 2010.

lung von Kurzbeiträgen vornehmlich an ein Nichtfachpublikum, das sich zum einen für die Archäologie des Nahen Ostens und zum anderen für die Neuere/Neueste Geschichte Deutschlands sowie für die des Nahen Ostens zu begeistern vermag. Inhaltlich ist der Begleitband vergleichsweise detailliert in die folgenden neun Abschnitte aufgeteilt: „Max von Oppenheim – Zwischen Pflicht und Abenteuer“ (21-58), „Zeitspiegel“ (59-78), „West-östliche Begegnungen“ (79-94), „Abenteuer Tell Halaf – Ausgrabung“ (95-188), „Reisen, Sammeln, Forschen“ (189-228), „Abenteuer Tell Halaf – Das Tell Halaf-Museum“ (229-290), „Das Tell Halaf-Projekt – Die Rückkehr der Götter von Guzana“ (291-342), „Tell Halaf im Spiegel der Wissenschaft“ (343-388) sowie „Ausblick“ (389-402). Diesen Abschnitten sind vier Grußworte⁵ (11-17) sowie eine Vorwort⁶ (19) vorangestellt. Dem letzten Kapitel folgen ein Anhang mit Zeittafel und Karte (dazu s.u.) sowie Abkürzungs-, Quellen-, Literatur-, Autorenverzeichnis, Abbildungsnachweis und Ausstellungsimpresum (403-426).⁷

Die Zusammensetzung der Autorinnen und Autoren kann aus fachlicher, in diesem Fall vorderasiatisch-altertumskundlicher Sicht vorweg als gelungen bezeichnet werden, ein Umstand, der im Folgenden bedauerlicherweise lediglich an einigen ausgewählten Beispielen illustriert werden kann. So ist die Historikerin Gabriele Teichmann als Leiterin des Hausarchivs Sal. Oppenheim/Deutschland ebenso prädestiniert sich über Max von Oppenheim zu äußern, wie Stefan R. Hauser für die Beziehungen zwischen Oppenheim und Ernst Herzfeld als Experte gelten darf.⁸ Der Historiker Olaf Matthes kann als Kenner der frühen Orient-Archäologie während des Deutschen Kaiserreichs gelten,⁹ und Mirko Novák ist als einer der derzeitigen Ausgräber auf dem Tell Halaf qualifiziert, die einstigen Grabungen Oppenheims auf dem Ruinenhügel zu beschreiben. Lutz Martin und Ab el-Masih Hanna Baghdo, ebenfalls beide

⁵ Die Vorworte stammen in dieser Reihenfolge von: Prof. Dr. Michael Eissenhauer, Generaldirektor der Staatlichen Museen zu Berlin, Prof. Dr.-Ing. Matthias Kleiner, Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Dr. Arend Oetker, Präsident des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft, und Christopher Freiherr von Oppenheim.

⁶ Verfasst von Nadja Cholidis und Lutz Martin.

⁷ Die Inhalte der siebenundvierzig Beiträge lassen sich m.E. auf vier „Blickwinkel“ herunterbrechen: auf einen Blick in die (bzw. aus der) Vergangenheit mit Fokus auf eine Zeit deutscher Orientbegeisterung; auf einen Blick in die Gegenwart und jüngste Vergangenheit und somit auf das Tell-Halaf-Projekt und die Ausstellung im Pergamonmuseum sowie die laufenden Grabungen; auf einen Blick in die Zukunft, gerichtet auf die kommenden Ausgrabungen auf dem Tell Halaf sowie die baulichen, restaurativen und konzeptionellen Maßnahmen auf der Museumsinsel in Berlin; und auf einen archäologisch-wissenschaftlichen Blickwinkel, der sich dezidiert den Funden und Befunden des Tell Halafs aus Sicht der Vorderasiatischen Altertumskunde widmet.

⁸ Siehe Gunter – Hauser (Hrsg.) 2005.

⁹ Die Promotion des Historikers Olaf Matthes befasste sich mit James Simon, der auch als Mäzen der DOG fungierte: Matthes 2000.

gegenwärtig Ausgräber des Tells, sind imstande, aus erster Hand über die laufenden Ausgrabungen zu berichten. Nicola Crüsemann, ausgewiesene Spezialistin für die Geschichte des Vorderasiatischen Museums in Berlin,¹⁰ kann fachkundig das Verhältnis zwischen Oppenheim und den Berliner Museen darlegen. Auch zeigt es sich als gewinnbringend, auf den Restaurator Stefan Geismeyer hinsichtlich seiner Erfahrungen mit der Fundrekonstruktion und Restauration der Tell-Halaf-Bildwerke zurückzugreifen. Anschaulich beschreiben zudem Lutz Martin, Nadja Cholidis und Ulrike Dubiel die Arbeiten um diese Bildwerke während des Tell-Halaf-Projektes. Niemand anderes als Max von Oppenheim (†) und sein Grabungsmitarbeiter Karl Müller (†) geben Zeugnis von dem Lebensgefühl jener Zeit der frühen Grabungen am Tell Halaf: So kommen beide mit von ihnen verfassten zeitgenössischen Texten in zwei Einzelbeiträgen zu Wort (Oppenheim: „Mein treuer Freund und Diener Tannus Malouf“, 87-94; Müller: „Ein Arbeitstag auf dem Tell Halaf“, 103-108). Eine konkrete Kommentierung dieser beiden Beiträge, von begrifflichen Erklärungen abgesehen, wäre hinsichtlich ihres geschichtlichen Entstehungskontextes sicher nicht von Schaden gewesen. Jedoch befassen sich insbesondere vier weitere Beiträge gesondert mit den Themen Orientpolitik und Orientbegeisterung zu jener Zeit.¹¹

Da in einer Rezension nicht auf alle 47 Einzelbeiträge gesondert und *en detail* eingegangen werden kann, wird sich im Folgenden auf jene Beiträge beschränkt, die unter der Kapitelüberschrift „Tell Halaf im Spiegel der Wissenschaft“ zusammengefasst sind. Diese dürften den Interessen der Leserinnen und Leser eines altertumskundlichen Fachorgans, wie des Göttinger Forums für Altertumswissenschaft, am meisten entsprechen.¹²

¹⁰ Crüsemann 2000.

¹¹ Josef Dülffer: Deutsche Weltpolitik zwischen machtpolitischer Eroberung und kultureller Durchdringung, 1860-1945, 61-65; Manfred Pohl: Die Bagdadbahn – Finanzierung einer technischen Glanzleistung, 67-71; Salvador Oberhaus: Jenseits der Gelehrsamkeit – Max von Oppenheim im Diplomatischen Dienst. Vordenker der Deutschen Orientpolitik?, 73-78; Olaf Matthes: Deutsche Archäologie- und Orientbegeisterung im 19. Jahrhundert, 81-86.

¹² Nicht weiter in diesem Rahmen (weder im Text noch in Anmerkungen) genannt werden folgende Beiträge: Abd el-Masih Hanna Baghdo – Lutz Martin: Mit Spaten, Pinsel und Computer – Die neuen Ausgrabungen auf dem Tell Halaf, 181-188; Miron Mislin: „Götter vertreiben Maschinen“ – Die Berliner AG für Eisengießerei und Maschinenfabrikation ehem. J.C. Freund und das Tell Halaf-Museum, 237-248; Elisabeth Moortgat: Auftritt einer Göttertrias – Das Tell Halaf-Museum in Fotografien von Martin Munkacsy und Ernst Gränert, 259-264; Thorsten Maentel – Dominik Zier: „Herrlich dämonisch, finster und unerbittlich“ – Das Tell Halaf-Museum in der Wahrnehmung seiner Gäste, 265-272; Tom Stern: „Der Scherben Schönheit ist nicht die der Töpfe.“ – Archäologische Museen in Krieg und Film bis 1945, 273-278; Mahmoud Heretani: Die Tell Halaf-Sammlung im Nationalmuseum Aleppo, 287-290; Kirsten Drüppel: Basalt mit Gedächtnis – Ursprung, Ab-

Besagtes Kapitel wird mit einem Beitrag von Jörg Becker über die spätneolithische Halaf-Kultur mit dem Titel: „Frühe Siedler am Tell Halaf – Zur Bedeutung der Halaf-Kultur“ (345-351) eröffnet. Der Aufsatz stellt für die gegebene Länge eine sehr gute Einführung für Studierende und interessierte Laien zu diesem Thema dar. Prägnant und gut verständlich werden sowohl die begrifflichen als auch materiellen Grundlagen der Halaf-Kultur und ihre chronologische sowie geographische Einordnung zusammengefasst.

Chronologisch gesehen einige tausend Jahre später setzt der Beitrag von Andreas Fuchs „Zur Geschichte von Guzana“ (353-358) ein. Fuchs präsentiert die Geschichte dieser Stadt vor allem aus der Sicht der assyrischen Siegermacht und somit entsprechend der schriftlichen Quellenlage. Fuchs folgt der eigentlichen Ereignisgeschichte um die Stadt Gūzāna in seinem Artikel vorwiegend durch das 1. Jt. bis zur ihrer Eroberung durch die Achämeniden um 539 v. Chr. Der Autor entwirft dabei ein äußerst lebendiges Bild früher aramäischen Gruppierungen, die – wohl gemäß assyrischer Weltsicht und Ideologie – „bettelarm“ als „Räuber“, „Plagegeister“ (353) und „Banditen“ sowie „Räuberhauptmänner“ (354) scheinbar marodierend durch die nordsyrischen und umgebenden Gebiete zogen, bis sie ihre Herrschaft in kleineren „Fürstentümern“ etablieren konnten, bevor sie diese bald darauf wieder an die Assyrier abtreten mussten.¹³

Der Zerstörung des Palastes von Gūzāna nimmt sich Hanspeter Schaudig an („Die Zerstörung des West-Palastes von Guzana“, 359-362). Anschaulich und kurz gefasst erläutert Schaudig die mögliche Datierung, die Gründe sowie die archäologischen Belege für die Zerstörung des sog. Hilani-Gebäudes. Dabei vergisst er nicht, auf die ideologische Bedeutung dieses Gewaltaktes einzugehen und allgemein verständlich zu erläutern, warum dieser sich für die Besiegten derart fatal in ihrer Lebenswirklichkeit bemerkbar machte.

„Götterkult und Totenverehrung auf dem Tell Halaf“ (365-370) sind die Themen des Beitrags von Winfried Orthmann, dessen Auseinandersetzung mit den damit verbundenen Statuen und Stelen bis zu seiner Habilitationsschrift (Habilitation 1969) zurückreicht.¹⁴ Das wichtigste Architekturdenkmal, dem eine sakrale Funktion zugewiesen werden kann, ist der sog. Kultraum. Der Kultraum zeichnet sich, neben formal-architektonischen Abgrenzungen zu den Wohn- und Palastbauten in Gūzāna, durch den Fund eines Doppelsitzbildes und einer Statue aus. Das Doppelsitzbild von Gūzāna, schon vielfach

bau und eine ereignisreiche Geschichte, 319-328; Werner Kasch: Banken als Mäzene: Sal. Oppenheim jr. & Cie., 337-342.

¹³ Für eine kurze Zusammenfassung zur Geschichte Gūzānas siehe auch: Novák 2009; für einen ausführlicheren Geschichtsabriss: Dornauer 2010.

¹⁴ Orthmann 1971.

Mittelpunkt wissenschaftlicher Betrachtungen und Teil der Covergestaltung, kann wohl der Gattung des syro-hethitischen Grabdenkmals zugeordnet werden.¹⁵ Für eine fundierte Interpretation hinsichtlich eines Ahnenkultes führt Orthmann einen der jüngsten Funde dieser Gattung, die Stele des Kuttamuwa, an. Die bei Ausgrabungen im Jahre 2008 entdeckte Stele kündigt von der Seele (*nbš*) des Kuttamuwa, die nach dessen Tode in der Stele wesenhaft wird.¹⁶ In Zeile 5 heißt es: „a ram for Kubaba, and a ram for my ‚soul‘ that (will be) in this stele.“¹⁷ Da Kuttamuwa kein Herrscher, sondern Untertan des Panamuwa von Sam'al war, weist der Autor darauf hin, dass diese Form des Ahnenkultes nicht nur für Könige reserviert war und damit der sog. Kultraum von Güzāna nicht zwingend mit den Herrschern der Stadt zu verknüpfen ist (369). Die im Falle des Kultraums nicht gegebene räumliche Verknüpfung mit dem Totenkult findet sich in weiteren Bauten, die als „Kapellen“ bezeichnet werden. Hier verbinden sich die Grabdenkmäler räumlich mit den Begräbnisstätten.

Eine im Vergleich zu den Rundplastiken und Orthostatenreliefs wenig beachtete Fundgattung vom Tell Halaf sind die Elfenbeinarbeiten. In ihrem Beitrag „Rückblick auf die Elfenbeinfunde vom Tell Halaf“ (371-376) lenkt Tuğba Tanyeri-Erdemir den Fokus auf den „kulturellen Wert, der diesen Gegenständen zugewiesen wurde“ (373). Dabei ist von größerer Relevanz, dass die Elfenbeinfunde, die zum großen Teil durch den Brand im Halaf-Museum zerstört wurden und sich somit weiterer Untersuchungen am Material selbst entziehen, aus Grabkontexten zu entstammen scheinen. Basierend auf Äußerungen von Helena Kantor und Dominik Bonatz folgert die Autorin, dass die Elfenbeine ein „mnemotechnischer Apparat, der visuelle Informationen aufnahm und beförderte“, gewesen seien (375). Um diesen interessanten Blickwinkel auf die Elfenbeinfunde detaillierter verfolgen zu können, ist der Aufsatz mit Sicherheit zu kurz, was allerdings weniger der Autorin als dem gegebenen Rahmen geschuldet ist. Dennoch ist es Tanyeri-Erdemir mit ihrem Beitrag gelungen, das Interesse für die aus dem Blickfeld geratenen Elfenbeinfunde des Tell Halafs zu wecken.

Gabriele Elsen-Novák wendet sich in ihrem Aufsatz „Die Glyptik vom Tell Halaf“ (377-382) den Siegelfunden zu. Sie gewahrt, dass ein Nichtfachpublikum über Aussehen, Verbreitung, Nutzung und Entwicklung von Siegeln im

¹⁵ Siehe unter anderem: Moortgat 1955, 120-121, Taf. 146-148: C,I; Orthmann 1971, 127, Taf. 13: C/1; Niehr 1994, bes. 66-67; Niehr 2006; Bonatz 2000, 29, Taf. VI: B9; zusammenfassend zum Kultraum Langenegger –Müller – Naumann 1950, bes. 357-360, 394-395, Abb. 173, Taf. 79,2-74,1; zum Kultraum hinsichtlich auch der neueren Grabungen: Orthmann 2009; zuletzt ausführlicher zum Kultraum und seinem Fundinventar: Martin 2010.

¹⁶ Ausgrabungen der Neubauer Expedition of the Oriental Institute at the University of Chicago.

¹⁷ Pardée 2009, 54, gesamte Inschrift: 53-54; zum Begriff *nbš* siehe auch: Niehr 1994, bes. 63-65.

Vorderen Orient über wenig Grundwissen verfügen dürfte, führt die Autorin in aller Kürze in die Thematik ein, um sich dann auf die Funde vom Tell Halaf zu konzentrieren. Dabei ist von besonderem Interesse, dass die Glyptikfunde mit überwältigender Mehrheit aus der Zeit assyrischer Vorherrschaft stammen. Das Fehlen älterer, genuin aramäischer Siegel erlaubt derzeit keine Aussagen über eine eigenständige Entwicklung der Glyptik auf dem Tell Halaf aus der syrischen Tradition des 2. Jt. heraus (382). Elsen-Novák nutzt mit dem Beitrag die Chance, Siegel und Siegelabdrücke aus den neuen Grabungen der Öffentlichkeit bekannt zu machen (Abb. 295-296, 299-300), um so auch die Bedeutsamkeit der neuerlichen Ausgrabungen ins rechte Licht zu rücken.¹⁸

Der letzte Beitrag „König Kaparas kalkulierter Legitimierungsanspruch in Kunst und Raum am Tempelpalast vom Tell Halaf“ (383-388) von Elif Denel stellt die Herrschaftslegitimation des aramäischen Herrschers des sog. Fürstentums Bit Bahiani in den Mittelpunkt. Archäologisches Zeugnis sind der sog. Tempelpalast, auch als West-Palast und Hilani bezeichnet, und die mit ihm verbundenen (Monumental-)Skulpturen. Ein Teil der Bildwerke wurde dabei sekundär im Palast verbaut. Diese Zweitnutzung sowie die Rückberufung auf die aus dem 2. Jt. überlieferten Motive zeugen von einer Bindung Kaparas an die Vergangenheit. Einer der wiederkehrenden Topoi, deren sich der König bediente, war die Beherrschung der Wildnis, die traditionell der Legitimation des Herrschaftsanspruchs im Alten Orient diente. Der König sah sich aber nicht nur als Bezwiner, sondern auch als Versorger, ein ebenfalls typisches Motiv altorientalischer Herrschaftslegitimation. Zudem verband sich Kapara mit dem Bereich des Numinosen, indem er Orthostatenreliefs, Türleibungsfiguren und Statuensäulen im Eingangsbereich errichten ließ, welche göttliche Wesen verschiedensten Status repräsentierten. Demnach basierten des Herrschers Legitimierungsversuche vor allem visuell auf Neuerungen gepaart mit Reminiszenzen an die Vergangenheit und aus seinen Verbindungen mit dem Übernatürlichen. Diese angewandten Mechanismen zeugen möglicherweise von einer seinerzeit instabilen politische Lage und dem damit einhergehenden Zwang zur Selbstlegitimation Kaparas.

Der hier rezensierte Sammelband, ein wenig dem Titel „Die Geretteten Göttern aus dem Palast von Tell Halaf“ zum Trotz, ist vor allem dem Entdecker und Ausgräber des Tell Halafs, Max Freiherr von Oppenheim, gewidmet und setzt ihm sowie seinen Bemühungen um die Ruinenstätte ein Denkmal.¹⁹ Doch

¹⁸ Die Glyptik der ersten beiden neueren Grabungskampagnenjahre wurde veröffentlicht in: Elsen-Novák 2009.

¹⁹ Siehe vor allem dazu die Beiträge: Wolfgang Röllig: In die Welt hinaus – Max Freiherr von Oppenheim (1860-1946), 23-34; Gabriele Teichmann; „Ich war immer stolz, ein Oppenheim gewesen zu sein ...“ – Max Freiherr von Oppenheim und seine Familie, 35-44;

nicht nur mit ihm und seinem Wirken beschäftigten sich die Autoren des Buches, sondern auch mit den seinerzeit beteiligten Mitarbeitern, seien es einheimische Arbeiter, mitgereiste Teammitglieder oder der damalige Restaurator.²⁰ Den „Geretteten Göttern“ fällt dabei vergleichsweise wenig Raum zu. Und so wundert es nicht, dass der Einband zwar nicht Oppenheim zeigt, aber auch keines der Götterbilder vom Tell Halaf, sondern – nach derzeitigem Forschungsstand – das Doppelsitzbild eines verstorbenen Paares aus dem sogenannten Kultraum wiedergibt.²¹ Die visuell gefällige Umschlaggestaltung des Begleitbandes ist Vorbote der umfangreichen und ansehnlichen Bebilderung, welche mit 100 Farb- und 220 s/w-Abbildungen als durchaus reich bezeichnet werden kann. Lediglich die etwas klein geratene Karte im Anhang sowie eine über zwei Seiten umzublätternde Zeittafel hinken dem hochangesetzten Standard hinterher.

Die Stärken des Buches liegen, neben der schon angesprochenen umfangreichen und qualitativ hochwertigen Bebilderung, in der Diversität der Beiträge, sowohl thematisch als auch stilistisch, und in dem Umstand, dass oftmals zeitgenössische Texte, Zitate und Fotografien zur Veranschaulichung einzelner Situationen herangezogen werden. Gleichzeitig liegt darin eine Schwäche

Stefan R. Hauser: „In Dankbarkeit und alter Freundschaft“ – Max von Oppenheim, Ernst Herzfeld und der Tell Halaf, 45-52; Gerhard Tausche: Ungebrochen – Die letzten Monate in Landshut, 53-58; S. Oberhaus: siehe hier Anm. 11; Mirko Novák: „Der Grundriß rechts oben entwickelt sich anders.“ – Die Ausgrabungen von 1911-1913, 1927, 1929 und 1939, 97-102; Martin Kröger: „All dieses bitte vertraulich“ – Max von Oppenheim und Walter Rössler, 163-168; Sabine Böhme: „In tiefster Ehrfurcht und unwandelbarer Treue verharre ich“ – Max von Oppenheim, ein Tatmensch wilhelminischer Prägung, und Wilhelm II., 169-174; Michel Al-Maqdissi: Max von Oppenheim zwischen Erfolg und Misserfolg – Aus unbekannten Dokumenten, 175-179; Wolfgang Röllig: Das Orient-Forschungs-Institut und die Max Freiherr von Oppenheim-Stiftung, 191-196; Julia Gonnella: Max Freiherr von Oppenheim und die Islamische Kunst, 197-203; Charlotte Trümpler: „Zu dem Kaiserbericht gehören eine Reihe von Photographien“, 205-214; Hannelore Landsberg – Sylke Frahnert: Die Oppenheim-Sammlung am Museum für Naturkunde Berlin; Nicola Crüsemann: Max von Oppenheim und die Berliner Museen – Ein schwieriges Verhältnis, 232-236; zudem: Ulrike Dubiel – Knut Zimmermann, Djebelet el-Beda – Fortsetzung einer Erfolgsgeschichte, 329-336; Susanne Ziegler – Ulrich Wegner: Zu den musikalischen Aufnahmen auf dem Tell Halaf, 223-228.

²⁰ Siehe dazu u.a. die Beiträge: Raphaela Heitmann: „Grabung: Wie gestern, ohne wesentlich Neues“ – Die Grabungstagebücher vom Tell Halaf 5.8.1911-25.12.1913, 109-116; Axel Gering: Ein Leben für den Orient – Zur Person des I. Architekten Felix Langenegger (1876-1974), 117-125; Nadja Cholidis: „Schippe heil!“ – Die Mitglieder der ersten Grabungskampagne (1911-1913), 127-154; Katharina Lange: Ethnographie und Archäologie: Die Arbeiter am Tell Halaf, 155-162; Nadja Cholidis: „Tapferer Mut, herrlicher Optimismus“ – Der Künstler Igor von Jakimow (1885-1962), 249-258.

²¹ Siehe dazu hier Anm. 15. Es besteht weiterhin die Möglichkeit, wie Niehr bemerkte, dass es sich um das Sitzbild einer Gottheit (weiblich) und eines Ahnen (männlich) handelt: Niehr 1994, 66.

des Bandes verborgen: An manchen Stellen bedient das Buch so unfreiwillig und womöglich kaum vermeidbar die Klischees einer nicht immer positiv zu beurteilenden Orientbegeisterung, wie sie im Deutschland des Kaiserreichs entbrannte. Gleichwohl ist es begrüßenswert, dass die Autoren/innen des Bandes nicht den Fehler begehen, ihr Nichtfachpublikum intellektuell zu unterfordern. Die einzelnen Beiträge sind fundiert recherchiert und geschrieben. Sie widmen sich in angenehmer Leselänge ausgewählten Einzelaspekten und erlauben es, der Leserin/dem Leser die meisten Artikel in beliebiger Reihenfolge zu lesen, ohne auf Detailinformationen verzichten zu müssen.

Nadja Cholidis und Lutz Martin ist es mit diesem Begleitband gelungen, ein repräsentatives und für das breite Publikum interessant und abwechslungsreich gestaltetes Buch zusammenzustellen. Den beiden Herausgebern kann für ihr Engagement um den Tell Halaf, seine Fundstücke und das Erbe seines einstigen Ausgräbers nur gedankt werden. Zudem ist es mit dem Ausstellungsband gelungen, die vielen Facetten, die weit gespannten Interessen und das aktive Engagement des Max Freiherr von Oppenheim für die Erforschung des antiken und modernen Orients interessant sowie fachkundig in Szene zu setzen.

Bibliographie

Bonatz 2000

D. Bonatz, Das syro-hethitische Grabdenkmal. Untersuchungen zur Entstehung einer neuen Bildgattung in der Eisenzeit im nordsyrisch-südostanatolischen Raum. (Mainz 2000).

Cholidis – Martin (Hrsg.) 2010

N. Cholidis – L. Martin (Hrsg.), Im Krieg zerstörte Denkmäler und ihre Restaurierung. Für die Max Freiherr von Oppenheim-Stiftung und das Vorderasiatische Museum der Staatlichen Museen zu Berlin. Mit Beiträgen von Aron A. Dornauer, Kirsten Drüppel, Ulrike Dubiel, Stefan Geismeyer und Karin Rohn, Tell Halaf V (Berlin 2010).

Crüsemann 2000

N. Crüsemann, Vom Zweistromland zum Kupfergraben. Vorgeschichte und Entstehungsjahre (1899-1918) der Vorderasiatischen Abteilung der Berliner Museen vor fach- und kulturpolitischen Hintergründen, JbBerlMus 42, 2000, 3-294.

Dornauer 2010

A.A. Dornauer, IV Die Geschichte von Güzāna im Lichte der schriftlichen Zeugnisse, in: Im Krieg zerstörte Denkmäler und ihre Restaurierung. Für die Max Freiherr von Oppenheim-Stiftung und das Vorderasiatische Museum der Staatlichen Museen zu Berlin. Mit Beiträgen von Aron A. Dornauer, Kirsten Drüppel, Ulrike Dubiel, Stefan Geismeyer und Karin Rohn, Tell Halaf V (Berlin 2010) 47-67.

Elsen-Novák 2009

G. Elsen-Novák, Eisenzeitliche Glyptik, in: A. e.-M. Baghdo (Hrsg.), Vorbericht über die erste und zweite syrisch-deutsche Grabungskampagne auf dem Tell Halaf, Vorderasiatische Forschungen der Max Freiherr von Oppenheim-Stiftung 3,1 (Wiesbaden 2009) 65-68

Gunter – Hauser (Hrsg.) 2005

A.C. Gunter – S.R. Hauser (Hrsg.), Ernst Herzfeld and the Development of Near Eastern Studies, 1900-1950 (Leiden/Boston 2005).

Langenegger – Müller – Naumann 1950

F. Langenegger – K. Müller – R. Naumann, Die Bauwerke, Tell Halaf II (Berlin 1950).

Martin 2010

L. Martin, VIII Der Kultraum, in: Im Krieg zerstörte Denkmäler und ihre Restaurierung. Für die Max Freiherr von Oppenheim-Stiftung und das Vorderasiatische Museum der Staatlichen Museen zu Berlin. Mit Beiträgen von Aron A. Dornauer, Kirsten Drüppel, Ulrike Dubiel, Stefan Geismeier und Karin Rohn, Tell Halaf V (Berlin 2010) 221-235.

Matthes 2000

O. Matthes, James Simon: Mäzen im Wilhelminischen Zeitalter. Bürgerlichkeit, Wertewandel, Mäzenatentum 5 (Berlin 2000).

Moortgat 1955

A. Moortgat, Tell Halaf III: Die Bildwerke. Unter Verwendung der Bildbeschreibungen von Dietrich Opitz, bearbeitet und herausgegeben von Anton Moortgat (Berlin 1955).

Niehr 1994

H. Niehr, Zum Totenkult der Könige von Sam'al im 9. und 8 Jh. v. Chr., StEpigrLing 11, 1994, 57-73.

Niehr 2006

H. Niehr, Bestattung und Ahnenkult in den Königshäusern von Sam'al (Zincirli) und Guzana (Tell Halaf) in Nordsyrien, ZDPV 122, 2006, 111-139.

Novák 2009

M. Novák, Zur Geschichte der aramäisch-assyrischen Stadt Guzana, in: A. e.-M. Baghdo (Hrsg.), Vorbericht über die erste und zweite syrisch-deutsche Grabungskampagne auf dem Tell Halaf, Vorderasiatische Forschungen der Max Freiherr von Oppenheim-Stiftung 3,1 (Wiesbaden 2009) 93-98.

Orthmann 1971

W. Orthmann, Untersuchungen zur späthethitischen Kunst, SaarBeitr 8 (Bonn 1971).

Orthmann 2009

W. Orthmann, Untersuchungen am „Kultraum“, in: A. e.-M. Baghdo (Hrsg.), Vorbericht über die erste und zweite syrisch-deutsche Grabungskampagne auf dem Tell Halaf, Vorderasiatische Forschungen der Max Freiherr von Oppenheim-Stiftung 3,1 (Wiesbaden 2009) 61-64.

Pardée 2009

D. Pardée, A New Aramaic Inscription from Zincirli, BASOR, 2009, 51-71.

Elisabeth Wagner, M.A.
Vorderasiatische Archäologie
Albert-Ludwigs-Universität
Platz der Universität 3
D-79085 Freiburg
E-Mail: elisabeth.wagner@orient.uni-freiburg.de

Klaus-Peter JOHNE (Hg.), unter Mitwirkung von Udo HARTMANN und Thomas GERHARDT, Die Zeit der Soldatenkaiser. Krise und Transformation des Römischen Reiches im 3. Jahrhundert n. Chr. (235-284). 2 Bde. Berlin: Akademie Verlag 2008, XII + 1409 S., 23 s/w-Abb.

Faszination für die römische Antike ist ein zeit- und grenzenloses Phänomen. Mehr als ein Jahrtausend bestimmte Rom nicht nur die Geschichte und Geschicke des gesamten Mittelmeerraums, sondern übte seinen Einfluss auch auf die an das Imperium angrenzenden Länder aus. Der Strukturierung einer so langen Zeitspanne dient im Allgemeinen, aber eben auch im Wissenschaftsbetrieb, die Einteilung in Epochen, bei allen Problemen, welche gerade die Festlegung von Epochengrenzen mit sich bringen mag: Königszeit, Republik, Frühe und Hohe Kaiserzeit, Spätantike. Wohl kaum ein Historiker vermag die Gesamtheit der unterschiedlichen Phasen römischer Geschichte noch gleichermaßen zu überschauen, thematische Spezialisierungen sind die unvermeidbare Folge. Wenn sich nun Spezialisten (wie in diesem Fall in der Berliner Arbeitsgruppe an der Humboldt-Universität um Klaus-Peter Johne [K.-P.J.]) zusammenfinden, um einen historischen Überblick auf aktuellem Forschungsstand zu ihrem Thema zu schreiben, so können die Ergebnisse in Form eines Handbuches präsentiert werden. Denn trotz mittlerweile tausender Internetseiten zu beinahe allen Bereichen der Menschheitsgeschichte und ihrer Erforschung durch die Fachwissenschaften sind Handbücher noch immer ein gangbarer Weg, einen ersten soliden Einstieg in die vielschichtige historische Materie zu finden und dabei gleichzeitig Möglichkeiten der Vertiefung aufgezeigt zu bekommen. Im Allgemeinen kann sicher nicht beklagt werden, dass es einen Mangel an geschichtlichen Handbüchern oder Überblicksdarstellungen gäbe. Und doch: Für die Zeit der Soldatenkaiser gab es lange Zeit nichts Hinreichendes.¹ Im vorliegenden zweibändigen Werk wird zwar im Unterschied zu allen vorangegangenen Überblicksdarstellungen zur sog. Reichskrise des 3. Jahrhunderts „nur“ die Zeit zwischen 235 und 284 behandelt, trotzdem umfasst es beeindruckende 1400 Seiten. Zehn Hauptkapitel gliedern das Handbuch, in dem die Rekonstruktion und Schilderung der politischen

¹ Ein die Zeit der Soldatenkaiser einschließender brauchbarer Überblick aus jüngerer Zeit liegt mit M. Christol, *L'Empire romain du III^e siècle. Histoire politique (de 192, mort de Commode, à 325, concile de Nicée)*, Paris 1997 vor; in der Neuauflage der Cambridge Ancient History (Bd. 12: *The Crisis of Empire, A.D. 193-337*, hg. v. A.K. Bowman/P. Garnsey/A. Cameron) aus dem Jahr 2005 wird der Soldatenkaiserzeit nur sehr wenig Platz eingeräumt (vgl. den Beitrag von J. Drinkwater, *Maximinus to Diocletian and the 'Crisis'*); ein Studienbuch in englischer Sprache: O. Hekster, *Rome and its Empire, AD 193-284*, Edinburgh 2008; eine gute Einführung in deutscher Sprache liegt vor mit M. Sommer, *Die Soldatenkaiser (Geschichte kompakt. Antike)*, Darmstadt 2004.

Ereignisgeschichte den Rahmen bildet für den Entwurf eines durch die Analyse zahlreicher Einzelaspekte faszinierenden und facettenreichen Bildes jenes halben Jahrhunderts.

Das erste Hauptkapitel (19-157) teilt sich in zwei größere Abschnitte und macht den Leser mit der mitunter recht disparaten Quellenlage vertraut. Zunächst stellt Udo Hartmann (U.H.) Autoren und Werke von A wie Agathias bis Z wie Zosimus vor, verzeichnet die im Augenblick gültigen Standardausgaben und liefert kommentierte Literaturhinweise. Der *Historia Augusta* ist daran anschließend ein eigenes Unterkapitel gewidmet. Dies ist sicher berechtigt, handelt es sich bei diesem Werk doch um „das rätselhafteste der spätantiken Literatur“ (45), wie K.-P.J., der sich seit 30 Jahren immer wieder mit dieser Quelle beschäftigt hat, betont. Er fasst dabei den aktuellen Wissensstand über die gesammelten Kaiserviten, die bereits seit 1603 unter dem Namen *Historia Augusta* firmieren, zusammen und arbeitet die Einzelprobleme heraus, die seit jeher für große Interpretationsschwierigkeiten sorgen und an denen sich die Forschung daher seit über hundert Jahren abarbeitet. Bislang konnte bekanntlich weder hinsichtlich der Datierung noch der Bestimmung der zugrunde liegenden Intentionen der Autoren (oder doch des einen Autors?) auch nur ansatzweise Einigkeit erzielt werden. Gerade für die Zeit der Soldatenkaiser erweist sich die *Historia Augusta* als sperrig und häufig unzuverlässig, da sie für diesen Zeitraum mit besonders vielen Anekdoten und Wundergeschichten aufwartet. Den von Theodor Mommsen formulierten Wunsch einer vollständigen Kommentierung konnte die Forschung bis heute nicht erfüllen, auch wenn einzelne wichtige Arbeiten schon geleistet worden sind. Der Mangel an historiographischen wie literarischen Quellen für das 3. Jahrhundert bedingt, dass vermehrt andere Quellen zu konsultieren sind, die für den fraglichen Zeitraum tatsächlich in beachtlicher Anzahl vorliegen. Kay Ehling und U.H. geben einen Überblick über das vorhandene Inschriftenmaterial, zeigen die Erkenntnismöglichkeiten der Numismatik (nochmals separat behandelt im zweiten Band im Beitrag zum Münzwesen, 843-860) und der Papyrologie auf. Ohne diese Zeugnisse wäre eine schlüssige Chronologie der Soldatenkaiserzeit kaum zu erstellen. Dabei vermag nach wie vor jeder Neufund das erarbeitete historische Gerüst wenn nicht zu erschüttern, dann doch zu ergänzen oder zu modifizieren. Das gilt freilich auch für andere Hinterlassenschaften der materiellen Kultur(en). Kathrin Schade zeigt Chancen und Grenzen der Archäologie im Hinblick auf ihre Aussagekraft für das 3. Jahrhundert auf. Dazu unternimmt sie gewissermaßen einen Rundgang durch Italien und die Provinzen des Imperium Romanum und demonstriert zugleich, wie unterschiedlich der Forschungsstand für die einzelnen Regionen des Römischen Reiches derzeit immer noch ist. Mit einem kritisch-differenzierenden Blick auf

angebliche Phänomene des kulturellen Verfalls während der Soldatenkaiserzeit schließt sie ihren Beitrag. Dabei verweist sie auf stetige Wandlungsprozesse in der Kunst- und Kulturgüterproduktion. Besonders verdienstvoll ist die Zusammenstellung der literarischen Überlieferung aus dem Orient. Andreas Luther katalogisiert historiographische und hagiographische Werke syrischer, persischer und arabischer Autoren, aus denen sich Erkenntnisse zum 3. nachchristlichen Jahrhundert gewinnen lassen. Auf die besonderen Schwierigkeiten bei der Auswertung dieser Quellengruppe war von den Herausgebern bereits in der Einleitung (17) hingewiesen worden. Es werden Anknüpfungspunkte zu einer zukünftigen Forschung aufgezeigt, die sich von (west-)europazentristischen Geschichtsauffassungen lösen und eine Reintegration des heute islamischen Ostens in die Gesamterzählung einer spätrömischen Geschichte ermöglichen könnte.² Es folgen nach gleichem Muster zusammengetragene Sammlungen jüdischer Quellen (Ernst Baltrusch) sowie armenischer und georgischer Autoren (Erich Kettenhofen). Die Ausführungen zum Quellenwert archäologischer Zeugnisse erweiternd und spezifizierend gibt Philip Huyse einen Überblick über sāsānidische Inschriften und Felsreliefs. Neben die im Auftrag der Könige gefertigten Zeugnisse, etwa der berühmten Darstellung der Gefangennahme Kaiser Valerians durch den seit 240 regierenden Šābuhr I. (siehe die Einbandillustration des zweiten Teilbandes), treten solche privater Auftraggeber. Huyse beschreibt hier in vorbildlicher Weise die Ikonographie sāsānidischer Reliefs, mit deren Hilfe die Triumphe und der Ruhm der Großkönige verbreitet werden sollten, bei gleichzeitiger Legitimierung ihrer Taten, hatten sie doch erst in den 220er Jahren die Parther gewaltsam von der Herrschaft verdrängt. Gerade die häufig anzutreffenden Investiturdarstellungen deuten darauf hin. Das erste Hauptkapitel endet mit forschungsgeschichtlichen Betrachtungen Thomas Gerhards (Th.G.). Diese beginnen mit einer Vorstellung der ‚Histoire des empereurs‘ aus der Feder des französischen Kirchenhistorikers Sébastien Lenain de Tillemonts³, erschienen zwischen 1690 und 1738, und den darin enthaltenen Ausführungen zur Soldatenkaiserzeit. Als Meilenstein der Forschung auch zu dieser Epoche hat sicher Edward Gibbons ‚History of the Decline and Fall of the Roman Empire‘ zu gelten, deren Einfluss auf alle weiteren Forschungen letztlich bis auf den heutigen Tag zu beobachten ist, wenn sich freilich auch durch die stetige Fortentwicklung der

² Beispielhaft: M. Blömer/M. Facella/E. Winter (Hg.), Lokale Identität im Römischen Nahen Osten. Kontexte und Perspektiven (Oriens et Occidens. Studien zu antiken Kulturkontakten und ihrem Nachleben 18), Stuttgart 2009. Dazu die Rezension, G.M. Berndt, in: sehepunkte 10 (2010), Nr. 3 [15.03.2010], URL: <http://www.sehepunkte.de/2010/03/17144.html>.

³ Über den es – dieses Bonmot sei gestattet – im 5. Band von Herders Conversations-Lexikon aus dem Jahr 1857, S. 480f., hieß, seine ‚Kaiser- und Fürstengeschichte‘ sei „ein großartiger Beweis, wie vielseitig und gründlich auch ein Franzose sein kann, ohne dabei pedantisch zu werden“.

Methoden der Quellenkritik sowie durch zahlreiche Neuentdeckungen unser Blick auf das 3. Jahrhundert deutlich verändert hat. Ausgangspunkt dieses Wandels waren die *Historia Augusta*-Forschungen Hermann Dessaus am Ende des 19. Jahrhunderts, die den Wert dieser Quelle für eine chronologische Rekonstruktion der Zeit der Soldatenkaiser erschütterten. Die Zeitgebundenheit der jeweiligen Interpretationen, so Th.G., ließen sich besonders eindrücklich in den vielschichtigen Ausführungen des russischen Althistorikers Michael Rostovtzeff ablesen, der sich insbesondere in seinem amerikanischen Exil mit den „Klassenkämpfen“ des 3. Jahrhunderts befasst hat. Als ebenso von den eigenen Zeitereignissen beeinflusst zeige sich aber auch das *Œuvre* Franz Altheims, das während und nach dem Zweiten Weltkrieg erschien und seitens der Forschung heute weitgehend ad acta gelegt sei. Deutlich wird in den Ausführungen Th.G.s das Oszillieren der Interpretationen zwischen den Polen „Krise“ und „Transformation“, die auch für das vorliegende Handbuch zentrale Bedeutung haben, wie der von K.-P.J. und seinen Mitherausgebern gewählte Untertitel belegen mag. Gerade die Forschung der vergangenen ein bis zwei Jahrzehnte zeigt sich gespalten in die beiden Lager der „Krisenbefürworter“ und der „Krisengegner“, wie es sich übrigens auch bei der Forschung zu Untergang oder Transformation der Römischen Welt im 5. Jahrhundert beobachten lässt.⁴

Der zweite Teil des ersten Bandes bleibt einer weitgehend ereignisgeschichtlich orientierten Darstellung der Soldatenkaiserzeit vorbehalten. Umfassend behandelt werden die greifbaren Herrscherfiguren, seien es nun die „offiziellen“ römischen Kaiser oder die kaum zu zählenden Usurpatoren. Ulrich Huttner zeichnet die Zeit von Maximinus Thrax bis Aemilianus nach (161-221), Andreas Goltz und U.H. beschäftigen sich mit den Kaisern Valerianus und Gallienus (223-295), und U.H. steuert einen Beitrag über den Gotensieger Claudius und dessen Nachfolger Aurelian (297-323) bei. Für die letztgenannten Kaiser erwies sich der Spagat zwischen innenpolitischem Agieren (etwa im Umgang mit dem römischen Senat) und dem notwendigen militärischen Engagement zur Abwehr äußerer Feinde – insbesondere gegen germanischsprachige *gentes* – als äußerst problematisch. Iuthungische, alamannische, gotische und vandalische Kriegergruppen überschritten immer wieder die Reichsgrenzen und richteten plündernd mehr oder weniger große Schäden an, konnten in der Regel aber doch besiegt und zurückgedrängt werden. Nach seinen Siegen über die Barbaren und insbesondere nach der Reintegration der „Teilreiche“ in Gallien und Palmyra bemühte sich Kaiser Aurelian um eine allgemeine Stabilisierung der Lage im Reich und konnte dabei beachtliche Erfolge

⁴ Mit einem gehörigen Schuss Ironie zusammengestellt von G. Halsall, *Movers and Shakers: The Barbarians and the Fall of Rome, Early Medieval Europe* 8, 1999, 131-145.

vorweisen. Dabei ließ er seinen theokratischen Vorstellungen freien Lauf, die in einer Verknüpfung des Sonnengottkultes (*sol invictus*) mit der Person des Kaisers besonders augenfällig wurden. Eine Verschwörung seiner Leibwächter endete in Aurelians Ermordung. Überhaupt muss konstatiert werden, dass kaum ein Herrscher der Soldatenkaiserzeit eines natürlichen Todes starb. Ein gutes Beispiel für das Ausgreifen zunächst lokaler Krisenherde auf die Situation im gesamten Imperium ist die Geschichte des Teilreiches von Palmyra, einmal mehr gekonnt erzählt von U.H. (343-378). Mit dem Aufstieg der Sāsāniden trat eine Veränderung im römisch-persischen Grenzgebiet ein, die zunächst lediglich die Quelle des palmyrischen Reichtums, den Karawanenhandel, allmählich auszutrocknen drohte. Doch Mitte des 3. Jahrhunderts intensivierte Šābuhr I. seine Offensiven gegen die Vorherrschaft Roms. Die Bürger Palmyras und ihr Mann an der Spitze, Septimius, reagierten auf die unmittelbare militärische Bedrohung mit der Aufstellung einer Miliz, anfangs noch mit der ausdrücklichen Billigung Roms. Mit dem entstehenden Machtvakuum nach der schmachvollen Gefangennahme Kaiser Valerians 260 sahen die Palmyrener dann aber offenbar den Zeitpunkt gekommen, sich immer weiter aus der Umklammerung Roms zu lösen und eine eigenständige Herrschaft zu etablieren. Diese übte Septimia Zoenobia für ihren unmündigen Sohn Vaballathus aus. Immer wieder gelang es, Schwächephasen Roms, etwa den Bürgerkrieg zwischen Aurelian und Quintillus, zur Ausweitung der eigenen Herrschaftsansprüche zu nutzen. Hier zeigt sich ein strukturelles Problem der Soldatenkaiserzeit. Rom hatte es mit zu vielen „Brandherden“ gleichzeitig zu tun, als dass es überall für Ruhe und Frieden hätte sorgen können. Gerade die Gleichzeitigkeit und das Nichtabreißenwollen dieser Phänomene im Reich verleiht dem 3. Jahrhundert seinen krisenhaften Charakter. Die Erhebung Palmyras zählt dabei nach U.H. zu den aussichtsreicheren Versuchen, sich aus dem Imperium Romanum zu verabschieden. Aurelian und seinen kampferprobten Truppen gelang es schließlich aber doch, den Widerstand zu brechen. Die turbulenten Vorgänge, die auf die Ermordung Aurelians im Herbst 275 folgten, schildert K.-P.J. (379-393). Das Problem des erfundenen sechsmonatigen Interregnums, das der Regierung des „Senatskaisers“ Tacitus vorangegangen sei, zeige paradigmatisch, welche Klippen bei der Analyse der erzählenden Quellen des 3. Jahrhunderts zu umschiffen seien. K.-P.J. demonstriert anschaulich, wie dies auch unter Zuhilfenahme der im ersten Teil vorgestellten Quellen zu bewerkstelligen ist. Mit einer Darstellung (395-423) der Regierungszeiten der Kaiser Probus und Carus von Gerald Kreucher schließt der zweite Hauptabschnitt des ersten Bandes.

Im dritten Teil richtet sich der Blick auf die Verhältnisse an den Grenzen des Imperiums. Andreas Goltz betrachtet die im Nordwesten des Römerreiches

lebenden Gruppen (427-447). Wie gefährlich die Situation in dieser Region sein konnte, und zwar nicht allein aufgrund der Präsenz von Barbaren, zeigte sich, als Severus Alexander im rheinischen Grenzgebiet im Jahr 235 für Ruhe sorgen wollte und von meuternden Truppen ermordet wurde. In der Lesart dieses Handbuches war der Tod dieses Kaisers Ausgangspunkt für die Epoche der Soldatenkaiser. Insbesondere die sich im 3. Jahrhundert vollziehenden Formierungen der Alamannen oder der Franken⁵ zeigen sich als über lange Zeiträume verlaufende Prozesse, die ohne Interaktion mit dem Imperium nicht vorstellbar gewesen wären.⁶ Etwas weniger bedrohlich war die politische Situation in den Gebieten an der mittleren Donau, wie der darauf folgenden Schilderung, die ebenso aus der Feder von Goltz stammt (449-464), zu entnehmen ist. Hier finden sich *gentes*, deren Namen dann etwa ein bis zwei Jahrhunderte später bei den Römern für Angst und Schrecken sorgen sollten: Vandalen⁷ und Goten⁸. Allerdings sorgten gotische Plünderungszüge häufig für Verunsicherung bei der betroffenen Bevölkerung und trugen damit auch zu einer Destabilisierung des Imperiums bei. Andreas Gutsfeld stellt die im 3. Jahrhundert in Nordafrika lebenden Stämme vor, die von römischen Autoren zumeist vereinfachend unter dem Terminus „Mauren“ subsumiert werden (465-473). Wenn den Quellen auch verschiedene Konfliktschilderungen zu entnehmen sind, insbesondere mit Gruppen, deren nomadische Lebensweise mit den von Rom etablierten Herrschaftsstrukturen kaum zu vereinbaren war, so könne doch, so Gutsfeld, von einer größeren Krise in den für die Getreideversorgung Roms so wichtigen Provinzen keine Rede sein. Über die Beziehungen der Römer mit den im Kaukasus gelegenen Reichen – unterschiedlich

⁵ Dazu jüngst H. Castritius, Überlegungen zu Herkunft und Ethnogenese der Franken, in: *Historia archaeologica* (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 70), Berlin/New York 2009, 217-224.

⁶ Seine hier vorsichtig formulierten und sicher noch von manchem Forscher stärker vertretenen Vorstellungen vom Aufbau der „germanischen“ Gesellschaften mit Heerkönigen an der jeweiligen Spitze wurden unlängst durch Stefanie Dick einer gründlichen Revision unterzogen, vgl. S. Dick, Der Mythos vom „germanischen“ Königtum. Studien zur Herrschaftsorganisation bei den germanischen Barbaren bis zum Beginn der Völkerwanderungszeit (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 60), Berlin/New York 2008, prägnant auf S. 211: „Begriffe wie „König“ bzw. „Königtum“ sind [...] nicht geeignet, die gesellschaftsorganisatorischen Verhältnisse bei den germanischsprachigen Barbaren vor der Völkerwanderungszeit zu beschreiben“.

⁷ Vgl. den Sammelband G.M. Berndt/ R. Steinacher (Hg.), *Das Reich der Vandalen und seine (Vor)Geschichten* (Forschungen zur Geschichte des Mittelalters 13 = Österreichische Akademie der Wissenschaften Philosophisch-Historische Klasse, Denkschriften 366), Wien 2008; zuletzt A.H. Merrills/R. Miles, *The Vandals (The Peoples of Europe)*, Malden, MA 2010, insb. 27-35.

⁸ P. Heather, *The Goths (The Peoples of Europe)*, Malden, MA 2007. Im Projekt „Gotische Kriegergruppen im spätrömischen Reich“ der DFG-Forschergruppe 1101 „Gewaltgemeinschaften“ an der FAU Erlangen-Nürnberg wird die spezifische Rolle von Gewalt bei der Genese von gotischen Kriegergruppen untersucht.

stabile Herrschaftsgebilde verortet zwischen den Großmächten Rom und Persien – berichtet Erich Kettenhofen. Auch hier erlaubt die Quellenlage (wenige historiographische Notizen sowie Inschriften) kaum mehr als einen vagen Blick auf die politischen und kulturellen Begebenheiten. Ein Changieren der lokalen Feudalherren zwischen Rom und den neu an die Macht gelangten Herrschern im Osten zeichne sich ab, ein Phänomen, das sich auch in den darauf folgenden Jahrhunderten immer wieder beobachten ließe. Weitere Einblicke in die Situation im Osten des Imperiums gewähren die Beiträge von Andreas Luther über Nordmesopotamien mit den Machtzentren Hatra und Osrhoene (501-509) und der Exkurs Monika Schuols über die babylonischen Juden in der Charakene (511-519). Die durch die Wanderungen arabischer steppennomadischer Stämme ausgelösten Unruhen im Nahen Osten untersucht U.H. (521-530). Die meisten der sich im Verlaufe des 3. Jahrhunderts neu bildenden Lokalmächte gerieten rasch mit den Oberhoheiten Rom, vertreten durch die Palmyrenen, oder den Sāsāniden in Konflikt. Rom reagierte auf unterschiedliche Weise auf diese Situation. Einerseits verstärkte es mit dem Ausbau des Limes (*strata Diocletiana*) seine Abwehrbemühungen, andererseits wurden immer wieder arabische Verbände in die römische Armee aufgenommen und ihnen, als Nebeneffekt gewissermaßen, damit ein Weg der Integration in die Welt der Römer eröffnet. Nicht nur während der Zeit der Soldatenkaiser erwiesen sich die Sāsāniden als gefährlichster Gegner Roms im Osten des Imperiums. Den Aufstieg und die Verfestigung ihrer Vormachtstellung zeichnet Josef Wiesehöfer nach, wobei er neben den einzelnen Regierungszeiten des jeweiligen „Königs der Könige“, die in die durch das Handbuch abgedeckte Periode fallen, auch ein weites Panorama über die sāsānidische Staatsform mit ihrem Hof und ihrer Verwaltungsstruktur, die in ihrem Reich lebenden Gesellschaften und die dort praktizierten Kulte und Religionen eröffnet. Weit in Roms Süden lag mit Meroe (im heutigen Sudan) ein weiteres Königreich, mit dem die Römer im 3. Jahrhundert aber allenfalls in losem Kontakt standen. Wann genau der endgültige Rückzug römischer Verbände aus dem Dodekaschoinos („Zwölfmeilenland“) erfolgte, ist umstritten, da die Überlieferung zu diesen Vorgängen erst aus dem 6. Jahrhundert stammt. Angelika Lohwassers Beitrag (571-580) wirft zudem ein Schlaglicht auf die in dieser Region nomadisch lebenden Blemmyrer, die durch ihre wiederholten Überfälle den Fernhandel zwischen dem Süden und Norden Afrikas immer wieder unterbrachen.

Im vierten Hauptkapitel beschreibt K.-P.J. die politischen Spezifika des 3. Jahrhunderts (583-632). Angesichts der Tatsache, dass das römische Kaisertum in jener Zeit weit größeren Veränderungen unterworfen war als in den davorliegenden zweieinhalb Jahrhunderten, seien ganz verschiedene Entwicklungstendenzen zu erkennen, die bereits auf die nachtetrarchischen, spät-

antiken Auffassungen des römischen Kaisertums wiesen. Entscheidend dürfte dabei gewesen sein, dass die Thronprätendenten nun auch aus nichtsenatorischen Kreisen stammen konnten. Senatorische Herkunft war zwei Jahrhunderte lang unabdingbare Voraussetzung für die Erlangung des Kaisertums gewesen. Mit Maximinus Thrax strebte dann im Jahr 235 der erste Mann an die Spitze des Imperiums, der sich vom einfachen Berufssoldaten bis zum Offizier im Ritterrang hochgedient hatte. Bis zum sog. Sechskaiserjahr verlief seine Regierung recht erfolgreich, wenn er auch bei vielen Traditionalisten im Senat einen schlechten Stand hatte. Immerhin dürfte den Zeitgenossen deutlich geworden sein, dass das Fehlen einer aristokratischen Herkunft für die Ausübung der Herrschaft offenkundig bedeutungslos geworden war. Dennoch: die Kluft zwischen Kaiser und Senat erwies sich als unüberwindbar. Als sich die Gordiane gegen Maximinus Thrax erhoben, fand diese Usurpation die Anerkennung der Senatoren, in den darauffolgenden bürgerkriegsartigen Auseinandersetzungen wurde der Kaiser schließlich von meuternden Soldaten seines eigenen Heeres erschlagen. Wie in einem Brennglas lässt sich durch die Verdichtung der Ereignisse des Jahres 238 erkennen, welche Mechanismen beim Auslösen immer neuer Wirren des kommenden halben Jahrhunderts wirksam werden sollten: Ressentiments und Standesdünkel aristokratischer Kreise gegen die *homines novi*, Machtgier und Eifersucht der Aufsteiger. Hinzu kam einerseits die kaum zu erfüllende Aufgabe, die Grenzen des Imperium Romanum dauerhaft zu sichern, was nur durch massive Präsenz loyaler Truppen zu gewährleisten gewesen wäre, und andererseits das Zufriedenstellen der Römer im Inneren des Reiches, zumindest der stadtrömischen Bevölkerung. An dieser doppelten Herausforderung sind wohl die meisten der auf Maximinus Thrax folgenden Soldatenkaiser (Übersicht der einzelnen Regierungszeiten bis Carinus, 1061f.) gescheitert. Zu diesem Scheitern trug K.-P.J. zufolge auch bei, dass es keinem dieser Kaiser gelang, eine längerfristige Dynastie auszubilden, wenn es auch an Versuchen nicht gemangelt habe. Dies sollte erst den Kaisern des 4. Jahrhunderts wieder gelingen, nachdem Diocletian mit der Etablierung von Dyarchie und Tetrarchie andere Modelle der Herrschaftssicherung durchgespielt hatte. Hauptcharakteristikum der Zeit der Soldatenkaiser blieben der rasche Kaiserwechsel und die Einschränkung der kaiserlichen Handlungsspielräume durch ihre Abhängigkeit vom Militär. Monika Schuol befasst sich mit der Entwicklung von Jurisprudenz und Jurisdiktion im 3. Jahrhundert (633-640), und Toni Glas erörtert gemeinsam mit U.H. die Strukturen der römischen Provinzverwaltung (641-672). Sie zeichnen ein insgesamt von Stabilität geprägtes Bild, in dem sich für die behandelten 50 Jahre nur graduelle Veränderungen etwa der Provinzeinteilung zeigen. So wurden etwa in Kleinasien durch Umstrukturierungen neue kaiserliche Provinzen geschaffen, allerdings ohne das Herrschaftsgefüge nachhaltig zu beein-

flussen. Konflikte, wie der mit dem Perserreich, brachten immer wieder Grenzverschiebungen mit sich, die sich freilich auch in der jeweiligen lokalen Administration niederschlugen. Vergleicht man die Zeit der Soldatenkaiser unter diesem Aspekt mit dem vorangegangenen Prinzipat, stößt man auf ähnliche Phänomene. Auch in dieser Hinsicht bleibt festzuhalten, dass erst im Zeitalter Diocletians grundlegend neue Wege beschritten werden sollten. Die Rolle des Heeres in einer Epoche, die als „Zeit der Soldatenkaiser“ bezeichnet wird, kann wohl kaum überschätzt werden. Michael Speidel fasst zusammen, was sich aus den Quellen über die Organisationsstrukturen des Militärs sagen lässt (673-690). Der grundlegende Umbau des gesamten Militärapparates war der veränderten Situation mit immer häufiger auftretenden Konflikten an den Grenzen geschuldet, aber er war auch durch die bürgerkriegsartigen Konflikte im Inneren des Reiches notwendig geworden. Vor allem der in der zeitgenössischen Überlieferung so negativ bewertete Kaiser Gallienus habe, so resümiert Speidel, diese Notwendigkeit erkannt und die Umwandlung mit großem Engagement durchgeführt. Dass dabei auch immer mehr Einheiten „nichttrömischer“ Herkunft geschaffen wurden und damit ein Phänomen eingeleitet wurde, das die frühere Forschung als „Germanisierung“ der römischen Armee beschrieben hatte, dürfte im 3. Jahrhundert noch kaum als Problem, sondern eher als notwendige Maßnahme zur Verstärkung der militärischen Durchschlagskraft gesehen worden sein. Die Überlieferungslage erlaubt keine Verallgemeinerung hinsichtlich der städtischen Entwicklungen im 3. Jahrhundert. Th.G. fokussiert seinen Beitrag (691-712) auf zwei Regionen, über die sich durch reichhaltige inschriftliche und numismatische Zeugnisse verlässliche Aussagen treffen lassen: Nordafrika und Kleinasien. Hier konkurrierten die Städte um die Gunst des Kaisers, und gerade die in der Soldatenkaiserzeit häufigen Herrschaftswchsel brachten es mit sich, dass sich die Städte in den Machtkämpfen positionieren mussten. Wer sich rechtzeitig auf die Seite des Siegers schlug, konnte mit Privilegierungen und Bevorzugungen rechnen, wohingegen die „Verlierer“ wenn nicht Strafaktionen, dann zumindest einen herben Prestigeverlust hinzunehmen hatten. Eine allgemeine Krise des Städtewesens aber, so das Resümee von Th.G., sei nicht zu erkennen, wenn auch für viele andere Regionen des Imperiums aufgrund der trümmerhaften Überlieferung kaum Informationen vorlägen, die einen detaillierten Vergleich zuließen.

Der fünfte Hauptabschnitt des Bandes gibt einen breiten Einblick in die Struktur der römischen Gesellschaft des 3. Jahrhunderts. Neben dem Kaiser bzw. Kaiserhaus standen in der sozial stark hierarchisierten Bevölkerung des Imperiums immer noch die Mitglieder des Senates an der Spitze. Matthäus Heil beschreibt den Niedergang dieses Standes im Verlaufe der Soldatenkai-

serzeit, an deren Ausgang der Senat nicht mehr als ein „Traditionsrelikt“ gewesen sei. Diese nicht mehr rückgängig zu machende Schwächung, die sich freilich dann auch in der Zeit Diocletians beobachten lässt, habe den Weg für die Veränderungen bereitet, die Kaiser Konstantin zu Beginn des 4. Jahrhunderts durchsetzte, indem er erstens in seiner neuen Hauptstadt einen eigenständigen Senat schuf und zweitens den Senatorenitel an beinahe alle höheren Amtsträger im Reich vergab (715-736). Im Vergleich zu den vorsoldatenkaiserzeitlichen Verhältnissen, in denen das Erfüllen der Anforderungen des *cursus honorum* noch höchstes Ideal war, hatten die Senatoren also ihre politische Rolle eingebüßt, zudem griffen nun Männer nach der Alleinherrschaft, die nicht mehr jenem exklusiven Stand entstammten. Endgültig verschwand der Senat erst nach den Gotenkriegen Justinians in der Mitte des 6. Jahrhunderts. Bis dahin wirkte er noch als traditionserhaltendes Gremium und als legitimationsstützende Einrichtung der wechselnden Herrscher in Rom. Während sich der Senatorenstand also im Verlaufe des 3. Jahrhunderts mit seinem Bedeutungsverlust abzufinden hatte, konnten die Männer des *equester ordo* einen Aufstieg erleben. Diesem Ritterstand ist ein Beitrag gewidmet, ebenfalls geschrieben von Matthäus Heil (737-761). Er zeichnet darin die Entwicklung von der Hohen Kaiserzeit bis ins 4. Jahrhundert nach, nicht ohne auf die grundlegenden Schwierigkeiten hinzuweisen, die die Forschung mit dem verstreuten Quellenmaterial hat. Schließlich fehlt nach wie vor eine Prosopographie zu den römischen Rittern, auf deren Grundlage sich belastbare sozialgeschichtliche Aussagen machen ließen. Gleichwohl lässt sich für das 3. Jahrhundert zeigen, dass die Ritter aus dem tiefgreifenden gesellschaftlichen Wandel als „Gewinner“ hervorgingen, bevor dann mit der allgemeinen Verleihung des Senatorenitels durch Konstantin der Titel des Ritters beinahe obsolet wurde. Anders als für die *ordines* der Senatoren und Ritter sind Aussagen über die „Unterschicht“, also über den weitaus größten Teil der Bevölkerung des Imperiums – für die Hohe Kaiserzeit einmal auf 60 Millionen Menschen geschätzt –, viel schwieriger zu treffen. Die Quellenlage erlaubt Einblicke zu meist nur im Kontext von Schilderungen sozialer Konflikte. Wie in allen vor-modernen Gesellschaften gründete die Lebensform der meisten Menschen im agrarischen Bereich. Th.G. behandelt in seinem Beitrag (763-789) daher Beispiele, die zeigen, wie sich die Unzufriedenheit der „kleinen Leute“, die mit den Vertretern der römischen Reichsverwaltung in Konflikt gerieten, auswirken konnte, wenn diese die Anforderungen an die Leistungskraft willkürlich veränderten. Dass sich aus solchen zunächst nur kleinräumigen Auseinandersetzungen weit ausgreifende Konflikte entwickeln konnten, zeigt das Beispiel des Widerstandes der Kolonen und Arbeiter der Felder um die nordafrikanische Stadt Thysdrus im Jahr 238 gegen den zuständigen Procurator, der in dessen Ermordung und der Ausrufung des Statthalters Gordian zum Kaiser

gipfelte. Überhaupt treten die bäuerlichen Unterschichten nur dann in Erscheinung, wenn sie sich mit Beschwerdeschriften, etwa im Falle der Überbelastung durch das Militär, an die Zentrale richteten. Nur wenig besser ist die Quellenlage für die *plebs* in Rom, die v.a. als Empfänger von kaiserlichen Zuwendungen in der Überlieferung auftaucht. In zwei anschließenden Fallstudien werden die gesellschaftlichen Strukturen in Isaurien (Karl Feld, 791-800) und in Ägypten (Friederike Herklotz, 801-813) untersucht. Diese Auswahl begründet sich dadurch, dass Isaurien als besonders unruhige und konfliktträchtige Region galt und Ägypten als Getreideproduzent von größter Bedeutung für die Versorgung Italiens war, beruhte doch die Stabilität der römischen Herrschaft zu großen Teilen auf der Distribution von Versorgungsgütern und dem Einziehen von Steuern aus den unterworfenen Ländern, die als Provinzen dem Römischen Reich einverleibt worden waren. Im 3. Jahrhundert gingen zahlreiche Aufstände von der ausgebeuteten Bevölkerung, insbesondere den Bewohnern Alexandrias, aus. In diesem Abschnitt des Handbuches hätte wohl auch ein Beitrag zur „Mittelschicht“ des römischen Staates, etwa zu Händlern, Platz finden können, um ein Gesamtbild der Gesellschaftsstruktur zu zeichnen.

Das 3. Jahrhundert als Epoche einer allgemeinen Reichskrise anzusprechen, wie es seitens der älteren Forschung beinahe durchweg geschah, war stets verbunden mit Aussagen zu einem tiefgreifenden wirtschaftlichen Niedergang. Insbesondere die Arbeiten Michael Rostovtzeffs bestimmten lange Zeit ein Bild, in dem sich zu einer ökonomischen Krise Phänomene wie Preissteigerungen, Barbareneinfälle, ein zunehmendes Räuber- und Piratenunwesen, außer Kontrolle geratene Soldaten, Bürgerkriege und schließlich gar ein Geburtenrückgang gesellten. Der sechste Hauptabschnitt des Handbuches nimmt dieses düstere Szenario in den Blick. Kai Ruffing handelt zunächst die Forschungsgeschichte ab, bevor er die Einzelaspekte Inflation, Demographie und das Steuerwesen darstellt (817-841). Er kontrastiert das Krisenbild durch die Zusammenstellung von Belegen für eine ökonomische Prosperität in einzelnen Regionen bzw. Provinzen des Römischen Reiches, etwa aus Thrakien und Mösien (Villennbau) oder aus Africa (Olivenölproduktion und Export). Eine stärkere Differenzierung, die nur über weitere Studien zu regionalen Verhältnissen zu erreichen wäre, wird hier als Desiderat formuliert. Die unüberhörbaren Stimmen der Zeitgenossen, die sich insbesondere über eine instabile Sicherheitslage v.a. an den Grenzen sowie ein verstärktes Auftreten von Räuberbanden beschwerten, deutet Ruffing als rhetorische Mittel der Kaiserkritik, aus denen sich wenig über die tatsächlichen wirtschaftlichen Bedingungen in der Zeit der Soldatenkaiser gewinnen lasse. Es folgt eine ausführliche Darstellung des Münzwesens durch Kay Ehling (843-860), in der nochmals die Inflation

des 3. Jahrhunderts diskutiert und die Entwicklung des römischen Münzwesens bis zur Reform unter Kaiser Aurelian nachgezeichnet wird. Die in dieser Reform getroffenen Maßnahmen bewertet Ehling als eigentlichen Auslöser einer heftigen Inflation, die man erst in der Regierungszeit Diocletians wieder in den Griff bekam.

Bildung und Wissenschaft stehen im Mittelpunkt des siebten Hauptabschnitts, wobei sich der Inhalt in drei unterschiedliche Themen auffächert, nämlich Bildung (Katrin Pietzner, 836-891), Geschichtsschreibung (U.H., 893-916) – ein Beitrag, der vielleicht besser in den ersten Hauptabschnitt zu platzieren gewesen wäre – und Philosophie (Irmgard Männlein-Robert, 917-924). Pietzner rekonstruiert aus verschiedenen Quellen den Weg, den Kinder, und zwar nicht nur die aus privilegierten Familien stammenden, zu beschreiten hatten, wenn sie Lesen und Schreiben lernen sollten. Oberschichtenkinder bekamen häufig zusätzlich Unterricht bei einem Grammatiker erteilt, der insbesondere rhetorisch-sprachliche Kenntnisse vermitteln konnte, um die Schüler auf ihre angedachten Karrieren im Dienste des Staates vorzubereiten. Dazu gehörte es in adligen Kreisen zum guten Ton, den Nachwuchs zu einem Philosophielehrer zu schicken (die Inhalte werden im Beitrag von Männlein-Robert behandelt). In den Metropolen Athen, Rom, Karthago und Alexandria befanden sich die herausragenden Schulen des Reiches, doch auch in Kleinstädten oder auf dem Land war es ohne größere Schwierigkeiten möglich, zumindest Grundkenntnisse im Lesen und Schreiben zu erwerben, so dass die in der Forschung hin und wieder geäußerte Annahme einer sich verstärkenden Analphabetisierung weiter Kreise im Verlaufe des 3. Jahrhunderts, so führt Pietzner aus, sich als nicht zutreffend erwiesen habe. Schließlich zeichnet der Beitrag den Einfluss des Christentums bzw. christlicher Lehrer auf das römische Bildungswesen nach und gesteht diesen für die Zeit der Soldatenkaiser eine eher geringe Rolle zu.

Im achten Großkapitel werden in sechs Abschnitten die verschiedenen Religionen des Römischen Reiches vorgestellt. Hier ist eine gewisse Unausgewogenheit zu konstatieren, etwa dadurch, dass der Beitrag über die paganen Religionen (Monika Schuol) recht knapp ausfällt (927-935), verglichen etwa mit dem Aufsatz über die Christen (Katrin Pietzner, 973-1007). In der Zeit der Soldatenkaiser standen ganz unterschiedliche Glaubensvorstellungen nebeneinander, die mitunter konkurrierten. Dem Kaiserkult (Friederike Herklotz, 937-948) kam dabei eine besondere Bedeutung zu, diente er doch vornehmlich dazu, die kaiserliche Herrschaft auch religiös zu legitimieren. Kultstätten lassen sich dementsprechend im gesamten Imperium finden. Kaiser Aurelian trieb dies wohl am weitesten, wenn er sich mit der Einführung des auf ihn selbst zugeschnittenen *sol invictus*-Kultes als Repräsentant der göttlichen Mächte darstel-

len ließ. Offenbar sollte dadurch der Makel, nicht auf eine berühmte Dynastie rekurrieren zu können, behoben werden. Auch im 3. Jahrhundert nahmen die Juden im Reichsgefüge eine Sonderstellung ein. Ein Beitrag behandelt die Juden Palästinas (Ernst Baltrusch, 949-964), ein weiterer widmet sich dem Diaspora-Judentum (Monika Schuol, 965-971). Mit dem Manichäismus tauchte im Verlaufe des 3. Jahrhunderts eine neue bedeutende Religion auf, die sich durch Missionsaktivität sehr schnell ausbreiten konnte. Desmond Durkin-Meisterernst zeichnet die Dynamiken dieser neuen Religionsgemeinschaft nach und erläutert zudem die (heute nicht mehr ganz leicht zu verstehende) dualistische Lehre Manis (1009-1024), in der Elemente unterschiedlicher Religionen synkretistisch zu etwas Neuem verbunden worden waren. Bereits im 5. Jahrhundert verschwand der Manichäismus aus Europa, wohl letztlich dem Erfolg des Christentums unterliegend, wohingegen er sich in anderen Teilen der Welt noch viele Jahrhunderte behaupten konnte.

Der neunte Hauptabschnitt führt die Erkenntnisse des Handbuches verdichtet zusammen. K.-P.J. und U.H. stellen darin für die Zeit der Soldatenkaiser Folgendes heraus: „Kennzeichnend für diese Epoche waren zum einen große Einfälle neu formierter äußerer Gegner an verschiedenen Grenzabschnitten, die vielfach gleichzeitig auftraten und weit ins Reichsinnere führten und denen die kaiserliche Zentrale nur noch unzureichend entgegentreten konnte, zum anderen die zahlreichen Usurpationen von Militärbefehlshabern an den Grenzen, die vielfach erfolgreich waren und zu einer schnellen Folge von Herrscherwechseln führten und damit zugleich die Etablierung einer längerfristig regierenden Dynastie verhinderten“ (1026). Diese Phänomene seien in der Zeit vor und nach der Soldatenkaiserzeit in dieser Form nicht so stark aufgetreten, was den Epochencharakter herausstreiche. Die Herausgeber sehen diese Epoche nach umfassenden Detailstudien jedoch – trotz zahlreicher, unbestritten krisenhafter Erscheinungen – nicht ausschließlich als Zeit des Niedergangs, sondern betonen, dass sich daneben auch deutliche Kontinuitäten entdecken lassen. In ihrer Darstellung erscheint die Zeit der Soldatenkaiser als eine Epoche, in der durch gezielte politische Maßnahmen die Struktur des Römischen Reiches, auch als Reaktion auf die unterschiedlichen Krisenphänomene des 3. Jahrhunderts, allmählich verwandelt wurde und eine Umgestaltung von der Hohen Kaiserzeit bis zur Spätantike vollendet werden konnte.

Im zehnten und abschließenden Teil haben Th.G. und U.H. unter der Überschrift „Fasti“ (1055-1198) ein Konvolut von Listen zu wichtigen Ereignissen, Personen und Ämtern zusammengetragen, das sich als ausgezeichnetes Hilfsmittel erweist. Neben einer Zeittafel finden sich hier Aufstellungen der „offiziellen“ Kaiser, der nicht anerkannten Thronprätendenten und Usurpato-

ren aus den Jahren zwischen 235 und 285. Hinzu kommen nützliche Verzeichnisse zu den Stadt- und Prätorianerpräfekten, den Provinzstatthaltern, Bischöfen sowie zu Herrschern in den orientalischen Monarchien und zu Anführern germanischsprachiger *gentes*. Der große Fleiß und das durchweg hohe Niveau des Handbuches finden schließlich in dem stolze 150 Seiten umfassenden Literaturverzeichnis einen Ausdruck. Es folgt das Autorenverzeichnis und ein sorgfältiges Register (erstellt von Katja Boegner, Toni Glas und U.H.), welches Personen- und Ortsnamen sowie ausgewählte Sachbegriffe erschließt.

Das Werk erfüllt das Desiderat einer Überblicksdarstellung der Zeit der Soldatenkaiser aus den Perspektiven der unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen. Es zeigt das Wechselspiel von inneren und äußeren Ursachen für die Krise(n), die sich in unterschiedlichen Teilen der Römischen Welt unterschiedlich bemerkbar machten. Die vielschichtigen und hier natürlich nur cursorisch zusammengefassten Ergebnisse weisen insgesamt eher auf eine Skepsis der Autorinnen und Autoren hinsichtlich einer generellen Charakterisierung der Soldatenkaiserzeit als Zeit einer das Römische Imperium heimsuchenden Krise. Es ist K.-P.J. und seinem Expertenteam für ihre mehrere Jahre in Anspruch nehmende Arbeit ausdrücklich zu danken und zu ihrem Ergebnis zu gratulieren. „Die Zeit der Soldatenkaiser“ wird auf sicher lange Zeit für jeden, der sich eingehender mit dieser Epoche beschäftigen möchte, das erste zu konsultierende Referenzwerk sein. Abschließend ist auch dem Akademie-Verlag für seine sorgfältige Gestaltung und Redaktion ein Dank auszusprechen.

Dr. Guido M. Berndt
Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg
Lehrstuhl für Alte Geschichte
DFG-Projekt: Gotische Kriegergruppen im spätrömischen Reich
FOR 1101 Gewaltgemeinschaften
Kochstr. 4, Postfach 8
D-91054 Erlangen
E-Mail: guido.berndt@gesch.phil.uni-erlangen.de

Christian MANN – Matthias HAAKE – Ralf VON DEN HOFF (Hgg.), Rollenbilder in der athenischen Demokratie. Medien, Gruppen, Räume im politischen und sozialen System. Beiträge zu einem interdisziplinären Kolloquium in Freiburg i. Br., 24.-25. November 2006. Wiesbaden: Reichert Verlag 2009, 220 S., 29 s/w-Abb.

Welche Formen der menschlichen Interaktion können für das demokratische Athen des 5. und 4. Jhs. v. Chr. rekonstruiert werden und in welche normativen Konzepte und sozialen Regelwerke waren sie eingebettet? Der von Christian Mann, Matthias Haake und Ralf von den Hoff herausgegebene Sammelband behandelt diese Fragestellungen auf einer interdisziplinären Ebene und beinhaltet die Beiträge zu einer altertumswissenschaftlichen Tagung, die im November 2006 an der Universität Freiburg im Breisgau veranstaltet wurde. Wie bei Tagungsbänden üblich stellt sich auch hier für den Rezensenten bereits beim Blick auf das Frontispiz die zentrale Frage: Fügen sich die einzelnen Beiträge sinnvoll in das übergeordnete Konzept und in den bereits im Titel angekündigten methodischen Rahmen? Inwiefern wurde also im vorliegenden Fall den Fragen nach „Rollenbildern“ nachgegangen, und welche konzeptuellen Entwürfe werden von den jeweiligen Autoren angeboten, um die programmatischen Begriffe „Medien“, „Gruppen“ und „Räume“ jeweils einzeln, aber auch in ihren Beziehungen zueinander zu fassen?

Die von Christian Mann verfasste Einleitung (S. 9-15) stellt einen Versuch dar, derartige Überlegungen aufzugreifen und methodische Leitlinien für die weitere Lektüre des Bandes zu entwerfen. Nach einer kurzen Schilderung der Herausbildung der athenischen Demokratie und des damit einhergehenden sozialen Wandels konstatiert Mann, dass die gesteigerte politische Partizipation im Athen des späten 6. Jhs. v. Chr. und dann vor allem im Laufe des 5. Jhs. v. Chr. zu einer stärkeren gesellschaftlichen Segregation geführt habe. Zugleich seien „aristokratische Wert- und Verhaltenssysteme in die demokratische Ordnung inkorporiert“ worden, da „auch die demokratische Polis darauf angewiesen war, daß die traditionelle Elite Führungsrollen übernahm“ (S. 9).¹ In weiterer

¹ Unberücksichtigt bleibt dabei die Übernahme oder ungefragte Aneignung von Idealen und Werten in einem bereits aufgebrochenen oder veränderten gesellschaftlichen System, die nicht nicht unbedingt der Zustimmung der vormaligen Elite bedarf. Zur Erklärung solcher Formierungsprozesse bieten sich etwa die von Pierre Bordieu entwickelten Handlungstheorien bezüglich des *modus operandi* und der Angleichung an bestimmte Wertesysteme, auch durch die Aneignung materieller und geistiger Güter, an: s. P. Bourdieu, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft (Frankfurt a.M. 1987) 57-60. 277-286. 727-748. 752-755. Vgl. P. Bourdieu, Zur Soziologie der symbolischen Formen (Frankfurt a.M. 1974) 150-153. 159-201; P. Bourdieu, Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns (Frankfurt a.M. 1998) 21f. 48-52.

Folge postuliert Mann (S. 9. 10f.) eine systemische Dichotomie zwischen athenischer Politik und Gesellschaft. Als Beispiele für Widersprüche zwischen diesen beiden Systemen werden der Ostrakismos (S. 9), das auch zu Zeiten der Demokratie weiter bestehende „soziale Gefälle in der Bürgerschaft“ sowie die primär nicht auf soziale Maßnahmen abzielende Einrichtung der Liturgien (S. 9f.) angeführt. Alle drei Problemfelder stellen nun jedoch keine zwingende Evidenz für die scheinbare „Geschichte zweier Systeme“ (frei nach Charles Dickens) dar. Eine bewusste und strategische Durchdringung von sozialer und politischer Ordnung wäre ja nur dann zu leisten gewesen, wenn beide Felder bereits von den maßgeblichen zeitgenössischen Betreibern der athenischen Demokratie als solche wahrgenommen worden wären. Dies wurde durch die Heterogenität der sozialen Interessen jedoch verhindert, weshalb Politik und Soziales umso stärker ineinander spielten, ohne jedoch von den Handelnden in systemischer Hinsicht eindeutig gegeneinander abgegrenzt werden zu müssen.² Als konstitutiv für beide Systeme sieht Mann (S. 11f.) das Element der „öffentlichen Kommunikation“, die durch Medien befördert worden sei. Zum Ersten wird konstatiert, dass „Medien soziale Zuordnungen auf[weisen], indem etwa Luxusgeschirr exklusiv von der Aristokratie benutzt wurde“ (S. 11). Dabei handelt es sich freilich um eine Vermutung, die in mehrfacher Hinsicht der näheren Begründung bedurft hätte: Welche Indizien lassen sich etwa anführen, um den Benutzer eines bestimmten Geschirr-Services tatsächlich sozial zu determinieren? Wie lässt sich „Luxus“ tragfähig definieren? etc. Zweitens bezeichnet Mann „die formalen Besonderheiten des jeweiligen Mediums“ als signifikant (S. 11). Zum Dritten gibt er zu bedenken, dass „Räume und Funktionen der ‚Anwendung‘ verschiedener Medien zu unterscheiden [seien], in denen ihre Botschaften ganz unterschiedlich wahrgenommen werden konnten“ (S. 11f.). Vor allem aus den angeführten Beispielen geht hervor, dass Mann dabei besonders zwei Aspekte von „Raum“ im Sinn hat: Einerseits liegt seiner Definition ein *absoluter Raumbegriff* zugrunde, der konkrete physische Orte meint, welche den passiven Rahmen für menschliches Handeln bilden. Diesen „konkreten Orten“ stellt er „Handlungsräume“ gegenüber, die er etwa im Kult oder im Symposium ansiedeln möchte, in Bereichen also, die man treffender als *Performanzen* hätte bezeichnen können.³ Irreführend ist jedenfalls die Vorstel-

² Auch in der athenischen politischen Theorie gab es ein explizites Feld des „Sozialen“ nicht, ebenso wie die weitgehende Absenz einer echten „sozialen“ Frage im Kontext der athenischen Demokratie zu konstatieren ist, vgl. nur M.I. Finley, *Das politische Leben in der antiken Welt* (München 1991) 21f. 41f. 49-54; M.I. Finley, *Die antike Wirtschaft* ³(München 1993) 32-40; R. Osborne, *Athens and Athenian Democracy* (Cambridge 2010) 98-102. 113-116. 219-223. Zur Interdependenz politischer und sozialer Aspekte in Verbindung mit den Liturgien vgl. etwa die differenzierte Darstellung von Paul Veyne, *Brot und Spiele. Gesellschaftliche Macht und politische Herrschaft in der Antike* (München 1994) 72-79. 168-183.

³ Zur Performanztheorie und zur Unterscheidung zwischen Performanz und „Handlungsraum“ vgl. M. Löw, *Raumsoziologie* (Frankfurt a.M. 2001) 161-166; D. Bachmann-Medick,

lung, dass Kult oder Symposion per se jeweils bereits als Räume zu begreifen seien.⁴ Stattdessen konnte die Entfaltung von Performanzen in einer bestimmten, gegebenenfalls auch baulich gestalteten Umgebung eine Vielzahl relationaler Räume schaffen, die einerseits oft ortsgebunden, andererseits aber in ihrer zeitlichen Dimension auch in höchstem Maße flüchtig waren.⁵ In Manns Modell hingegen vollzieht sich Kommunikation in erster Linie zwischen Menschen durch den Einsatz von Medien in Räumen (S. 10-14). Dieses stark an Luhmanns Systemtheorie ausgerichtete Schema verliert jedoch allzu leicht den historischen Aspekt des Lebensvollzuges aus dem Blick.⁶ Als analytisches Konzept bleibt die Trennung zwischen einem politischen und einem sozialen System im demokratischen Athen früh- bis spätklassischer Zeit folglich eine rein etische Betrachtungsweise, die sich auf keine empirische Entsprechung stützen kann.⁷

In seinem Beitrag „Krüppel von Natur aus“ beschäftigt sich Adrian Stähli mit Körperbildern des 5. Jhs. v. Chr. und der komplexen Beziehung zwischen Darstellungen, kulturellen Werten und sozialen Regeln (S. 17-34). Ausgehend von der Prämisse, dass der Körper und sein Abbild zu jeder Zeit einem kulturellen Diskurs unterworfen waren, der seinerseits auf den konkreten Lebensvollzug zurückwirkte, entwirft Stähli zu Beginn einen differenzierten terminologischen und methodischen Ausblick auf sein Vorhaben (S. 17-20). Im Anschluss verdeutlicht er seinen Ansatz anhand einiger Beispiele: So deutet er die regelhafte Nacktheit von Zwergendarstellungen in der rotfigurigen Vasenmalerei des 5. Jhs. v. Chr. als absichtlich eingesetztes Stilmittel der Maler, um eine abweichende Körperlichkeit drastischer inszenieren zu können. Nur aus den Anmerkungen (S. 22 Fußnote 6) erfährt der Leser, dass es zu dieser vermeintli-

Cultural Turns. Neuorientierung in den Kulturwissenschaften ²(Reinbek b. Hamburg 2007) 104-142. 291-295. 302-304.

⁴ Zum konzeptuellen Unterschied zwischen Performanz und relationalem Raum vgl. M. Schroer, Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums (Frankfurt a.M. 2006) 174-181.

⁵ Zum Konzept des relationalen Raumes vgl. M. Löw, Raumsoziologie (Frankfurt a.M. 2001) bes. 53-68. 174-179. 224-230.

⁶ In diesem Zusammenhang mag ein Zitat von Richard Münch von Nutzen sein: „Normalerweise leben die Menschen nicht in einer so komplexen Welt, weil sie in eine vorgegebene Lebenswelt gemeinsam geteilter Weltsichten und Normen hineingeboren werden. Ihre Gedanken sind in Sinn Grenzen eingeschlossen; sie sind nicht in der Lage, die Erfahrung der Selektion aus einer extrem komplexen Welt zu machen [...]“ (R. Münch, Soziologische Theorie 3. Gesellschaftstheorie [Frankfurt a.M./New York 2004] 224). Generell zu Luhmanns Systemtheorie s. auch den guten Überblick ebenda 179-232 mit Lit.

⁷ Dieser Umstand bedeutet freilich noch nicht *a priori* eine Unter- oder Überlegenheit des einen oder anderen Konzeptes, aber die Perspektive der Beobachtung müsste nach Erachten des Rezensenten in der methodischen Einleitung deutlicher zum Ausdruck gebracht werden.

chen Regel auch eine Ausnahme gibt, nämlich einen bekleideten Zwerg auf einer attisch-rotfigurigen Schale aus Athen. Ohne diesen abweichenden Fall zu diskutieren und die eigene Prämisse entsprechend zu hinterfragen, zieht Stähli aus seinen Betrachtungen den zuversichtlichen Schluss, dass es sich bei den Zwergendarstellungen der rotfigurigen Vasenmalerei „zweifello[s] Stereo-typen sozialer und moralischer Diskriminierung“ gehandelt habe (S. 23). Unter Verweis auf Aristoteles (pol. 1254b,27-1255a,3; 1328b) postuliert er des Weiteren für den öffentlichen Diskurs der athenischen Demokratie eine direkte Korrelation zwischen physischer und charakterlicher Deformation sowie zwischen Behinderung und sozialem wie politischem Status (S. 23-25). Auch in den Darstellungen des Greisenalters seien derartige „Metaphern“ zu erkennen, die „moralische und soziale Disqualifizierung“ (S. 23) zum Ausdruck bringen sollten (S. 26). Die gelegentliche Anwesenheit von Zwergen in Symposion-Szenen will Stähli damit begründen, dass es sich um „rein bildliche ‚Vokabeln‘“ handle, die „auf keinerlei reale Praxis verweisen“ (S. 27). Dies wird weiter ausgeführt am Beispiel des Pygmäenbildes, das Stähli im Sinne eines der Realität enthobenen „ethnographischen Diskurses“ deutet (S. 28-30). An diesem Punkt scheint die Argumentation allerdings etwas zu stark auf die Annahme zugespitzt, dass die Umsetzung von Physiognomien *immer* ein qualitatives Urteil beinhalten muss. Auch vermag das Instrumentarium der Bildanalyse nicht nur in der Bewertung von „Ideal“, „Häßlichkeit“ oder „Schönheit“ bloß unscharf zu unterscheiden, sondern es kann naturgemäß auch die Deutungsmaßstäbe der athenischen Betrachter des 5. Jhs. v. Chr. nicht vollständig rekonstruieren.

Der folgende Beitrag von Alexander Heinemann knüpft thematisch an Stählis Überlegungen an, wäre aufgrund seines zeitlichen Schwerpunktes aber unter Umständen am Beginn des Bandes besser positioniert gewesen (S. 35-70). Unter dem suggestiven Titel „Ungleiche Festgenossen“ analysiert Heinemann spätarchaische und frühklassische Symposionsdarstellungen in methodisch reflektierter und sprachlich pointierter Weise. Ausgehend von dem Befund, dass in den Symposionsbildern der spätarchaischen Zeit eine auffällige Bandbreite von Verhaltensmustern und physiognomischen Eigenarten entwickelt wurde, wird die Frage nach der gesellschaftlichen Ausdeutung solcher Unterschiede aufgeworfen (S. 35-39). Der einleitende kritische Abriss zur Forschungsgeschichte mündet in der luziden Feststellung, dass in den meisten bisherigen Untersuchungen die Identität der Benutzer der Gefäße prämissenhaft vorausgesetzt worden sei, woraus sich ein Interpretationsspektrum von „Zeugnis für das Eindringen bürgerlicher Gruppen in eine vormals aristokratische Domäne“ bis hin zu „Teil eines inneraristokratischen bzw. elitären Diskurses“ gebildet habe (S. 40f.). Zu Recht lenkt Heinemann deshalb die Aufmerksamkeit auf

die methodische Problematik solcher Ansätze: Ohne den antiken Adressatenkreis genauer zu kennen bzw. benennen zu können, bleibt die kommunikationstheoretische Deutung, aber auch die inhaltliche Bewertung der Bilder immer von der Ausgangsannahme des modernen Forschers abhängig. Stattdessen sollte eher von der grundsätzlichen Offenheit der Bilder gegenüber einem heterogenen Kreis von Rezipienten ausgegangen werden: „Die relative Unschärfe des sozialen Milieus, in dem die Bilder ihre Wirkung entfalten, ist [...] bereits deren Entstehungsprozeß immanent“ (S. 41f.). Aus diesem Grund konzentriert sich Heinemann konsequenterweise auf die innere Strukturlogik der Bilder selbst. Diese arbeitet er anhand dreier beispielhaft ausgewählter Merkmale heraus, nämlich Glatzköpfigkeit (S. 43-45), Entblößung und Breitbeinigkeit (S. 45-49) sowie Erbrechen (S. 49-51). Die Bilder zeigen eine Bandbreite von Verhaltensweisen, die aber alle innerhalb der Gruppe von Symposiasten angesiedelt sind. Insofern, so die logische Folgerung, ist es methodisch fragwürdig, den Szenen eine eindeutig normativ-adhortative Funktion in Bezug auf einzelne Figuren beizumessen. Vielmehr scheinen die Bilder, auch in der Kontrastierung unterschiedlicher Spielarten des Symposions (S. 53-58), den Betrachter zur aktiven Reflexion über das Dargestellte herauszufordern (S. 51-53). Besonders die Erkenntnis, dass normative Vorstellungen zwar *hinter* den Symposions-Darstellungen auf spätarchaischen Trinkgefäßen stünden, aber nicht „per se Gegenstand der Bilder“ seien (S. 53), ist aus archäologisch-bildwissenschaftlicher Sicht begrüßenswert. Die Betonung der aktiven Rolle von Darstellungen in Kontexten des Lebensvollzuges bringt Heinemann zu der Feststellung, dass man statt „gruppenspezifische[r] Lesarten“ vielmehr die „dialektische Breite, mit der sich die Bilder dem kollektiven Diskurs öffnen“ schärfer in den Blick nehmen sollte (S. 59). Seine abschließenden Betrachtungen zum Wandel von schwarzfiguriger zu rotfiguriger Malerei (S. 59-63) eröffnen darüber hinaus ein vielversprechendes Feld für weitere Untersuchungen. Auf dieser Basis könnte es tatsächlich gelingen, den oftmals überstrapazierten „Betrachter“ durch die Freilegung von rezeptionsästhetischen Voraussetzungen und Bedingtheiten in einen komplexeren historischen Zusammenhang einzubinden.⁸

Als dritter Beitrag zum Bedeutungsfeld des Symposions schließt sich Fiona Hobdens „*Symposion and the Rhetorics of Commensality in Demosthenes 19*,

⁸ Zu der allgemeinen Problematik bezüglich der lückenlosen „Lesbarkeit“ bildlicher und kultureller Zeichensysteme vgl. E. Flaig, *Ritualisierte Politik. Zeichen, Gesten und Herrschaft im Alten Rom*, *Historische Semantik 1* (Göttingen 2004) 133-136; O.R. Scholz, *Bild, Darstellung, Zeichen. Philosophische Theorien bildlicher Darstellung* (Frankfurt a.M. 2004) 102-136; L. Wiesing, *Artifizielle Präsenz. Studien zur Philosophie des Bildes* (Frankfurt a.M. 2005) 26-54; K. Sachs-Hombach/J.R.J. Schirra, *Medientheorie, visuelle Kultur und Bildanthropologie*, in: K. Sachs-Hombach (Hrsg.), *Bildtheorien. Anthropologische und kulturelle Grundlagen des Visualistic Turn* (Frankfurt a.M. 2009) 407-417.

On the False Embassy“ an (S. 71-87). Zu Recht weist Hobden einleitend darauf hin, dass in der Forschung mit dem langsamen Aussetzen der Bildzeugnisse und der Lyrik im 4. Jh. v. Chr. oft zugleich von einem Verschwinden des Symposions im spätklassischen Athen ausgegangen wurde. Nun liefern aber gerade die Gerichtsreden des 4. Jhs. v. Chr. durchaus Zeugnisse für das Fortbestehen und die soziale Schlüsselfunktion der Symposien. Exemplarisch werden diese in Folge anhand zweier Gelagedarstellungen aus Demosthenes' Rede im Gesandtschaftsprozess (Dem. 19,193-5; 19,196-7) analysiert (S. 73-77). Hobden kann herausarbeiten, dass die Symposien und Feierlichkeiten in beiden Stellen der Rede von Demosthenes gleichsam als Folien für moralisch wie politisch verwerfliches und anständiges Handeln entworfen und zueinander in Kontrast gesetzt wurden (S. 77-79). Damit wird evident, dass die Symposien auch in der zweiten Hälfte des 4. Jhs. v. Chr. nach wie vor im kollektiven Bewusstsein als „testing ground for the character and motivations of their participants“ (S. 79) dienen konnten. Dennoch möchte Hobden in weiterer Folge eine gewisse soziale Umwertung des Symposions erkennen, indem sie auf die assoziativen Verbindungen zwischen oligarchischen Hetairien und dem Trinkgelage verweist. In diesem Kontext führt sie das bei Xenophon (Hell. 2,3,56) überlieferte Schicksal des Theramenes an, der die Neige aus dem Schierlingsbecher mit einem bitter-ironischen Trinkspruch auf seinen „Henker“ Kritias zum Kottabos-Spiel benutzte (S. 81f.). Dieses Verhalten des Sterbenden hängt freilich in erster Linie mit der Hinrichtungsart durch den Giftrank zusammen und sollte gewiss nicht das Symposion per se als oligarchische Institution brandmarken. Aus diesem und anderen Beispielen zieht Hobden jedenfalls den Schluss, dass die Symposien im Laufe des 4. Jhs. v. Chr. zum rhetorischen Synonym für „Oligarchie“ und „Aristokratie“, im weitesten Sinne für antidemokratisches Verhalten geworden seien (S. 83-85). Da sie aber auch davon ausgeht, dass sich das Trinkgelage exakt zeitgleich zu einer Performanz von „men of middling wealth“ sowie der Öffentlichkeit entwickelt habe (S. 82f.), ist der Schluss unausweichlich, dass die Konnotationen der Rhetoren in immer prononcierterer Weise auf eine bereits vergangene Realität abhoben. Dieses Postulat einer gleichsam gespaltenen und sich widersprechenden Wahrnehmung von Symposien in Rede und Lebensvollzug des spätklassischen Athen vermag letztlich nicht restlos zu überzeugen.

Den zweiten Abschnitt des Bandes, der von den Herausgebern unter den Übertitel „Sozial versus Politisch: divergierende Rollenbilder“ gesetzt wurde, eröffnet ein von Josine H. Blok verfasster Beitrag zur gesellschaftlichen und politischen Bedeutung von Opferhandlungen im klassischen Athen (S. 89-111). Ausgehend von der Beobachtung, dass die Teilnahme an religiösen Ritualen und Opfern konstitutiv für den athenischen Bürgerstatus war, werden Bild-

quellen und Inschriften als Grundlagen der weiterführenden Analyse herangezogen. Dabei wertet Blok die Vasenbilder mit Opferszenen aufgrund ihrer Menge und ihrer Funktion im Gegensatz zu den Inschriften als besonders charakteristische Quelle für die „visual mentality of the observers“ (S. 92). Solche Bilder seien für ein „unspecified, general audience“ gestaltet worden und verkörperten demnach eine Art Querschnitt durch die zum Entstehungszeitpunkt jeweils aktuellen Bedeutungsmöglichkeiten (S. 92). Dieser Ansatz kann im Rahmen der vorliegenden Rezension nicht in extenso diskutiert werden. Allerdings sei auf den bereits besprochenen Beitrag von Heinemann im selben Band hingewiesen, dessen Methodik als exemplarisch für ein wesentlich differenzierteres und reflektierteres Arbeiten mit derartigen Bildzeugnissen gelten darf. Aus der anschließenden statistischen Untersuchung von Vasenbildern (S. 92-98) kommt Blok zu dem Schluss, dass in den Darstellungen eine Realität ‚unterhalb‘ der sonst auf uns gekommenen Zeugnisse zur athenischen Gesellschaft des 5. Jhs. v. Chr. vermittelt werde (S. 106f.). Danach wird auf Basis von literarischen und vor allem inschriftlichen Quellen eine Unterscheidung zwischen den Aspekten „öffentlich“ und „privat“ bei Opferhandlungen erarbeitet, die, soweit sie auf emischen Kriterien beruht, durchaus zu überzeugen vermag (S. 98-102).⁹ Diese Betrachtungen führen in Kombination schließlich zu der Feststellung: „[The] divergence in civic roles is reflected in the different degrees of involvement of men and women in animal sacrifice as represented in Attic painted pottery“ (S. 107). Für eine so zuversichtliche Deutung der Bilder im Sinne eines subversiven, metahistorischen Beweises für eine gleichmäßige Beteiligung von Mann und Frau bei Opferhandlungen fehlt dem statistischen Befund angesichts der verfügbaren Datengrundlage jedoch die nötige Signifikanz. Weder ist die Untersuchungsmenge in sich konsistent, noch wurden die entsprechenden Abbildungen von den Vasenmalern des 5. Jhs. v. Chr. mit der Intention produziert, durch ihre Zahlenverhältnisse real existierende Geschlechterbeziehungen bei Opferhandlungen zu illustrieren.¹⁰

Im Anschluss widmet sich Matthias Haake in seinem Beitrag „Doing philosophy – Soziales Kapital versus politischer Mißkredit?“ dem scheinbaren Widerspruch zwischen „politischem“ und „sozialem“ Kontext, der sich in Athen seit dem späten 5. Jh. v. Chr. für die Bewertung philosophischer Ausbildung konstatieren lässt (S. 113-145). Zuerst skizziert Haake kurz die „Selbstpositionierung“ der Philosophen in der athenischen Gesellschaft des fraglichen Zeitraums

⁹ Zu den umfassenderen rituellen und sakralrechtlichen Grundlagen vgl. die quellenstarke Synopse bei R. Parker, *Polytheism and Athenian Society* ²(Oxford u.a. 2009) 37-49. 89-115. 270-289.

¹⁰ Vgl. dazu die ausgewogeneren Analysen ähnlicher Untersuchungsmengen bei O. Borgers, *Religious Citizenship in Classical Athens. Men and Women in Religious Representations on Athenian Vase-Painting*, *BABesch* 83, 2008, 73-97 und R. Osborne, *Athens and Athenian Democracy* (Cambridge 2010) 244-266.

(S. 117-120). Als Beispiele dienen ihm in erster Linie Sokrates und Platon, deren Habitus als bewusste Abweichung von der moralischen Norm des Polis-Bürgers beschrieben wird (S. 117-119). Die vor allem von Paul Zanker konstatierte Angleichung der statuarischen Darstellungen gerade dieser beiden Philosophen an das zeitgleiche Bürgerbild des frühen 4. Jhs. v. Chr.¹¹ steht dieser Interpretation freilich diametral gegenüber und wird von Haake auch nur peripher gestreift: „Was für eine Rolle einer Person [bildlich] in Szene gesetzt wurde, war abhängig vom jeweiligen Kontext und dem *auctor* der Imago“ (S. 120 Fußnote 31). Diese Bemerkung eignet sich nun aber keineswegs als Abschwächung von Zankers These, sondern unterstützt sie im Gegenteil doch eher. In weiterer Folge kommt die gesellschaftliche Verortung der Philosophen durch die athenische Öffentlichkeit in den Blick (S. 120-127). Aus den angeführten Beispielen geht hervor, dass gerade im 4. Jh. v. Chr. die Position der Philosophen durch die öffentliche Meinung zumindest potenziell immer wieder gefährdet war (S. 120-124). Gerade in der Mittleren Komödie kann darüber hinaus der Topos eines regelrechten philosophischen Habitus nachvollzogen werden, der sich nicht nur in der Kleidung und im Auftreten, sondern sogar in spezifischer Mimik äußert (S. 124-127). Um all diese Befunde von gesellschaftlicher Randständigkeit, latenter Gefährdung und topischer Aufladung mit dem bereits eingangs geschilderten Phänomen einer durchaus verbreiteten, temporären philosophischen Betätigung durch gewisse Gesellschaftsschichten zu vereinbaren, führt Haake abschließend ein soziologisches Modell ein (S. 127-135): Im Anschluss an Pierre Bourdieu postuliert er, dass es sich bei der philosophischen *paideia* um die „Bildung ‚sozialen Kapitals‘ innerhalb der athenischen Elite“ gehandelt habe, „das partiell auf ‚kulturellem Kapital‘ basierte“ (S. 132). Die Philosophie war demnach im sozialen Umfeld der athenischen Oberschicht *de rigueur*, vor dem Demos aber durchwegs kontraproduktiv. Dieses Konzept geht vor allem dann auf, wenn man wie Haake (S. 133) einen „politischen“ und einen „sozialen“ Raum voneinander abgrenzt. So können auch scheinbar widersprüchliche Quellenberichte über ein und dieselbe Person vordergründig aufgelöst werden, indem man darin einfach die Schilderung zweier unterschiedlicher Kommunikationskontexte erkennt. Damit lassen sich zwar in letzter Konsequenz alle Brüche und Gegensätze der Überlieferung glätten, doch müsste der kritisch-historische Wert einer solchen Betrachtungsweise in extenso erst noch erwiesen werden.

Eine ähnlich strikte modellhafte Trennung zwischen sozialem und politischem System prägt, ganz im Sinne der bereits oben ausführlich diskutierten Einleitung, auch den anschließenden Beitrag von Christian Mann, der den Titel

¹¹ S. P. Zanker, *Die Maske des Sokrates. Das Bild des Intellektuellen in der antiken Kunst* (München 1995) 62-66. 70-79.

„Kalokagathia in der Demokratie: Überlegungen zur Medialität der politischen Kommunikation im klassischen Athen“ trägt und den dritten Abschnitt des Bandes („Bürgerrollen: Definitionen im politischen System und Raum“) eröffnet (S. 147-170). Ausgehend von der Prämisse, dass die „mediale[n] Möglichkeiten athenischer Politiker“ (S. 147) etwa gegenüber den in Rom verfügbaren Mitteln aufgrund starker Normen und „strikte[r] Kontrolle durch das Volk“ (S. 148) eingeschränkt gewesen seien, nimmt Mann das Medium „Körper“ als anthropologisch konstantes Kapital in den Blick.¹² In überzeugender Weise arbeitet er in Folge die kulturellen Dimensionen von körperlicher Schönheit und ihre Verbindung mit positiven charakterlichen Qualitäten im klassischen Athen heraus (S. 149-152). Die Analyse entsprechender bildlicher Darstellungen kommt allerdings etwas kurz (S. 150). Als wertvolle Ergänzung sei in diesem Zusammenhang auf den bereits besprochenen, methodisch ausgezeichneten Ansatz im Beitrag von Heinemann verwiesen. Mit guten Argumenten stellt Mann des Weiteren die insbesondere von Paul Zanker stark betonte Übernahme und universale Gültigkeit des *kalokagathia*-Ideals durch die Politiker des demokratischen Athen in Frage (S. 150f.).¹³ Stattdessen strebt er anhand einer eingehenderen Analyse eine Differenzierung dieses Modells an und richtet sein Augenmerk dabei einerseits auf Ostraka mit explizitem Bezug zu körperlicher Schönheit (S. 152-158), zum anderen auf Redepassagen, die auf die „stimmliche Ästhetik einzelner Politiker“ (S. 152) abzielen (S. 158-164). Kann die Analyse der Ostraka zwar punktuell Aufschlüsse über den sarkastischen Umgang mit Bildern und Beischriften auf Gefäßen und somit über die Existenz ganz unterschiedliche Auffassungen von „Schönheit“ im klassischen Athen vermitteln, so muss hier die Frage nach den Autoren und deren Motiven freilich letzten Endes ungelöst bleiben. Diese Lücke soll durch die Untersuchung von Gerichtsreden des 4. Jhs. v. Chr., vor allem anhand der Dispute zwischen Aischines und Demosthenes, geschlossen werden. Doch auch hier

¹² Zu einer kulturanthropologischen Analyse des Politikerkörpers in der römischen Republik, aber auch für grundlegende methodische Überlegungen zu einem solchen Ansatz vgl. E. Flaig, *Ritualisierte Politik. Zeichen, Gesten und Herrschaft im Alten Rom*, Historische Semantik 1² (Göttingen 2004) bes. 123-136.

¹³ S. dazu etwa P. Zanker, *Die Maske des Sokrates. Das Bild des Intellektuellen in der antiken Kunst* (München 1995) 29-38. 66-69. Vgl. grundsätzlich auch L. Giuliani, *Individuum und Ideal. Antike Bildniskunst*, in: P. Bloch/B. Hüfler (Hrsg.), *Bilder vom Menschen in der Kunst des Abendlandes*, Jubiläumsausstellung der Preußischen Museen Berlin 1830-1980, 5.7.-28.9.1980 (Berlin 1980) 41-86; J. Bergemann, *Demos und Thanatos. Untersuchungen zum Wertsystem der Polis im Spiegel der attischen Grabreliefs des 4. Jahrhunderts v. Chr. und zur Funktion der gleichzeitigen Grabbauten* (München 1997) passim; R. Krumeich, *Bildnisse griechischer Herrscher und Staatsmänner im 5. Jahrhundert v. Chr.* (München 1997) passim; H. Knell, *Athen im 4. Jahrhundert v. Chr. Eine Stadt verändert ihr Gesicht: Archäologisch-kulturge-schichtliche Betrachtungen* (Darmstadt 2000) 23-46; D. Piekarski, *Anonyme griechische Porträts des 4. Jhs. v. Chr. Chronologie und Typologie*, IA 82 (Rahden 2004) passim; S. Dillon, *Ancient Greek Portrait Sculpture. Context, Subjects, and Styles* (Cambridge 2006) bes. 67-76.

wurde in letzter Konsequenz keine objektiv messbare Qualität stimmlicher Schönheit verhandelt, sondern mittels rhetorischer Strategien ein topischer Gegensatz konstruiert. Mann erkennt diese unauflösbare Relativität der jeweiligen Situationen schließlich auch an, interpretiert sie jedoch als charakteristisch für die Divergenz zwischen politischem und sozialem System und beschreibt sie folgendermaßen: „Sowohl die Betonung eigener Schönheit als auch der bewußte Verzicht auf aristokratische *Kalokagathia* lassen sich beobachten, und das Volk entschied von Fall zu Fall, welcher Person und welchem Auftreten es den Vorzug geben solle“ (S. 164). Eine solche Feststellung macht deutlich, wie wichtig die kontextuelle, jeweils den Einzelfall in den Blick nehmende Beurteilung des Phänomens der *kalokagathia* in methodischer Hinsicht wäre. Diese Art des Vorgehens müsste allerdings auch in einem zweiten Schritt versuchen, die literarische Überlieferung mit den Bildzeugnissen und epigraphischen Quellen zu vergleichen. Statt einer Trennung zwischen zwei parallel existierenden Systemen sollte dabei nach Erachten des Rezensenten die möglichst ganzheitliche Bewertung historischer Situationen im Vordergrund stehen.

Ebenfalls um normative Praktiken geht es in dem folgenden Beitrag von Peter Scholz (S. 171-192). Unter dem Titel „Der ‚gute‘ Bürger in Lykurgs Rede gegen Leokrates“ entwickelt Scholz eine eng an den literarischen Quellen orientierte, aber durchwegs kritische Deutung. Ausgehend von einer konzisen Darstellung des Sachverhalts (S. 171-173) werden zunächst die verfügbaren biographischen Informationen zu Lykurg zusammengestellt (S. 173-177). Der Verweis auf Lykurgs mangelnde persönliche Fähigkeiten zur freien Rede (S. 175) ist gerade in Bezug auf die bereits besprochenen Beiträge von Matthias Haake und Christian Mann von Bedeutung: Trotz entsprechender Ausbildung und Schulung sowie seiner unbestreitbar vornehmen sozialen Abkunft war Lykurg ganz offensichtlich nicht mit hoher individueller Begabung ausgestattet, was den Auftritt vor dem Demos betraf. Dennoch entfaltete er ein erfolgreiches politisches Wirken (S. 175-177) und kann somit als Beispiel dafür gewertet werden, dass sich „Soziales“ und „Politisches“ eben nicht im Sinne zweier autonomer Systeme gegenüberstanden, sondern im Gegenteil in höchstem Maße miteinander vernetzt waren. Ebenso gewissenhaft wie in den ersten beiden Abschnitten des Beitrags werden im Anschluss die Rolle Lykurgs als Ankläger gegen Leokrates sowie die Anklage selbst geschildert (S. 177-182). Daraus lässt sich einerseits eine stringente Haltung des Lykurg bei vergleichbaren Verfahren mit Bezug zur Schlacht von Chaironeia und ihren unmittelbaren Folgen ableiten (S. 178f.). Andererseits tritt die Singularität der von Lykurg gewählten rhetorischen Strategie im Kontext des Prozesses deutlich hervor (S. 180-182). In der abschließenden historischen Würdigung der Rede lehnt

Scholz in erster Linie mit Recht die bisher oft vertretene Deutung als „antimakedonische Parteinahme“ ab, da entsprechende Anspielungen auf die makedonische Frage gänzlich fehlen (S. 182). Auch die Interpretation als „programmatische Rede“ wird abgelehnt (S. 182); man müsse vielmehr darauf fokussieren, dass es sich um eine Gerichtsrede gehandelt habe, deren dezidiertes Ziel die Verurteilung des Leokrates gewesen sei. Dies ist zweifelsohne eine berechtigte Feststellung. Doch auch in diesem Fall wird sich letzten Endes die Frage nach den Motiven des Lykurg weder ausblenden noch letztgültig beantworten lassen. Als Motivation des Anklägers erkennt Scholz jedenfalls die Absicht, an Leokrates ein Exempel zu statuieren, das auch in Hinblick auf die Erziehung der Jugend eine Vorbildwirkung ausüben sollte (S. 184f.). Unklar bleibt allerdings, warum ein solcher Beweggrund nicht ebenfalls mit dem Etikett „programmatisch“ versehen werden sollte. Lohnend für weiterführende Untersuchungen erscheinen in jedem Fall die Überlegungen zu den Interdependenzen zwischen *paideia* und politischem Handeln, mit denen Scholz seine überaus quellennah ausgearbeitete Darstellung beschließt (S. 186-188).

Der letzte Beitrag des Bandes stammt von Ralf von den Hoff und trägt den Titel „Die Bildnisstatue des Demosthenes als öffentliche Ehrung eines Bürgers in Athen“ (S. 193-220). Für eine Analyse der medialen Eigenschaften von athenischen Ehrenstatuen bietet sich das Bildnis des Demosthenes vor allem deshalb an, da in diesem Fall eine besonders günstige Informationslage zu konstatieren ist: So sind nicht nur die Umstände und der Ort der Aufstellung, sondern auch die Chronologie, der Wortlaut der Ehrung, der ausführende Künstler, die zugehörigen Inschriften und sogar Hinweise auf Interaktionen mit der Statue bekannt (S. 197f.). Gerade die anschließenden Überlegungen zum Aufstellungsort (S. 201-203) sind aufgrund ihrer methodischen Präzision besonders hervorhebenswert. Gestützt auf eine differenzierte und scharfsinnige Lesung der Beschreibung von Pausanias (1,3-1,8) entwickelt von den Hoff eine überzeugende Rekonstruktion der Statuentopographie auf der Agora von Athen. Auf dieser Grundlage wird es möglich, die Gruppierung von Statuen und die Platzierung jeweils neuer Bildwerke im Umfeld von älteren auf bewusste, thematisch bedingte Entscheidungen zurückzuführen (S. 203f.). Diese müssen auf einem breiten semantischen wie Rezeptionsästhetischen Konsens begründet gewesen sein, der sich – wiederum entgegen der strikten systemtheoretischen Ausrichtung einiger früherer Beiträge – nur durch eine starke Durchdringung von Sozialem und Politischem herausbilden konnte. Dieser, wenngleich unausgesprochene, Widerspruch zum Prinzip der getrennten Systeme tritt auch in weiterer Folge zu Tage, wenn von den Hoff im abschließenden Teil seiner Überlegungen näher auf die formale Gestaltung der Demosthenes-Statue eingeht (S. 205-212). Die ruhige Haltung des Bildnisses wird

von ihm als bewusster Gegenentwurf etwa zu den Statuen des Aischines oder Sophokles gedeutet, steht aber auch in Widerspruch zu der literarisch belegten Impulsivität von Demosthenes' Rede (S. 208f.). Alle in Frage stehenden Statuen wurden nun allerdings auf Beschluss des Demos in öffentlichen Kontexten aufgestellt. Die Divergenzen im körperlichen Habitus der Bildwerke lassen demnach vermuten, dass die bewusste Scheidung bestimmter Verhaltensweisen in „sozial“ oder „politisch“ kein Phänomen mit ausgeprägter historischer Relevanz gewesen sein kann. Vielmehr waren es die komplexen und vielfältigen Möglichkeiten zur prozessualen Herausbildung neuartiger Entwürfe und Verhaltensweisen, die den Lebensvollzug prägten. Dies wird auch in von den Hoffs zusammenfassender Feststellung deutlich: In der Statue des Demosthenes sei *gnome* „als neue, vorbildliche und auch ohne körperliche Schönheit bzw. Kraft wirksame Qualität des Bürgers“ ins Bild gesetzt worden (S. 211).

Eine abschließende, gesamtheitliche Betrachtung der somit im Detail besprochenen Beiträge muss, gerade auch in Hinblick auf die einleitend formulierten Fragestellungen, zwiespältig ausfallen. Zwar wurden die Themenfelder von den Herausgebern mit Bedacht abgesteckt und kombiniert, und auch die zu den einzelnen Beiträgen angeführten Literaturlisten vermitteln eine gute und aktuelle Einführung in die jeweilige Thematik. Doch wurde andererseits die Relevanz der einleitend dargestellten Begrifflichkeiten („Medien“, „Systeme“ etc.) in den einzelnen Beiträgen doch durchwegs auf sehr heterogene Weise und zum größten Teil nur in begrenztem Maße aufgegriffen. Als verbindliche Leitlinien wurden die in der Einleitung herausgestrichenen Aspekte von den einzelnen Autorinnen und Autoren also offenbar nicht wirklich aufgefasst. Dennoch bietet der Band, neben seiner eminenten wissenschaftlichen Qualität, auch etliche neue Einblicke in bestimmte Aspekte der athenischen Geschichte, eröffnet neue Fragestellungen und regt somit zur weiteren Forschung, aber auch zur schärferen Ausarbeitung methodischer Instrumentarien und modellhafter Konzepte an.

Dr. Dominik Maschek
Technische Universität Darmstadt
Fachgebiet Klassische Archäologie
El-Lissitzky-Straße 1
D-64287 Darmstadt
E-Mail: dmaschek@klarch.tu-darmstadt.de

Carsten DRECOLL, Nachrichten in der römischen Kaiserzeit. Untersuchungen zu den Nachrichteninhalten in Briefen. Freiburg: Carsten Drecoll Verlag 2006, 260 S.

Die vorliegende Publikation stellt das Ergebnis eines vierjährigen Forschungsprojektes zum Informationswert von Briefen aus der römischen Kaiserzeit bis in die spätantike bzw. frühbyzantinische Epoche¹ hinsichtlich ihres politischen Nachrichtengehalts dar.

Für eine Zeit, in der es keine öffentliche Institution nichtstaatlichen Nachrichtentransfers gegeben hat, scheint das auf den ersten Blick ein berechtigter Ansatz zu sein und setzt eine Richtung in der Briefforschung fort, die die Epistolographie als begleitendes und ergänzendes historisches Quellenmaterial sieht und dementsprechend auszuwerten versucht. Briefe können mitunter die Lücken der Ereignisgeschichte schließen: Der Vesuvausbruch, geschildert von Plinius dem Jüngeren, zählt zu den Musterbeispielen (nicht bei Drecoll verwendet).

Als charakteristische Merkmale einer „Nachricht“ nennt Drecoll folgende Faktoren: Aktualität, Neuigkeitswert für den Rezipienten, allgemeiner Informationsgehalt, Relevanz und Wichtigkeit (S. 11). Er diskutiert die Problematik der Begriffe „öffentlich“ und „privat“ in der antiken Gesellschaft (S. 11-12) und kommt – um es gleich vorwegzunehmen – am Ende seiner Abhandlung zu folgendem Ergebnis: „Eine reichsweite Öffentlichkeit hat es nicht gegeben. Eine Gegenüberstellung zwischen kaiserlicher Zentrale und der Reichsbevölkerung als Partner in einem Kommunikationsprozess ist eine Vorstellung, die für das Imperium Romanum nicht angenommen werden kann“ (S. 238-239).² Doch war jeder Kaiser darum bemüht, rasch sein Konterfei und die Kunde seines Regierungsantritts in der gesamten Ökumene zu verbreiten. Das geeignete Massenmedium dazu waren, neben den in alle Winkel des Reiches versandten Kaiserbildern, die Münzporträts, wodurch sehr wohl eine kommunikative Dialogsituation zwischen Herrscher und Bevölkerung entstand. Interessanterweise werden Propaganda und insbesondere Kaiserpropaganda nicht

¹ Die Verwendung des Terminus „frühbyzantinisch“ in dieser Studie wäre von Vorteil gewesen, denn die Hälfte der untersuchten Epistolographen schreibt griechisch und gehört in das 3.-4. Jahrhundert. Es ist zwar auch noch „römisch“, aber aus byzantinistischer Sicht liegt darin eine Unschärfe.

² Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung bietet P. von Moos, „Öffentlich“ und „privat“ im Mittelalter. Zu einem Problem historischer Begriffsbildung (Schriften der philosophisch-historischen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 33), Heidelberg 2004.

diskutiert.³ Kaiserpropaganda hat ihre Spuren in allen schriftlichen Zeugnissen hinterlassen. Warum die öffentlichen Anschläge (*tabulae dealbatae* bzw. *alba*) oder die Stadtzeitung Roms (*Acta diurna*) nicht in die Argumentation einfließen, bleibt unklar.⁴ Letztere gelangte auf privatem Weg in die Provinzen. Auch die Begriffe Zensur und Kontrolle werden nicht als mögliche Gegensatzbegriffe zu Meinung und Nachrichteninhalt in die Diskussion eingebracht.

Bei dem Ansatz, der bloß auf die Sammlung historischer Fakten zielt, besteht allerdings die Gefahr, eine vermeintliche Inhaltsarmut von Briefen zu konstatieren. Spätantike und frühbyzantinische Briefe haben grundsätzlich keine historiographische Ausrichtung; auch die Zeitgenossen verstanden Briefe primär als Medien des (persönlichen) Informationsaustausches und der Kommunikation, wenngleich die Gattung „Brief“ manche Freiheiten zulässt (etwa bei Schilderungen von Orten, die nicht dem positiven Darstellungsmuster von Ekphraseis verpflichtet sind). Dass natürlich auch zusätzliche Nachrichten und Gerüchte ausgetauscht wurden, liegt auf der Hand; aber das geschah sicher auch in spätantiker Zeit meistens mündlich und nicht in erster Linie schriftlich (zu den Boten s. S. 46-55).

Dass in einem Brief also auch historische Fakten bzw. Streiflichter auf politische Ereignisse aufgehoben sein können, entspringt dem Zufall und freut den modernen Leser und Historiker, denn „politische Ereignisse, selbst solche in der Provinz, tauchen hingegen nur auf, wenn sie unmittelbar mit den persönlichen Anliegen zu tun haben“ (S. 184). Bei der Behandlung des Themas ergeben sich einige zu diskutierende Punkte: Ein Grundproblem ist, inwieweit die Gesellschaft des römischen und des spätrömischen Reiches Zugang zu Informationen hatte bzw. inwieweit es von der staatstragenden Macht beabsichtigt war, diesen Zugang zu gewähren. Jedenfalls darf nicht davon ausgegangen werden, dass über das gesamte römisch beeinflusste Mittelmeergebiet die Versorgung mit Nachrichten gleichmäßig konsistent und synchron erfolgen konnte und möglicherweise gar nicht intendiert war (S. 236). Allerdings ließe sich anhand von Regierungserlassen, Aufrufen und Gesetzesänderungen zeigen, dass Informationskanäle straff organisiert waren.

Weiterhin ist die Auswahl der Briefe in der Sammlung eines Briefschreibers in den meisten Fällen willkürlich, unvollständig und ihre Erscheinungsform mitunter sogar verändert. Kriterien der Auswahl sind bisher wenig untersucht

³ Kurz wird bei Plinius auf senatorische „Propaganda“ eingegangen, S. 65.

⁴ A. Kolb, Wege der Übermittlung politischer Inhalte im Alltag Roms, in: G. Weber/M. Zimmermann (Hg.), Propaganda – Selbstdarstellung – Repräsentation im römischen Kaiserreich des 1. Jhs. n. Chr. (Historia, Einzelschriften 164), Stuttgart 2003, 127-143.

worden. Man kann davon ausgehen, dass Briefcorpora oder Teilsammlungen stets zufällige Ausschnitte aus der Gesamtkorrespondenz eines Zeitgenossen sind und Licht auf ein schmales gesellschaftliches Segment werfen. In erster Linie muss man eine Sammlung als Teil eines privaten Netzwerkes sehen, das nur selten mit anderen verglichen werden kann (im vorliegenden Fall: zwischen dem Bekannten- und Lebenskreis des Plinius lässt sich kaum eine Schnittmenge mit dem des Libanios bilden). Die Wahrnehmungen von Politik, militärischen Ereignissen oder Naturkatastrophen sind schwer zu vergleichen, da ein Lehrer sicher andere Aufgaben zu bewältigen hatte als ein Metropolit oder Staatsbediensteter.

Mündliche und schriftliche Nachrichten (und damit auch Briefe) folgten den Handelswegen; ein Handelsschiff ist gleichsam eine „Informationsbombe“; der Hafen oder die *agora* [z.B. bei Libanios, S. 49] waren auch Umschlagplatz für Neuigkeiten. Die Briefe, die uns aus der Spätantike und dem Mittelalter vorliegen, dienten, sofern sie nicht deutlich als fiktive Briefe gekennzeichnet sind, der Kommunikation. Dass die für uns verwertbaren Informationen oft mager sind, darf dabei nicht stören, denn uns fehlen meistens der Kontext und das Verständnis von Anspielungen.

Die erhaltenen Briefe hatten nicht nur dialoghaften Charakter, sondern sie zirkulierten oft in einem halböffentlichen oder öffentlichen Ambiente – Drecoll weist nirgends auf die Versammlungen von Gelehrten hin, die sich Briefe gegenseitig vorlasen, austauschten und diese auch als Musterbriefe weiterverwenden konnten. Gerade die Gemeinplätze bei Julian und Libanios wären hier anzuführen, denn das wirft Licht auf das Verständnis von Öffentlichkeit bzw. qualifizierter Öffentlichkeit (S. 239) und würde auch zu dem Zitat von Habermas („Bürgerliche Öffentlichkeit lässt sich vorerst als die Sphäre der zum Publikum versammelten Privatleute begreifen“) passen (S. 12).

Drecoll untersucht nach der Vorstellung eines von ihm entwickelten Kategorienschemas (A. Politische Nachrichten, B. Geographische Analyse, C. Wirtschaftsnachrichten; S. 18) und nach einem Kapitel zur Quellenkritik (S. 21-32) sieben lateinische (Plinius, Cyprianus, Symmachus, Augustinus, Ambrosius, Sidonius Apollinaris) und sechs griechische (Libanios, Julian, Basileios, Gregor von Nazianz und Gregor von Nyssa, Synesios) Autoren sowie Papyri.

Die Diskussion eines Problems kommt m.E. zu kurz: Es gibt kaum Zeiten, aus denen sich überschneidende Briefsammlungen überliefert sind. Wäre dies der Fall, hätte man in dem einen oder anderen Fall die Chance, dieselben Nachrichteninhalte von verschiedenen Standpunkten aus zu betrachten.

Drecoll beantwortet die Frage nach der Nachrichtenlage trotz der Disparatheit des Materials positiv, denn „bei der Untersuchung der Auswahl der Texte, wie sie bereits in der Antike vorgenommen wurde, hat sich zunächst gezeigt, dass nur in wenigen Fällen ein begründeter Verdacht bestand, dass diese Auswahl die Nachrichteninhalte berücksichtigte. [...] Die Nachrichteninhalte werden durch solche Auswahlkriterien nicht maßgeblich verzerrt“ (S. 235).

Drecolls Abhandlung ist in vielen Bereichen anregend und mag zu weiteren Überlegungen führen. Trotz mannigfaltiger Brechungen der Überlieferung sind Öffentlichkeiten in Briefen zu entdecken, doch lässt der Briefschreiber den Leser in vielen Bereichen im Ungewissen. Ist das Konzept, „Nachrichten“ in den spätantiken Briefen zu suchen, richtig gewählt? Ein Beispiel (S. 188): In einem Brief „berichtet die Briefschreiberin Isis, wie sie nach Alexandria gelangt ist. Sie spricht zahlreiche Grüße aus. Erst dann kommt eine politische Notiz: Ihr Bekannter Aion soll, wenn er will, ins Heer eintreten, denn das würden viele tun. Es wird also eine allgemeinere Situation in der Gesellschaft angesprochen“. Mir ist unklar, was hier der Nachrichtengehalt im Sinne der eingangs gemachten Definition sein soll. Für heutige Forscher stellt das eine Nachricht dar, aber für den Zeitgenossen ist das ein Ratschlag. Hätte man sich eher nur mit historischen Notizen in Briefen dieses Zeitraumes beschäftigen sollen, wenn man vor allem nicht fassen kann, wie eine „Nachricht“ zeitgenössisch zu verstehen war und wie sie verbreitet wurde?

Prof. Dr. Michael Grünbart
Westfälische Wilhelms-Universität
Institut für Byzantinistik und Neogräzistik
Scharnhorststraße 110
D-48151 Münster
E-Mail: gruenbart@uni-muenster.de

Stefan GERLINGER, Römische Schlachtenrhetorik. Unglaubliche Elemente in Schlachtendarstellungen, speziell bei Caesar, Sallust und Tacitus. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2008, 452 S.

„Gegenwärtig feiern antike Schlachtendarstellungen ein Revival“ (S. 17), stellt Stefan Gerlinger bereits in seiner Einleitung fest. Diese Aussage kann man verallgemeinernd auf die gesamte antike Militärgeschichte ausdehnen. Doch sind es vor allem die Darstellungen der Schlachten, die häufig als Indiz für die Glaubwürdigkeit verschiedener antiker Autoren herangezogen wurden, und das, obwohl gerade sie bei der Interpretation größere Probleme bereiten können. Denn gerade bei diesen Beschreibungen ist das Wechselspiel von Kenntnissen und Intentionen des antiken Autors von immenser Bedeutung. Für eine sinnvolle Interpretation müssen daher Topoi bzw. tradierte Elemente herausgearbeitet werden, was nur durch eine vergleichende Betrachtung unterschiedlicher Autoren möglich ist. Dieser Sisyphe-Arbeit hat sich Gerlinger nun im vorliegenden Buch angenommen. Die Beschränkung auf drei antike Autoren (Caesar, Sallust, Tacitus) ist sinnvoll und durch Gerlinger mit deren nicht anzuzweifelnder militärischer Erfahrung begründet (S. 20), wobei betont wird, dass auch hier keine Vollständigkeit erreicht werden kann (S. 28). Vor allem die Berichte Caesars waren vielfach Gegenstand von Untersuchungen und ihre Glaubwürdigkeit wurde in verschiedenen Epochen unterschiedlich bewertet (S. 20-23). Inwieweit eine andere Kombination der zu untersuchenden Autoren zu anderen Schlüssen geführt hätte, gehört zum jetzigen Moment in das Reich der Spekulation. Doch weist hier das Werk bereits die Richtung für mögliche weitere Forschungen.

Weiterhin positiv hervorzuheben ist die Interdisziplinarität dieser Arbeit, die nicht nur althistorisch, sondern auch sprach- und literaturwissenschaftlich ist. Auch archäologische Aspekte werden gelegentlich behandelt.

Bereits in der Einleitung führt der Autor in die wichtigsten Erzählstrukturen bei Schlachtenschilderungen ein (S. 18) und zeigt erste Probleme auf. Ein grundsätzliches, von Gerlinger zu Recht als Kernfrage definiertes Problem ist die Tatsache, dass die römischen Militärschriftsteller mit einem in militärischen Fragen erfahrenen Publikum rechnen mussten. Übertreibungen fielen also auf und wurden offensichtlich akzeptiert (S. 20).

Das Buch selbst ist in einen Hauptteil, der sich mit der Beschreibung der Tugenden von Feldherren, Kämpfern und Völkern auseinandersetzt, und einen

umfangreichen Anhang, aus dem der Schlachtenindex heraussticht, eingeteilt. Im umfangreichen Schlachtenindex behandelt Gerlinger die jeweiligen rhetorischen Elemente der Beschreibung.

Der von Gerlinger zu Recht festgestellte Unterschied zwischen der Beschreibung der Feldherrentugenden in militärischen Lehrbüchern und historischen Werken ist Thema des ersten Kapitels, dessen erster Teil (S. 33-76) sich mit dem Feldherren an der Front auseinandersetzt. Nach einer etwas kurzen Einführung zum Verhältnis zwischen Lehrbuch und Realität – bei der leider nur die militärischen Schriften von Onasander und Frontin zitiert werden, eine Einschränkung, die hätte begründet werden müssen – wendet sich Gerlinger der Selbstbeschreibung Caesars zu. Gekonnt wird der Unterschied zwischen Selbst- und Fremdbeschreibung der Feldherreneigenschaften analysiert. Am Beispiel Catilinas wird anschließend gezeigt, wie stark die in der Literatur beschriebenen Tugenden von den Lehrbüchern abweichen konnten. Verhältnismäßig kurz geht Gerlinger im Anschluss auf vergleichbare Darstellungen bei Tacitus ein. Als archäologische Parallele werden schließlich die Schlachtenreliefs Trajans herangezogen. Diesem Prinzip bleibt Gerlinger auch im nächsten Abschnitt treu, wo er den Verzicht der Feldherren auf ihre Pferde behandelt.

Die nächste behandelte Tugend ist die *providentia* (S. 77-106), wobei hier nur die Selbstbeschreibung Caesars thematisiert wird. Die Zahlen in den antiken Berichten und deren propagandistische Bedeutung bilden den Abschluss des Kapitels über die Feldherrentugenden (S. 106-138); Gerlinger wendet sich zuerst den Verlustzahlen zu – hier wird als weiterer antiker Autor auch Tacitus in unverhältnismäßiger Kürze herangezogen –, um anschließend die Zahlenangaben zu den jeweiligen Gegnern einer Untersuchung zu unterziehen. Mit dem Problem des Umgangs mit antiken Zahlenangaben, besonders Bevölkerungszahlen, beschäftigt sich die historische Forschung bereits seit geraumer Zeit¹ und Gerlinger bietet eine gute Zusammenfassung der bekannten Probleme, die er durch verschiedenen Quellenstellen, hauptsächlich von Caesar stammend, belegt. Gekonnt zeigt der Autor Widersprüche und Probleme auf und bietet überzeugende Deutungsmuster.

Im zweiten Kapitel seines Buches geht Gerlinger auf die Kämpfertugenden ein. Auch in diesem Kapitel werden die in verschiedenen Beispielen genannten Tugenden (Standhaftigkeit, Schnelligkeit, Tapferkeit) auf ihre Glaubwürdigkeit überprüft, wobei erneut die Bedeutung interdisziplinären Arbeitens

¹ Als neuere Publikation ist Stangl, Günther: Antike Populationen in Zahlen, Frankfurt 2008 zu nennen.

deutlich wird. Inwieweit der physikalische Exkurs, mit dem er die Schilderung einer Flussüberquerung widerlegt, notwendig ist, sei dahingestellt. Im Rahmen seiner Auseinandersetzung mit der *uirtus* von Gruppen (S. 177-233) beschäftigt sich der Autor erneut und nun ausführlicher mit den Verlustzahlen (S. 215-233).

Im dritten Kapitel werden die Völkertugenden behandelt. So gelingt es Gerlinger, auch die topoibehaftete Sicht antiker Autoren auf die „barbarischen“ Völker in seine Untersuchung mit einzubeziehen. Sein Verweis auf den römischen Bürgerkrieg (S. 243-247) zeigt deutlich, dass es eine philologische Konstante bei der Beschreibung unterlegener Feinde gibt, die unabhängig von deren ethnischer Herkunft ist. Obwohl die Untersuchung des römischen Barbarenbildes in der historischen Forschung kein Desiderat mehr darstellt, vermag Gerlinger durch seine altphilologische Herangehensweise neue Perspektiven zu eröffnen. Doch werden hier nicht nur die – aus römischer Sicht – Untugenden der Gegner behandelt, auch römisches Fehlverhalten, wie die Verletzung des Völkerrechts durch Caesar, wird angesprochen und analysiert (S. 274-287). Im zweiten Teil dieses Kapitels werden anschließend die in römischem Dienst stehenden Barbaren behandelt. Gerlinger betont hier die Bedeutung interdisziplinären Arbeitens (S. 289-290) und geht der Frage nach, inwieweit die in den Quellen zu findende mangelnde Wertschätzung mit der wirklichen Effizienz korrespondiert und warum wichtige Truppenteile in den Schlachtendarstellungen nicht gebührend erwähnt werden. Den germanischen Hilfstruppen, deren Erwähnung meist ausfällt, widmet der Autor einen eigenen Abschnitt. Dem Konzept der ersten beiden Kapitel folgend wendet sich Gerlinger erneut den Zahlen zu den Auxiliareinheiten zu. Anhand verschiedener Beispiele zeigt er schlüssig, dass diese Angaben mit äußerster Vorsicht zu behandeln sind.

Nach einer ausführlichen Zusammenfassung der Ergebnisse folgt dem letzten Kapitel ein umfangreicher Anhang, beginnend mit einem regional geordneten Schlachtenindex (S. 371-431). Die jeweilige Schlacht ist beschrieben, datiert und mit Querverweisen auf die entsprechenden Kapitel versehen. Den Abschluss des Buches bildet das Literaturverzeichnis.

Gerlingers altphilologische Herangehensweise ist der rote Faden, der sich durch das gesamte Buch zieht. Doch lässt der Autor an keiner Stelle historische oder archäologische Fakten außen vor, sondern unterfüttert mit ihnen stets das gewonnene Bild. Dabei ist seine Argumentation zu jeder Zeit nachvollziehbar, wenn auch teilweise überspitzt formuliert.

Kritisch ist das Fehlen eines alphabetischen Gesamt-Index anzumerken. Auch ein Stellenindex könnte dem Buch einen gewissen Mehrwert verleihen.

Holger Müller M.A.
Historisches Institut der Universität Stuttgart
Bereich Historische Fachinformatik / EDV
Keplerstr. 17
D-70174 Stuttgart
E-Mail: holger.mueller@hi.uni-stuttgart.de

Martin ZIMMERMANN (Hg.), *Extreme Formen von Gewalt in Bild und Text des Altertums. Münchner Studien zur Alten Welt* 5. München: Herbert Utz Verlag 2009, 352 S., 52 s/w-Abb.

Der vorliegende Band vereint Beiträge eines Kolloquiums zu körperlicher Gewalt in antiken Texten und Bildern, das im Sommer 2003 unter Leitung von Martin Zimmermann am Historischen Seminar der Ludwig-Maximilians-Universität in München veranstaltet wurde. Seit ihrem Erscheinen Mai 2009 fand die Publikation bereits vielfach Aufmerksamkeit. Die Anzeigen, Besprechungen und Rezensionen lassen dabei eine fachübergreifende Auseinandersetzung mit der Thematik erkennen. Sie kommen aus den Bereichen der Archäologie (Robin Gerst, Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege Hannover, in: *Epoc* 5, 2009/26.8.2009), der (Alten) Geschichte (Uwe Herrmann, Max Weber-Kolleg Erfurt, in: *Plekos* 11, 2009, 43-51; Jörg Fündling, *Alte Geschichte Aachen*, in: *Bryn Mawr Classical Review* 2010.09.43; Uwe Walter, *Alte Geschichte Bielefeld*, *Sehepunkte* 10-3, 2010/15.3.2010; Holger Müller, *Historisches Institut Stuttgart*, in: *H-Soz-u-Kult* 28.6.2010) sowie der Anthropologie (Winfried Henke, *Anthropologie Mainz*, in: *Fachbuch-Journal* 6.4.2010).

Die Einzelbeiträge der Publikation sind insbesondere in den Besprechungen von Jörg Fündling und Uwe Herrmann bereits ausführlich vorgestellt und detailliert zusammengefaßt worden. Auf formale Desiderate wie beispielsweise das Fehlen von Indices wurde verschiedentlich hingewiesen, einzelne Rezensenten kritisieren die im Band uneinheitlich gehandhabten Zitierweisen und Literaturverzeichnisse (Uwe Walter, Uwe Herrmann).¹ Wiederholt findet man dagegen auch Lob für den überlegten Umgang mit dem Thema, die hohe Qualität der Beiträge und ihre positive Divergenz zu populären Annäherungen an das Sujet. Damit hat der Band in den vergangenen beiden Jahren eine weitgehend einstimmige Beurteilung erfahren,² und eine neuerliche Rezension üblicher Form erübrigt sich.

Vor diesem Hintergrund sollen das Thema und die Beiträge Ausgangspunkt für weiterführende Überlegungen sein. „Gewalt in der Antike“ wird nicht nur seit einer Reihe von Jahren verstärkt im Kreis der Altertumswissenschaften diskutiert, sondern interessiert auch eine breite Öffentlichkeit. Dieser Schluß liegt jedenfalls nahe, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Tagungsband in so ver-

¹ Da heute solche Formatierungsarbeiten meist dem jeweiligen Autor auferlegt werden, bin ich stets dankbar, wenn die eigene Zitierweise akzeptiert wird. Meines Erachtens ist es allein wichtig, daß innerhalb eines Beitrags konsequent einheitlich zitiert wird. Müßte man, wenn man das Bestreben der formalen Assimilierung unterstützt, nicht fordern, daß alle Publikationen einer Disziplin in identischer Weise präsentiert werden?

² Süffisant-spitz dagegen die Rezension von Uwe Walter.

schiedenen Zeitungen wie der BILD („Pfählen, Foltern, Morden – eine Historie der Grausamkeit“, 11.5.2009), dem Spiegel (Matthias Schulz, „Verwesung im Trog“, 11.5.2009) sowie in der Schweiz dem Tagesanzeiger und der Basler Zeitung („Folter in der Antike: «Langsame, qualvolle Todesarten»“, 12.5.2009) Resonanz fand. Im April 2011 war der Kolloquiumsbeitrag von Andreas Fuchs „Waren die Assyrier grausam?“ zudem Gegenstand einer vom ZDF produzierten terra-x-Sendung. Bereits 2003, im Nachklang der Münchner Tagung, veröffentlichte die Berliner taz ein ausführliches Interview mit Martin Zimmermann, in dem er seine Forschungen und Überlegungen zum betreffenden Thema erläuterte (Gero Günther, „Gewalt ist ewig menschlich“, taz 18.10.2003).

Die Printbeiträge zeichnen sich, anders als man vermuten könnte, in keinem Fall durch effekthaschenden Sensationsjournalismus aus. Nirgends werden die im Kolloquiumsband (bisweilen fast zu) ausführlich geschilderten, überaus drastischen Beispiele antiker Gewalt in allen dargelegten Facetten aufgegriffen. Zitiert werden vielmehr jeweils nur wenige Auszüge, die bisweilen, etwa in der BILD, durch weitere, selbst ermittelte Exempel bereichert werden.³ Den Besprechungen ist der Hinweis gemein, daß physische Gewalt eine historische Konstante darstelle. In der Bewertung der antiken Zeugnisse, wie sie im Band „Extreme Formen von Gewalt in Bild und Text des Altertums“ präsentiert werden, gehen die Meinungen dann auseinander: Ist Robin Gerst der Ansicht, die Menschen seien mit Sicherheit grausam gewesen, aber die Ausmaße ihrer Gräueltaten hätten die des 20. und 21. Jahrhunderts nicht erreicht, stellt das ZDF politisch korrekt die Frage, inwieweit Rassismus und Nationalismus, die in späteren Epochen so viel Unheil angerichtet hätten, bereits Gewaltmotive im assyrischen Reich gewesen seien.⁴ Tagesanzeiger und Basler Zeitung vertreten dagegen die Auffassung, wirkliche Grausamkeit gebe es – verglichen mit Thomas Harris' Roman „Das Schweigen der Lämmer“ – nur in der Antike, und zwar auf Papyri und in Stein gemeißelt.

Die Medien illustrieren mit diesen Beurteilungen einen Sachverhalt, der auch der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Thematik zugrundeliegt und zugleich die Beiträge des Münchner Kolloquiums durchzieht: Als Bewohner Mitteleuropas des frühen 21. Jahrhunderts haben wir eine dezidierte Vorstellung davon, was Gewalt ist. Anhand dieses Maßstabes findet – unbewußt – die skalierte Bewertung der überlieferten antiken Gewaltausbrüche statt. Vor allem aber, und das ist das entscheidende, stellt die moderne Auffassung den Hintergrund der gängigen Definition dar, was überhaupt antike Gewalt sei. Liest man bei-

³ Womöglich geht diese Beobachtung schlicht darauf zurück, daß man sich für die Zeitungsartikel nicht intensiv mit dem Kolloquiumsband auseinandersetzte, sondern lediglich nach brauchbaren Stichworten suchte.

⁴ Aus historischer Sicht möchte man beide Begriffe nicht auf die Antike anwenden.

spielsweise die Schilderungen zur physischen Vernichtung von Feinden und Fremden (Renate Müller-Wollmann 47-64 und Andreas Fuchs 65-120), zu den Hinrichtungsmethoden bei den Achämeniden (Bruno Jacobs 121-154), den Kampfszenen auf hellenistischen Grabmälern in Etrurien (Felix Pirson 231-256) oder den spätantiken Todesstrafen und Exekutionen (Jens-Uwe Krause 321-350), kommt man zweifellos zu dem Schluß, daß es sich in allen Fällen um äußerst gewaltsame Vorgänge handelte. Das ist die mitteleuropäische moderne Perspektive, die vor allem das quantitative Ausmaß der Brutalität im Blick hat.

Interessant wäre in diesem Zusammenhang jedoch, was die jeweiligen Menschen, das heißt fokussiert auf die betreffende Zeit und den entsprechenden Raum – im Alten Ägypten, im neuassyrischen Reich, im hellenistischen Etrurien oder im spätantiken Rom –, unter „Gewalt“ verstanden. Welche Situationen beschrieb man, um nur ein Beispiel zu nennen, im Imperium Romanum mit Begriffen wie *vis*, *violentia*, *iniuria* oder βία? Reflektierten die Menschen über Gewalt und brachten sie damit dieselben Sachverhalte in Verbindung, die man aus heutiger Sicht entsprechend charakterisieren würde, oder zeichnen sich kulturell, zeitlich wie räumlich bedingt, unterschiedliche Vorstellungen ab?

Verschafft man sich in diesem Zusammenhang mithilfe der online-Version des Thesaurus Linguae Latinae exemplarisch einen Überblick über den literarischen Gebrauch des Begriffs *violentia*, wird deutlich, daß dieser einerseits Kontexte beschreibt, in denen es – wie erwartet – um Feinde (*hostis*), Entführung (*abstractio*), Wut und Raserei (*ira*, *furor*) geht. Auch das Verhalten des Lehrers (*magister*) konnte die Stufe zur Gewalt überschreiten. Darüberhinaus aber charakterisiert *violentia* insbesondere Naturgewalten wie Sturzbäche (*torrens*), Fluten (*gurgis*, *amnis*), Sturm (*flatus*, *ventum*) oder Feuer (*ardor*). Ein ähnliches Bild zeichnen die lateinischen Inschriften: Der Begriff *vis* ist epigraphisch durchaus im Zusammenhang mit Krieg, Waffen, Soldaten und feindlichen Stämmen (*bellum*, *arma*, *milites*, *Bavares*) bezeugt, gleichfalls auch bei Krankheiten (*morbus*). In der Hauptsache aber beschrieb man damit die Gewalt der Naturkräfte (*tempestas*, *torrens*, *flumen*, *ignis*, *flamma*, *incendium* sowie *terrae motus*). Es ist vor einem solchen Hintergrund in künftigen Studien zu fragen, ob ein antikes Bewußtsein von Gewalt häufig womöglich weniger von der Auseinandersetzung mit Feinden bestimmt war als vielmehr von Situationen, in denen man sich „höherer Gewalt“, Naturkräften, ausgesetzt sah.

Das Münchner Kolloquium verfolgte die mediale Vermittlung von Gewalt in Text und Bild. Vor diesem und dem gerade skizzierten Hintergrund interessiert, ob die antiken Bilder, die nach modernem Verständnis Gewalt darstellten, solche Szenen zeigen, wie sie zeitgleich mit Begriffen aus dem Wortfeld „Gewalt“ beschrieben wurden. Der angedeutete Gebrauch der Termini *violen-*

tia und *vis* legt den Gedanken nahe, daß die Bilder lediglich einen Teil der verbal erfaßten Gewaltmotive aufgriffen. Im gleichen Kontext ist zu überlegen, welche Vorstellung von Strafe herrschte: Verstand man Strafe, also die Sanktion eines als Unrecht gewerteten Verhaltens, überhaupt als Gewalt? War Gewalt im Altertum stets Aggression, das heißt initiativ, oder bezeichnete sie auch die entsprechende und im jeweiligen Verständnis gerechtfertigte Reaktion? Fragt man nach der Bewertung von Gewalt, sind auch das rechtliche Verhältnis und der soziale Status der beteiligten Personen zu berücksichtigen. Dem *paterfamilias* etwa stand anscheinend bis in die Kaiserzeit die *vitae necisque potestas*, das Recht über Leben und Tod seiner *familia* – gegebenenfalls also auch seines Sohnes – zu. Lagen die entsprechenden Gründe vor und hielt man sich an das notwendige hausgerichtliche Verfahren, wird die Tötung kaum unter demselben Gewaltbegriff erfaßt worden sein, wie wenn ein rechtloser Sklave oder Kriegsfeind einem Freien physische Gewalt antat.

Die Beiträge des Kolloquiumsbandes und auch die hier angerissenen Fragen zeigen die Forschungsoptionen des Themenfeldes „Gewalt in der Antike“. Neben Zeit und Raum verspricht vor allem die differenzierte Betrachtung der unterschiedlichen (schriftlichen) Quellen mit ihren spezifischen Aussagemöglichkeiten wichtige Aufschlüsse. Vor ihrem Hintergrund ist eine Vorstellung zu gewinnen, was verschiedene Bevölkerungsgruppen als Gewalt erachteten und welche Handlungen entsprechend ihrem rechtlichen Status überhaupt als Gewalt galten. Das Bild, das in den elf Artikeln der Tagungspublikation punktuell beleuchtet wurde, wird mit weiteren Studien die moderne Vorstellung antiker Mentalität zurechtrücken. Zweifellos wird man Martin Zimmermann zustimmen: „Physische Gewalt scheint nach diesen Beobachtungen fester Bestandteil der Menschheitsgeschichte zu sein [...]“⁵ Bei weiterem Fortschritt werden Fremdartig- oder auch Ähnlichkeiten besser gegenüber der eigenen Auffassung von Gewalt einzuordnen sein.

PD Dr. Ulrike Ehmig
Institut für Alte Geschichte und Altertumskunde,
Papyrologie und Epigraphik
Universität Wien
Dr.-Karl-Lueger-Ring 1
A-1010 Wien

⁵ M. Zimmermann, Zur Deutung von Gewaltdarstellungen, in: ders. (Hrsg.), Extreme Formen von Gewalt in Bild und Text des Altertums (Münchner Studien zur Alten Welt 5), München 2009, 24.

Patricia KÖGLER, Feinkeramik aus Knidos vom mittleren Hellenismus bis in die mittlere Kaiserzeit (ca. 200 v. Chr. bis 150 n. Chr.). Wiesbaden: Reichert Verlag 2010, 623 S., 88 s/w-Abb., 69 Tafeln

Im zu besprechenden Buch stellt P. Kögler (im Folgenden K.) unterschiedliche Gattungen der Feinkeramik von Knidos vor, die den Zeitraum vom mittleren Hellenismus bis in die mittlere Kaiserzeit abdecken. Die Keramik wurde sowohl in lokalen Töpfereien in Knidos gefertigt als auch importiert, wobei der Importanteil etwa 5% des bearbeiteten Materials ausmacht. Das von K. behandelte Fundmaterial stammt aus den amerikanischen Altgrabungen von 1967 bis 1977 in Knidos und wurde an verschiedenen Stellen aufbewahrt; ein Teil lagert im Grabungsdepot in Knidos, ein anderer Teil im Museumsdepot in Bodrum, allerdings ist das Material nicht mehr vollständig vorhanden. Die Grabungsdokumentation war dementsprechend nicht mit jener einer sorgfältig durchgeführten Grabung zu vergleichen: Weder die bedeutenden Funde aus dem Ofenschutt einer Töpferwerkstatt in der südlichen Nekropole in Knidos noch andere geschlossene Fundkomplexe, die für die Keramikforschung von Bedeutung gewesen wären, wurden damals zufriedenstellend dokumentiert.

Trotz dieser ungünstigen Umstände widmete das archäologische Institut der Universität zu Frankfurt auf Einladung des damaligen Grabungsleiters in den Jahren 1992-1996 der Bearbeitung der Keramikfunde aus den Altgrabungen ein Forschungsprojekt, in dem das Fundmaterial geordnet, dokumentiert und in sinnvollen Teilbereichen zur Publikation vorbereitet wurde. Die damit einhergehende wissenschaftliche Bearbeitung ausgesuchten Materials führte bereits zu einer Reihe von Veröffentlichungen in Form von Aufsätzen und Monographien, wobei das Buch von K. die umfangreichste Arbeit unter mehreren Veröffentlichungen darstellt.¹ Die Forschungen des Frankfurter Teams sind auch in Ermangelung einer ausreichenden Grabungsdokumentation als wichtiger Gewinn für die Keramikforschung zu betrachten. K. hat nicht nur eine eigenständige knidische Produktion mehrerer Keramikgattungen herausgearbeitet, sondern damit auch die Keramik eines Zeitraums untersucht, der in der Forschung lange Zeit nur wenig Beachtung gefunden hat, obgleich diese Keramik an nahezu jedem Fundplatz des östlichen Mittelmeerraums in großen Mengen zu Tage tritt. Noch dazu muss betont werden, dass durch diese Arbeit ein Fundmaterial „gerettet“ wurde, das ansonsten unter schlechten Lagerbedingungen in verschiedenen Depots in Vergessenheit geraten wäre.

¹ Vgl. Ursula Mandel, Keramik aus Knidos - ein Vorbericht, in: M. Herfort-Koch – U. Mandel – U. Schädler (Hrsg.), Hellenistische und kaiserzeitliche Keramik des östlichen Mittelmeergebietes, Kolloquium Frankfurt 24.-25. April 1995 (Frankfurt a.M. 1996) 61.

Der Schriftlegung vorausgehen musste eine ausreichende Fundbearbeitung. So konzentrierte sich K. zunächst auf die feinkeramischen Bestandteile ausgewählter Fundkomplexe, die vollständig erfasst werden konnten. Zur Komplettierung der Typenreihen und zur Abrundung der Darstellung bestimmter, meist dekorierter Keramikgattungen hat sie außerdem Fundstücke aufgenommen, die aus unbekannten, nicht mehr rekonstruierbaren oder durchmischten Kontexten stammen. Auf diese Weise wurden etwa 3500-4000 Gefäße und Fragmente photographisch und/oder zeichnerisch erfasst und der Bearbeitung zugeführt; von diesen wurden schließlich 2006 Stücke für die vorliegende Publikation ausgewählt.

Das zentrale Anliegen von K. ist es, auf der Basis des zur Verfügung stehenden Materials aus Knidos das feinkeramische Spektrum dieses bedeutenden antiken Produktionszentrums in seiner ganzen Vielfalt vorzulegen, die Eigenheiten der knidischen Produktion herauszuarbeiten und deren Entwicklung über einen längeren Zeitraum und damit epochenübergreifend zu verfolgen. Dies beinhaltet einerseits die Analyse der verschiedenen keramischen Gattungen des lokalen Repertoires als selbständige Gruppen mit spezifischen Charakteristika, die sich jeweils in stilistischen, motivischen oder typologischen Eigenheiten ausdrücken. Andererseits umfasst dies die Betrachtung der einzelnen Komponenten in ihrem Verhältnis zueinander und zur Gesamtproduktion. Die möglichst vollständige Darstellung der einzelnen Keramikgattungen und des Typenspektrums ist in dieser Hinsicht ebenso erforderlich wie die Dokumentation der Fundvergesellschaftung, die in ihrer Zusammensetzung für die jeweiligen Epochen bzw. Entwicklungsabschnitte in Knidos charakteristisch ist.

In einem einleitenden Kapitel (S. 17-23) gibt die Autorin zunächst einen knappen Überblick über die Forschungsgeschichte der Keramik aus Knidos. Im zweiten Abschnitt des Kapitels werden die Definition und Eingrenzung des untersuchten Materials sowie die Ziele, Interessen und das methodische Vorgehen der Autorin erläutert. Da es sich bei der knidischen Feinkeramik um eine eigenständige Produktion handelt und dadurch eigene Formen bzw. Typen vorhanden sind, ist eine einheitliche Terminologie erforderlich, die von der Autorin in diesem Kapitel behandelt wird. Wegen der Materialfülle versucht K. sowohl die Vorgehensweise bei der Auseinandersetzung mit der knidischen Keramik nachvollziehbar zu gestalten als auch den Stellenwert der einzelnen Komponenten innerhalb des Gesamtrepertoires zu reflektieren.

In dem darauf folgenden zweiten Kapitel (S. 24-26) wird die ausführliche Beschreibung des knidischen Feinkeramikfabrikats durchgeführt, die ein

grundlegendes Element der Untersuchung bildet. Hier werden die Eigenschaften von Ton und Überzug sowie die Feinheiten und Abstufungen des knidischen Fabrikats untersucht. K. erkennt durch die intensive Beobachtung des Tafelgeschirrs knidischer Produktion über den gesamten dokumentierten Zeitraum von ca. 200 v. Chr. bis ca. 150 n. Chr. hinweg, dass den äußerlichen Veränderungen der Gefäße einige allgemeine Tendenzen in Ton- und Oberflächenbearbeitungen zugrunde liegen. Dadurch die Entwicklung der lokalen Feinkeramik von Knidos in vier Phasen (I-IV) einteilen und datieren zu können, ist ein wichtiges Ergebnis der vorliegenden Untersuchung. Gleichzeitig betont die Autorin allerdings, dass die Datierungsgrenzen der einzelnen Phasen nicht als fixe Wendepunkte der Entwicklung zu verstehen sind. Grundsätzlich möchte sie die Veränderungen im Produktionsspektrum als Ergebnis eines kontinuierlichen Entwicklungsprozesses verstanden wissen, dessen Geschwindigkeit und Umfang allerdings in Abhängigkeit von den jeweiligen Rahmenbedingungen variieren kann. Die festgestellten Phasen sind demzufolge sich stetig weiterverändernde Entwicklungsstadien und als Ausschnitte eines fließenden Vorgangs zu begreifen. Im Weiteren wird dann das Keramikfabrikat jeder Phase ausführlich beschrieben und datiert.

Die Ergebnisse der Untersuchungen zu den einzelnen Phasen bzw. die übergreifende Entwicklung der Feinkeramikproduktion werden im dritten Kapitel vorgestellt (S. 27-34). So wird die Feinkeramikproduktion von Knidos von der Autorin in zwei Hauptgruppen unterteilt: Die scheibengedrehte Ware ohne Dekor und die feinkeramischen Gattungen mit Dekor. K. versucht somit die einfache Feinkeramik von der verzierten Keramik zu unterscheiden, wobei die letztere unter anderem auch aus der Formschüssel gewonnen wurde. Dennoch ist die Bezeichnung „scheibengedreht“ hier überflüssig, weil die Feinkeramik ohne Dekor immer auf der Töpferscheibe hergestellt wurde.² Unter Feinkeramik fasst K. mehrere Gattungen zusammen, darunter die Westabhang-, Appliken- und Formschüsselware, die stempelverzierte Keramik sowie die mit der Barbotine-Technik oder mit Sandbewurf verzierte, dünnwandige Ware, deren Produktion in den knidischen Ateliers nahezu alle im östlichen Mittelmeerraum zwischen 200 v. Chr. und 150 n. Chr. geläufigen Gattungen bemalter und/oder reliefierter Feinware umfasste.

Im vierten Kapitel (S. 35-45) werden die importierte Feinware in Knidos und ihr Verhältnis zur lokalen Produktion gemäß marktwirtschaftlichen Mecha-

² Außerdem ist die Bezeichnung „scheibengedreht“ insofern irreführend, als sie aus der bronzezeitlichen Keramikforschung stammt und als Gegenbegriff zu jener handgemachten Ware verwendet wird, die nach der Erfindung der Töpferscheibe hergestellt wurde. Als Vergleichsbeispiel s. Winfried Orthmann, *Die Keramik der frühen Bronzezeit aus Inneranatolien* (Berlin 1963).

nismen ausführlich vorgestellt. Die Autorin versucht eine Wirtschaftsgeschichte von Knidos zu schreiben, soweit diese sich anhand der Feinkeramik bzw. des Keramikhandels erschließen lässt. Knidos wurde im untersuchten Zeitraum mit Tafelgeschirr unterschiedlicher Gattungen aus Athen, Pergamon, Ephesos, Tralles, Rhodos, Zypern, Nordsyrien und verschiedenen italischen bzw. kampanischen Werkstätten beliefert, so dass einige Hinweise auf die Handelsbeziehungen der Stadt gewonnen werden können.

Dass knidische Ware an verschiedenen Fundorten vorkommt und damit einen ziemlich verbreiteten Exporthandel belegt, war in der Forschung bekannt.³ Es fehlte allerdings eine übergreifende Zusammenstellung der verstreuten Exportexemplare sowie eine Beurteilung der knidischen Keramik als ein bewusst für den Export produziertes Handelsgut. K. untersucht in dem fünften Kapitel des vorliegenden Buches die exportierten knidischen Produkte hinsichtlich ihrer ökonomischen Bedeutung, indem sie die bereits an anderen Fundplätzen identifizierte knidische Keramik in chronologischer Abfolge zusammenstellt. Dabei ist der Autorin bewusst, dass die von ihr durchgeführte Analyse von Export und Verbreitung der knidischen Feinware vom Bearbeitungs- und Publikationsstand sowie der Fähigkeit zur Identifizierung des knidischen Fabrikats an anderen Fundplätzen abhängig ist. Entsprechend möchte sie ihre Überlegungen dazu als Zwischenbilanz bewertet wissen. Das Kapitel wird beschlossen durch eine lange Liste mit der exportierten knidischen Feinkeramik von Fundorten in Kleinasien, Griechenland, Nordafrika, im syrischen Raum und auf Zypern sowie von den ägäischen Inseln, wobei die Formen und Typen getrennt wiedergegeben sind. Zu diesem Kapitel gehören auch fünf Fundortkarten der knidischen Feinkeramik aus verschiedenen Phasen im zweiten Band, die für den Leser sicher sehr hilfreich sind.

Nach einem kleinen Kapitel (S. 60-62) zur Entwicklung der knidischen Feinkeramik folgt ein großes Kapitel mit der Darstellung und Datierung ausgewählter Fundkomplexe. Die Diskussion dieser Fundkomplexe und ihres zeitlichen Rahmens bildet verständlicherweise eine wichtige Basis für die Chronologie und damit für alle folgenden, weiterführenden Betrachtungen, so dass K. besonderen Wert auf diesen Abschnitt ihrer Untersuchung gelegt hat. Sie behandelt insgesamt neun Fundkomplexe, wobei nur fünf davon geschlossen sind und eine einigermaßen verlässliche Chronologie liefern. Aufgrund der oben geschilderten schlechten Grabungsdokumentation war der mühsamste Teil

³ Bereits 1985 hatte Ph. Kenrick anhand der von ihm untersuchten Funde in Berenike die knidische Produktion definiert und ihre Eigenschaften beschrieben: s. P.M. Kenrick, *Excavations at Sidi Khrebish Benghazi (Berenice) III 1. The fine pottery*, Suppl. LibyaAnt 5 (Tripolis 1985) 58.

der vorliegenden Untersuchung, aus verschiedenen Fundkomplexen ein chronologisch einheitliches Bild zu gewinnen. K. versucht dies mit Hilfe geschlossener Fundkomplexe. Dazu gehören Felsgräber in der nördlichen Nekropole, Fundschichten aus dem südwestlichen Bereich der Apollonterrasse, Keramikschutt eines Töpferofens in der südlichen Nekropole, die Verfüllung einer Zisterne in der sog. Blocked Stoa und schließlich eine Fundgruppe von der Zwischenterrasse im südlichen Bereich des Monopteros. Im jeweiligen Fundkomplex bestimmt sie den Datierungsrahmen durch darin zu Tage gekommene Importgefäße und Amphorenstempel.⁴ Doch gerade die beiden Fundgruppen aus dem Gebiet nördlich des Kriegshafens (B, C) sowie Funde aus dem Gebiet der sog. Schatzhäuser östlich des Monopteros (D) und schließlich eine Fundgruppe aus dem Areal der Rundtempelterrasse (J) scheinen wegen der sorglosen bzw. zum Teil fehlenden Grabungsdokumentation problematisch zu sein. Über die Fundlage und damit über die Herkunft der Fundgruppen aus dem Gebiet nördlich des Kriegshafens ist nichts bekannt, da die Aufzeichnungen der Schnittleiter unauffindbar sind. Bedenkt man die schlechte Grabungsdokumentation, so kann auch nicht ausgeschlossen werden, dass die Scherben nicht nach Befunden getrennt aufgehoben wurden. Durch diese Umstände bleibt ein Vorbehalt gegenüber der Untersuchung von K. bestehen, denn die Produktionszeiträume einiger Gefäßtypen werden nach den Fundkomplexen bestimmt. Als Beispiel seien hier die sog. „Palästinensischen Schalen“ (S. 96) erwähnt, deren Produktionsbeginn nach den Fundkomplexen B und D bestimmt wird. Insgesamt müssen wir davon ausgehen, dass die Angaben der ehemaligen Ausgräber zu den Fundorten der Scherben tatsächlich stimmen. Am Schluss des Kapitels stellt eine tabellarische Übersicht die Fundkomplexe und ihren Datierungsrahmen für den Leser nochmals anschaulich zusammen.

Im auswertenden Hauptteil des Buches werden die entscheidenden Beobachtungen zum Material zusammengefasst. Das achte Kapitel, das K. der Klassifikation von insgesamt 90 Gefäßtypen und 38 verschiedenen Formen der knidischen Feinkeramik ohne Dekor gewidmet hat, bildet den umfangreichsten Abschnitt (S. 81-247) der vorliegenden Untersuchung. Hier werden die Formcharakteristika, das Material, der Produktionszeitraum, die typologische Entwicklung, teilweise der typologische Ursprung sowie die Funktion und Bedeutung jedes Typs ausführlich diskutiert. Zudem wird zum Teil in Exkursen den Imitationen und Nachbildungen jedes Typs unter Angabe ihrer Fundorte nachgegangen. Jeder Typ ist mit Tabellen übersichtlich und sehr leserfreundlich dargestellt. Den Tabellen ist zu entnehmen, in welchen Fund-

⁴ Andere datierende Funde wie z.B. Münzfunde finden in der vorliegenden Untersuchung keine Erwähnung, was wahrscheinlich wiederum mit der schlechten Dokumentation der Altgrabung zu erklären ist.

komplexen ein Typ vorkommt und auf welchen Abbildungen bzw. Tafeln er zu sehen ist.

Im zweiten Abschnitt wird die dekorierte Feinkeramik knidischer Produktion untersucht, darunter die Westabhangware, die weißgrundige Keramik, die Keramik mit Stempel- und Applikendekor, die Formschüsselkeramik und schließlich die dünnwandige Keramik. Dieses Material wird zunächst nach Gattungen, dann nach Formen und schließlich nach Typen klassifiziert und detailliert beschrieben. Diese klassifizierende Untersuchung der knidischen Feinkeramik bildet den Kern der Arbeit von K., entsprechend große Aufmerksamkeit hat sie auf diesen Abschnitt gerichtet, so dass am Ende eine vorbildliche Untersuchung entstanden ist.

Den Abschluss des Textteils bildet die Untersuchung der importierten Keramik aus Attika, Ephesos/Ionien, Tralles, Pergamon, Çandarlı, dem nordsyrischen Raum, Zypern, Rhodos und italischen Produktionsorten. Die Darstellung ist nach Gattungen und innerhalb dieser nach dem Herstellungsort gegliedert. Somit zeichnet K. ein aussagekräftiges Bild bezüglich der Austauschbeziehungen zwischen Knidos und anderen Produktionszentren.

Der Katalogteil enthält die technischen Daten der insgesamt 2002 ausgewählten Keramikfunde, die im vorangestellten Textteil mehr oder weniger ausführlich diskutiert wurden. Um die Überschaubarkeit dieser großen Materialmenge dennoch gewährleisten zu können, hat K. ein möglichst unkompliziertes Ordnungssystem gewählt, das einen leichten und schnellen Datenzugang ermöglicht. Ein oder mehrere Buchstaben geben, vorangestellt, Auskunft über die Gruppenzugehörigkeit der Fundstücke; außerdem wird die Katalognummer der aus den besprochenen Fundkomplexen A-J stammenden Stücke in Analogie zu deren Benennung mit den Buchstaben A-J eingeleitet.

Der Bildteil bzw. der zweite Band der Arbeit besteht aus einem graphischen Abschnitt – den Abbildungen – und einem photographischen Abschnitt – den Tafeln. Zuerst verschaffen sechs Tabellen dem Leser einen Überblick über Formen und Typen. Dann folgen sieben Tabellen, in denen die Laufzeiten der Formen und Typen dargestellt werden. Fünf Karten zeigen die Fundorte der knidischen Exportkeramik nach Phasen und Gattungen getrennt. Den Hauptteil bilden 74 Abbildungen mit Profilzeichnungen der Keramikfunde, die mit einem Tafelteil von insgesamt 69 schwarz-weiß Photos abschließen.

Trotz der am Anfang geschilderten ungünstigen Voraussetzungen hat Patricia Kögler ein hochinteressantes, hochgelehrtes und leserfreundliches Buch vor-

gelegt. Das von ihr ausgewählte Fundmaterial wird methodisch transparent zusammengestellt, so dass der Leser über die einzelnen Probleme informiert wird. Wir verdanken der Autorin also in erster Linie eine gelungene und grundlegende Untersuchung, die die Keramikforschung dieser Epoche nachhaltig bereichert.

Dr. Güler Ateş
Karpfengasse 8/2
D-69117 Heidelberg
E-Mail: gueler.ates@web.de

Hendrich SCHULTE, Griechische Epigramme der Kaiserzeit. Handschriftlich überliefert. Teil I: Epigramme mit Autorenangabe. Text, Übersetzung, Kommentar. Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium 81. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier 2009, 140 S.

In diesem Heftchen vereinigt Schulte [im folgenden Sch.] literarisch überlieferte Epigramme aus der Kaiserzeit, die in bisherigen kommentierten Sammlungen noch nicht berücksichtigt wurden. Der überwiegende Anteil – 77 Gedichte – ist der *Anthologia Graeca* [AG] entnommen; hinzu kommen acht weitere bei einzelnen Autoren zitierte Epigramme, von denen eines von Th. Preger, *Inscriptiones Graecae metricae ex scriptoribus praeter Anthologiam collectae*, Leipzig 1897, noch nicht beachtet worden war: Sophronios, aus *Sanctorum Cyri et Iohannis Miracula, prooem.* 1 (Sch. S. 96).

Sch. ist schon mit mehreren Epigramm-Kollektionen aus dem Fundus der *Anthologia Graeca* in ähnlicher Machart hervorgetreten: Julian von Ägypten (1990), Nikarchos (1999), Ammianos (2004), Leontios Scholastikos Minotaurus (2005), Agathias *Paralipomena* (2006), Johannes Barbukallos, ein Dichter des Agathiaskranzes, *Hermes* 122, 1994, 486-97. Er möchte nun mit dem hier zu besprechenden Kommentar eine Lücke füllen und an das bis zum Jahre 50 n. Chr. reichende Standardwerk von Denys Page, *Further Greek Epigrams* (1981) [FGE], anknüpfen; dort sind verstreute, zuvor noch nicht in *Hellenistic Epigrams* (1965) [HE] und *Garland of Philip* (1968) edierte Gedichte sowohl aus der *Anthologia Graeca* als auch anderen Handschriften und vor allem Papyri herausgegeben und vorbildlich kommentiert.

Die Zeitspanne von Sch.s Projekt erstreckt sich bis zum Jahre 650 n. Chr., das er als „Ausgang der Antike“ (S. 11) ansieht. Während der vorliegende erste Teil von 137 Seiten die unter Autorennamen überlieferten Gedichte enthält, soll ein zweiter Band die anonymen Epigramme des besagten Zeitraumes bieten. Die Papyrusüberlieferung ebenso wie die Inschriften auf Stein bleiben dabei ausdrücklich ausgeklammert. Sch. macht außerdem die Vorausbemerkung: „Bis auf wenige Ausnahmen werden folgende Epigramme nicht berücksichtigt: Epigramme [...] aus Buch I, III, VIII, XIV, XV der AP, aus Diogenes Laertios und dem Peplos des Aristoteles, Preger 283-7 sowie weitere Gedichte, die keine Epigramme im eigentlichen Sinne sind. Sie alle erfordern ihren gesonderten Bearbeiter“ (Sch. S. 11). Ohne detailliertere Erläuterungen zu dieser Programmatik *ex negativo*¹ folgt die nach den Dichternamen alphabetisch

¹ Bei den von Sch. außer Betracht gelassenen Büchern der AG handelt es sich im einzelnen um: christliche Inschriften des 4.-10. Jh. (AG I) [Sch. ediert allerdings acht Epigramme daraus!], Inschriften des Tempels von Kyzikos (AG III), Gedichte des Gregor von Nazi-

angeordnete Sammlung der Epigramme im Orginaltext, mit kurzer Einleitung zum jeweiligen Dichter, einer Prosa-Übersetzung und Zeilenkommentar.

Der griechische Text soll ausdrücklich nicht als Neuedition verstanden werden, und doch – so Sch. (S. 12) – wurden „alle Ausgaben der Anthologie berücksichtigt, wobei für die textkritischen Anmerkungen die neueren Ausgaben von Stadtmüller, Waltz/Aubretton et al. und Beckby entscheidend waren“. Es wäre gewiß hilfreicher gewesen, einfach zu sagen, wie sich die Sache verhält, was hier nach mühevolem Vergleich nachgeholt wird: Hinsichtlich der durch Stadtmüller edierten Epigramme weichen AG I 28², I 99³, I 101⁴, VII 553⁵, IX 139⁶ von dessen Edition ab; alle anderen folgen der Edition Beckbys. Vier Epigramme (AG V 29, V 45, IX 369, IX 827) erscheinen zuvor mit identischem Text in der Ausgabe von Page, FGE (S. 114f. bzw. 179). Leider hat Sch. bei seiner Edition an vielen Stellen Punkte oder Hochpunkte zu setzen vergessen.⁷

Sch.s Kommentierung beschränkt sich im allgemeinen auf ohne weitere Einordnung gelistete Wort- und Junkturparallelen, so daß häufig keine schlüssigen Interpretationsmodelle für die jeweiligen Epigramme erkennbar werden. Offenbar bestand nicht der Anspruch, mit Blick auf Struktur und Gedankengang dem Leser für jedes Gedicht einen hermeneutischen Rahmen zur Auslegung an die Hand zu geben. Da eine Klassifizierung der sehr divergierenden Epigramme (in epideiktische, skoptische, erotische, hymnische, sepulkrale

anz (AG VIII), vielleicht vom Redaktor des Palatinus eingefügte Rätsel, Orakel und Arithmetika (AG XIV), Appendix zur Sammlung des Kephala unter anderem mit Figurengedichten (AG XV) [Sch. bringt hieraus nur Nr. 9 unter Kyros v. Panopolis].

² Sch. übernimmt in V. 1, Beckby folgend, einen von Stadtmüller im Apparat gegebenen Text-Vorschlag, der einen Hiat erzeugt!

³ Gegenüber dem von Delehay auf Grund der Überlieferung der *Vita S. Danielis Stylitae* wiederhergestellten Epigramm ändert Sch. die Versreihenfolge ohne Hinweise auf Vorgänger oder Erklärung. Die maßgebliche Edition von Delehay (1923) findet keine Erwähnung, die in V. 5 eingefügten Worte werden nicht mit spitzen Klammern versehen.

⁴ Sch. folgt hier – anders als Stadtmüller und Beckby – der Parallelüberlieferung des Epigramms bei Konstantinos Porph.: Übernahme des auch im *Palatinus* überlieferten (aber dann korrigierten) Namens Ἰσαοζήτης (V. 1) mit der Begründung S. 84: „Der anderswo nirgends belegte Name dürfte der richtige sein.“ V. 5 statt πρὸς ohne weitere Diskussion φλογός.

⁵ Nach der inschriftlichen Überlieferung (wie spätestens seit SEG 7, 1937 Nr. 121 geboten) wurde V. 2 εὔρεν zu εὔρον geändert, jedoch nicht konsequent (wie Beckby: ἡῦρον), denn der Stein bietet ἡῦρον, was Sch. in der Transskription zur einzigen Abbildung des Bändchens auf S. 137 selbst so wiedergegeben hat.

⁶ Mit Reiske wird nach V. 3 eine Lücke angenommen, ohne Gesners zuletzt von Beckby akzeptierten Lösungsvorschlag (V. 2 τῆς zu κτείς, was dann zudem vor μέν passend mit ἐρύθημα V. 5 korrespondiert) im Kommentar eines Wortes zu würdigen.

⁷ S. 39, AG IX 368 nach V. 1 – S. 41, AG IX 481 nach V. 2 – S. 42, AG XI 232 nach V. 2 – S. 43, XI 129 vor καὶ V. 3 – S. 67, AG I 99 nach V. 4 – S. 84, AG I 101 nach V. 3 – S. 95, AG XII 232 nach V. 2 – S. 100, AG VII 679 nach V. 6 und V. 8 – S. 101, AG VII 680 nach V. 2 – S. 117, AG IX 711 nach V. 1.

Epigramme u.ä.) nicht konsequent vorgenommen wird, ist eine motivgeschichtliche Betrachtungsweise von vornherein ausgeschlossen.

Aus den folgenden kritischen Bemerkungen mag exemplarisch Sch.s verbesserungswürdige Herangehensweise deutlich werden:⁸ S. 16f. hätte man sich zum angeblichen Epigramm des bei Lukian vorgeführten Dichterlings Admetos, dessen Existenz nicht in Frage gestellt wird, einen Hinweis auf das schon seit dem 5. Jh. v. Chr. (P.A. Hansen, *Carmina Epigraphica Graeca* Nr. 10, V. 5) in Grabepigrammen begegnende Motiv der Dichotomie des Menschen in Körper und Seele gewünscht. Und obwohl ein Wust an Textstellen zum „Körper als Umhüllung der Seele“ angeboten ist, fehlt der entscheidende Hinweis auf die bei Platon *Resp.* 588 E grundlegende, im Epigramm aber metrisch unpassende Verwendung des Wortes ἔλκτρον für den menschlichen Körper. Von daher erst wird der gegen den Dichter erhobene Vorwurf der Einfallslosigkeit erklärlich. – S. 23, AP VII 613 V. 2 wäre zu überlegen, ob nicht mit Φρύξ die Herkunft des Vaters und damit die Heimat des in der Fremde verstorbenen Bischofs angegeben wird, zumal man die Erwähnung des Vaternamens bei einem Gott unterstellten Mönchsbischof nicht unbedingt zu erwarten braucht. – S. 24 zu V. 6 ist statt Cougny Kaibel, *Epigr. Gr.* 1046 mit ausführlichem Kommentar sowie die kommentierte Edition in den *Inscr. Graec. Urbis Romae* III 1155 zu berücksichtigen. Allerdings geht die Aussage, der Vers entspreche „eher heidnischer Tradition“, völlig an der Tatsache vorbei, daß hier eine Reminiszenz an Gregor von Nazianz *epigr.* 2,4 (AG VIII) vorliegt und überhaupt im christlichen Bereich – wie durch Lampe, *Patristic Greek Lexicon* leicht zu eruieren – die Junktur χοροστασία ἀγγελική (bzw. ἀγγέλων) existiert, wobei im vorliegenden Epigramm wie bei Gregor v. Nazianz μακάρων als Ersatz für ἀγγέλων eintritt. – S. 25 erwartete man zur Form χοῖρι in V. 1 einen Kommentar. – S. 26 ist zur Frage nach Euodos unbedingt auch IG² IX 1, 1024 mit der Vermutung von O. Kern, *Hermes* 52, 1917, S. 147 zu beachten. – S. 27 ὄν γε besser „da ihn“ – S. 29f. sollte zu Eutolmios unbedingt auf Merkelbach-Stauber, *Steinepigramme* Bd. 1, 02/09/24 und Bd. 4, 17/08/03 sowie 20/10/01 verwiesen werden. – S. 31, AG VII 608 wird statt eines „totgeborenen“ ein „jung verstorbener“ Sohn betrauert. – S. 33, AG IX 587 Übersetzung: „Man stellt mich in die Mitte“ (V. 1); ἀεί „jeweils“ (V. 2). Die Kanne gibt in der 1. Person ihre eigene Gebrauchsanleitung (vgl. AG XI 772 = Sch. S. 92). – S. 39, AG XI 368

⁸ Formale Corrigenda: S. 15 zu Troilos AP XVI 55 erg. Binnenverweis „vgl. S. 115f.“ – S. 17 „AP VII 61,1-2“ – S. 25 ἀκροτάτην – S. 26 zu V. 2 εἰ δὲ ἔστι – S. 31 zu V. 2 fehlt Binnenverweis auf die Seite 21, auf welche auch im folgenden ca. ein dutzendmal verwiesen wird, um unnötigerweise zu begründen, daß inhaltlich wichtige Wörter oft am Anfang oder Ende des Verses stehen. – S. 34 in der Übersetzung „Kyros? Was“ – S. 60 in Lemma 1: τυπηθέντα – S. 69 im Lemma: εἰς Μάυν – S. 77 in der Übersetzung „am silbernen“ – S. 79 zu V. 4 παιονίη – S. 94 zu V. 6 αἰγοβάταις – S. 104 im Lemma zu XVI 79: τῆς ἀδελφῆς.

erwartet man zum Wort ἀμητός gegenüber ἄμητος (so LSJ s.v.) mehr als nur: „in der AP nur hier“. – S. 41, AG IX 481 Übersetzung: „möge gnädig beistehen“ – S. 44, AG XI 129, 3 Übersetzung: „Und wenn“ – S. 45: Im Gegensatz zur *communis opinio* (vgl. Page, FGE S. 114; DNP s.v. Kallikter) akzeptiert Sch. die singuläre Überlieferung im *Palatinus* zu V 54 des Namens Κιλλακτήρ (Κιλλάκτωρ ebd. als Korrektur sowie zu AG V 29, was Stadtmüller und Beckby übernehmen, und App. B-V zu AG V 31, wofür die *Planudea* Antipatros angibt) für den Dichter einiger skoptischer Epigramme, die sonst mit dem Namen Καλλικτήρ versehen sind (*Anth. Pal.* XI 2; 5; 33). Die Verteidigung der im *Palatinus* tradierten Lesart durch Hinweis auf die Etymologie des Spitz-Namens („Eseltreiber“) ist überzeugend. Die ebenfalls in der *Anthologia Palatina* unter „Kallikter“ stehenden Ärzewitze XI 118-122 sind allerdings mit derselben apodiktischen Begründung des „völlig konfus agierenden Palatinus“ (Sch. S. 45) wie bereits in Sch. (1999) S. 48 für den in der *Planudea* angegebenen „Nikarchos“ veranschlagt; vgl. zu Letzterem in Abgrenzung zum gleichnamigen hellenistischen Dichter Gow-Page, HE II S. 425. – S. 47, AG XI 2 ist hinsichtlich der Interpretation Sch.s höchste Vorsicht geboten. – S. 53, AG IX 754 wird hinsichtlich „der Änderung der bisherigen Interpunktion des Pentameters“ nicht erklärt, welche weitere Präzisierung des Windes man bei einer Frage „Welcher Boreas ...?“ bzw. „Welcher Notos ...?“ noch erwarten könnte. – S. 56, AG I 20 zu V. 2f. fehlen wie auch sonst Hinweise/Erklärungen zu den Hiaten. – S. 65: Hinsichtlich des Epigramms des Kyrillos (AP IX 369) wird die Interpretation von Page (FGE S. 115), die im Konditionalsatz ἦν δὲ παρέλθης / τοὺς τρεῖς eine Kritik an Epigrammen von *mehr als drei Distichen* – also sechs Versen – sieht, als „verfehlt“ (Sch. S. 65) betrachtet; eine Erläuterung der von Sch. favorisierten Deutung, wonach der Satz sich, im Sinne von „wenn du drei Zeilen überschreitest“, auf Epigramme von mehr als einem Distichon – also mehr als zwei [!] Verse – bezieht, würde man in einem Kommentar erwarten. – S. 66 wünschte man sich eine detailliertere Widerlegung von Alan Camerons (in Yale Classical Studies 27, 1982, 217-289) bislang akzeptierter These zweier Dichter namens Kyros. – S. 69, AG VII 557 ist zu V. 3 Merkelbach-Stauber, *Steinepigramme* 1, 03/06/07 zu zitieren. – S. 72 ἀνταῖς ἠιόνεσσι „direkt am Ufer“ (V. 2) – S. 73f., AG IX 809 ist zu berücksichtigen ZPE 170, 2009, S. 39f. – S. 76, V. 7 ἀποστάξεις ist bewußte Variation zur homerischen Vorbildstelle (Il. A 192 ῥέεν). – S. 78 zu V. 3 wäre bezüglich der in Grabepigrammen typischen Ausdrucksweise z.B. Peek, GVI Nr. 1329 (Massilia, 3. Jh. n. Chr.), V. 6 (λαχὼν τόδε σῆμα) ein sehr viel passenderer Beleg. – S. 79, AG XVI 270 Übersetzung: „Hades bezwungen durch“ – S. 83, AG I 28 hat es im App. zu heißen: „χάριν ἔμπασον em. Stadtmüller“; Stadtmüller in app.: „nisi praestat admisso hiatu σοφίῃ ὅπασον χάριν“. – S. 88, AG XVI 247, V. 2 ist die Übersetzung zu erwägen: „[...] was (im) einzeln(en) du anschaust (τί πρὸς ἕκαστον ὁρῶν), daß du in dieses Gelächter ausbrichst.“ V. 4 ἄλλοθεν ἄλλης „jeder von woanders her“. – S. 99,

AG I 123 ist zu Vers 1 θεόσσυτον (präziser zu übersetzen mit: „das von Gott ausströmende Blut“) außer Nonnos wenigstens die sehr viel frühere Bezeugung bei Aischylos *Prom.* 643 zu erwähnen. – S. 101, AG VII 679, V. 5 wäre zum Phänomen πάντες = ὅλοι auf Grammatiken zu verweisen, was Sch., der grammatische Fragen fast gänzlich ausklammert, generell unterläßt; z.B. Gignac, *A Grammar* Bd. II S. 134 Anm. – S. 104, AG XVI 79 Übersetzung: „entweder der goldenen Aphrodite oder“ – S. 106ff. sollte zum Neuplatoniker Syrianos oder zum Epigramm auf dessen Nachfolger in der Leitung der Akademie, Proklos (AG IX 196 = Sch. S. 80), auf das vor einigen Jahren gefundene Grabepigramm auf Syrianos verwiesen werden: SEG 51, 298 (vgl. SEG 55, 323). – S. 109, AG XVI 34 ist auch G. Petzl, *Tituli Asiae Minoris* V 3 (2007), Nr. 1503 zu vergleichen; gemäß der sog. Hortativformel in Ehrendekreten mag man übersetzen: „[...] wie sehr sich die Stadt an gutes Regiment erinnert.“ – S. 111, Eunapios fr. 43,3 ist der ausführliche Kommentar in Merkelbach-Stauber, *Steinepigramme* 1, 07/06/04 zu vergleichen. – S. 116 zu V. 2 Λύρων zitiere man statt der unkritischen Internet-Edition „IMT Olympene“ besser E. Schwertheim, *Inscriptionen von Hadrianoi und Hadrianeia* (IK 33), Bonn 1987, Nr. 33. – S. 117 αὐτὴν Γραμματικὴν „die Grammatik in Person“.

Dem Rezensenten erschließt sich nicht, für welchen Adressatenkreis das Heftchen gedacht ist. In der Schule wird es kaum Anwendung finden können; die literarisch Interessierten dürften die gegenüber Beckby prosaisierten Übersetzungen begrüßen, aber geringen Nutzen aus den Kommentaren ziehen; den Altertumskundler kann die ein oder andere im Kommentar vermerkte Parallelstelle zu weiteren Überlegungen antreiben, zuverlässig begründete Interpretationszugänge werden ihm aber zu selten eröffnet. Für den von Sch. angekündigten Teil II, Edition und Kommentierung der anonymen Epigramme, sollten Konzept und Ausführung nochmals auf den Prüfstand gestellt werden.

Gregor Staab
Institut für Altertumskunde
– Klassische Philologie –
Albertus-Magnus-Platz
Universität zu Köln
D-50923 Köln
E-Mail: gregor.staab@uni-koeln.de

November 2010

Francesca SCHIRONI, *From Alexandria to Babylon. Near Eastern Languages and Hellenistic Erudition in the Oxyrhynchus Glossary (P.Oxy. 1802 + 4812). Sozomena, Studies in the Recovery of Ancient Texts 4.* Berlin/New York: Walter de Gruyter 2009, X + 176 S., 13 Taf.

In questo libro Francesca Schironi presenta una nuova e accurata edizione del testo greco del cosiddetto *Glossario di Ossirinco*, una raccolta di glosse anonima che ci è giunta grazie ai frammenti di un rotolo di papiro (P.Oxy. 1802 + 4812). L'edizione è accompagnata da una traduzione inglese, da un commento e da una dettagliata introduzione che inquadra il lavoro nell'ambito della glossografia ellenistica, discutendo inoltre il problema dell'origine della raccolta e dell'identificazione del suo autore. Questo testo presenta diversi motivi di interesse, tra i quali spiccano la presenza di vocaboli tratti da lingue non greche e le numerose citazioni da opere erudite e rare del periodo ellenistico. La scrittura del papiro che ci tramanda il glossario è databile alla seconda metà del II secolo d.C.; tuttavia, nessuno degli autori in esso citati è successivo al I secolo a.C., anzi, la maggior parte risale al periodo compreso tra il IV e il II secolo a.C., rendendo plausibile l'ipotesi che il nucleo originario del lavoro vada collocato nel periodo ellenistico.

Il papiro conserva i resti di lemmi che iniziano con le lettere κ, λ e μ, con spiegazioni di lunghezza variabile (da una fino a sette linee di scrittura nel papiro). I lemmi non appartengono a testi poetici o letterari, ma si tratta in genere di parole inconsuete, termini legati alla sfera del culto, denominazioni etniche, nomi di animali; il gruppo più numeroso comprende vocaboli appartenenti a dialetti greci o a lingue del Vicino Oriente. Quasi ogni lemma contiene anche una citazione; ne riporto uno a titolo di esempio: „μελῳδία: così era chiamata la tragedia in passato, come (scrive) Callimaco negli *Hypomnemata*.” (fr. 3, col. ii, ll. 15 sg.). Del papiro possediamo 26 frammenti, per lo più di ridotte dimensioni; l'eccezione più evidente è il fr. 3, che è di una certa estensione e ci conserva i resti della parte superiore di tre colonne di scrittura. Il glossario fu pubblicato da Arthur S. Hunt nel 1922 nel volume XV della raccolta dei papiri di Ossirinco, come P.Oxy. 1802. Negli anni successivi, Edgar Lobel assegnò allo stesso rotolo diversi altri frammenti, senza tuttavia pubblicarli; essi sono stati poi editi nel 2007 dalla stessa Schironi nel vol. LXXI della medesima raccolta, come P.Oxy. 4812. Il volume oggetto di questa recensione contiene tutti i frammenti del rotolo, cioè una nuova edizione delle parti pubblicate da Hunt e una riedizione, con alcune correzioni, dei frammenti editi nel 2007.

Nell'introduzione l'autrice confronta il nostro testo con quello che ci resta della glossografia greca e romana, mettendo in evidenza come esso si distin-

gua per diversi e importanti aspetti dalle altre raccolte di glosse che possediamo. Anzitutto la nostra raccolta è organizzata secondo un rigoroso ordine alfabetico; inoltre essa cita sistematicamente le proprie fonti, che sono nella maggioranza dei casi opere di carattere tecnico, soprattutto di storici, antiquari, periegeti, etnografi; gli altri glossari che possediamo, al contrario, quando fanno riferimento alla loro fonte, citano di preferenza testi letterari ben noti. Il nostro papiro, infine, contiene la spiegazione di diversi termini dialettali non appartenenti alla *koinè* e di parole appartenenti a lingue parlate in Asia Minore nonché di vocaboli persiani, babilonesi e caldei. La presenza di queste glosse non greche, oltre a costituire una peculiarità del nostro testo, pone anche un difficile problema ai suoi editori. Le stesse definizioni delle lingue di provenienza di queste glosse sono oggetto di discussione: l'autrice propone che con ,persiano' l'autore del glossario si riferisca all'antico persiano e con ,babilonese' all'accadico. Più incerta è l'identificazione del ,caldeo', che indica in generale una lingua semitica, forse l'aramaico o il neo-babilonese. Alcune di queste glosse, inoltre, non sono foneticamente compatibili con le lingue alle quali esse dovrebbero appartenere. Sembra incontestabile che l'autore del nostro glossario non avesse esperienza diretta di queste lingue, ma utilizzasse come fonte lavori precedenti, nei quali trovava queste parole già trascritte con i caratteri dell'alfabeto greco; i margini di errore nella grafia di queste parole sono quindi inevitabilmente molto ampi.

Come abbiamo visto, quasi ogni glossa è accompagnata nel nostro testo dalla citazione di una fonte. I nomi di autori leggibili con sicurezza sono una ventina, tra i quali Omero e Senofonte sono le sole fonti letterarie; tra gli altri spiccano Apollodoro di Atene, Aristotele (la *Storia degli animali* e la *Costituzione di Soli*), Callimaco (gli *Hypomnemata*), Berosso (la *Storia babilonese*), il medico Erasistrato, e altri autori meno noti come Androne (probabilmente lo storico di Alicarnasso del IV sec. a.C., *FGrHist* 10), Autoclide, un antiquario di Atene (*FGrHist* 353, probabilmente del III secolo a.C.), e (forse) Estieo (*FGrHist* 786), autore di un lavoro *Sulla Fenicia* che fu utilizzato da Flavio Giuseppe.

L'introduzione discute nel dettaglio il problema dell'attribuzione del lavoro (capitoli 4 e 7), reso complesso soprattutto dalla scarsità di materiale a esso paragonabile. Punto di partenza è la constatazione che il suo autore deve aver lavorato in uno dei maggiori centri culturali del mondo ellenistico, come dimostra la ricchezza di citazioni da opere di difficile reperibilità, copie delle quali potevano trovarsi solo nelle grandi biblioteche dei maggiori centri culturali del tempo, Alessandria e Pergamo. L'autrice propende per l'ipotesi dell'origine alessandrina del nostro glossario, soprattutto in vista del fatto che diverse voci in esso discusse trovano precisi paralleli nel lessico di Esichio

(V/VI sec. d.C.), che ci conserva un compendio del lavoro glossografico degli alessandrini. Sono significative a questo proposito anche le citazioni dalla *Storia babilonese* di Berosso (III sec. a.C.), un lavoro che ebbe scarsa diffusione nel mondo antico, una copia del quale si trovava probabilmente nella biblioteca di Alessandria, e dalla *Storia degli animali* di Aristotele. A quest'ultima il nostro papiro fa infatti riferimento con il titolo *Sulle parti degli animali* (Περὶ τῶν ἐν τοῖς ζώοις μορίων), che corrisponde all'*incipit* dell'opera: questo modo di citare uno scritto, riferendo cioè le prime parole del lavoro, era usuale ad Alessandria ed era usato in particolare nei *Pinakes* di Callimaco (pp. 16-19). Non è probabile, al contrario, che il nostro glossario sia stato compilato nell'altro grande centro culturale ellenistico, quello di Pergamo: se è vero che i filologi pergameni dimostrano interesse per le lingue del Vicino Oriente, anche per motivi geografici,¹ uno solo degli autori citati nel papiro, Apollodoro di Atene, ebbe dei contatti con la corte degli Attalidi. Le argomentazioni dell'autrice a favore delle origini alessandrine del nostro testo sono quindi del tutto condivisibili; a mio parere l'innegabile interesse del nostro glossografo, che probabilmente lavorò ad Alessandria, per le lingue non greche dell'Asia minore e del Vicino Oriente potrebbe essere spiegato come un ulteriore piccolo indizio in favore della sostanziale unità degli studi di grammatica in età ellenistica, contro l'idea, molto diffusa fino a pochi anni fa, dell'esistenza in questo periodo di due scuole che si differenziavano nettamente, una a Pergamo di impostazione soprattutto filosofica e una, più tecnica, ad Alessandria.

Se il nostro rotolo va collocato nell'ambiente culturale di Alessandria, individuare tuttavia la personalità del suo autore risulta estremamente difficile (cap. 7): le glosse conservate trovano paralleli significativi solo con il lessico di Esichio, che ci conserva una versione ridotta, attraverso successivi compendi, del lessico in 95 libri del grammatico Panfilo di Alessandria (I sec. d.C.). L'autrice conclude ragionevolmente che il nostro glossario si colloca all'interno della tradizione che risale al lessico di Panfilo e che il modo in cui le glosse sono presentate è molto simile a quello usato da Panfilo nella sua forma originale.

Poco meno di un secolo fa, quando fu pubblicato il frammento più consistente del glossario, esso non destò un particolare interesse tra gli studiosi; questo non ci meraviglia, se pensiamo che in quegli anni venivano alla luce grazie ai papiri provenienti dall'Egitto nuovi testi letterari di grande rilevanza, tra i

¹ Cratete individuava una glossa caldea in Omero (sch. *B ad *Il.* 1.591, vol. 1, p. 157 Erbse, tra i *testimonia* = Crat. fr. 21 Broggiato) e il suo allievo Zenodoto di Mallo pensava che Omero stesso fosse caldeo (sch. AT ad *Il.* 23.79b Erbse; su questo frammento vd. il mio articolo in «SemRom» 8, 2005, pp. 144-6). Aggiungerei anche che Cratete faceva derivare il nome dell'isola di Cos dalla parola ,bestiame' nella lingua dei Cari (vd. Et. Gen. α 1208 Lasserre-Livadaras = Crat. fr. 4 Broggiato).

quali molti frammenti dei lirici arcaici e dei tragici attici. Una nuova edizione commentata del papiro è oggi quindi pienamente giustificata, in primo luogo perché esso contiene uno dei pochi esempi che possediamo della letteratura tecnica ed erudita del periodo ellenistico. La presenza di glosse tratte da lingue diverse dal greco, inoltre, rende il nostro testo particolarmente importante per ricostruire il complesso problema dei rapporti culturali tra la comunità greca e le popolazioni non greche nel periodo ellenistico; per lo stesso motivo il nostro papiro può incontrare l'interesse degli studiosi della storia e della cultura del Vicino Oriente.

L'autrice ha prodotto un'ottima edizione del testo greco, con un commento che discute esaurientemente le singole glosse. Una caratteristica distintiva del commento e della parte introduttiva sono la chiarezza e la ricchezza dell'esposizione, necessarie quando si lavora con testi di questo tipo; così l'introduzione, ad esempio, comprende un prospetto riassuntivo degli autori citati nel papiro (pp. 9-12) nonché delle utili tavole che raccolgono tutti i lessici e glossari su papiro il cui contenuto è paragonabile a quello del nostro glossario (pp. 32-35); le conclusioni sono esposte in modo chiaro, ma il materiale è presentato con rara obiettività, permettendo a chi legge di farsi una propria opinione in proposito, una caratteristica fondamentale in ogni lavoro scientifico. In generale, inoltre, non viene dato per scontato che il lettore già possieda una competenza in materia di letteratura erudita, rendendo il libro accessibile anche ai non specialisti e agli studenti più avanzati; questo è notevole per un lavoro che si colloca in un settore di studi che, se oggi è oggetto di sempre maggiore interesse, fino a qualche anno fa appariva esoterico anche a molti antichisti.

Il volume compare nella nuova serie «Sozomena» della casa editrice de Gruyter, in una elegante e chiara veste tipografica; è fornito di un ricco e accurato corredo di indici e non presenta errori di stampa degni di nota. In appendice al libro ci sono 13 tavole in bianco e nero con ottime fotografie dei frammenti del papiro; chi volesse consultare l'originale può ricorrere anche alle immagini digitali a colori ad alta definizione che sono disponibili online nel sito dell'*Imaging Papyri Project* dell'università di Oxford.²

Maria Broggiato
Dipartimento di Scienze dell'Antichità
Università di Roma „La Sapienza“
piazzale Aldo Moro, 5 – 00185 Roma
E-Mail: maria.broggiato@uniroma1.it

² <http://www.papyrology.ox.ac.uk/POxy/> (20 novembre 2010).

Sabine FÖLLINGER, Aischylos. Meister der griechischen Tragödie. München: C.H. Beck 2009, 224 S., 5 Stammtafeln und 5 Abb. im Text

This book is designed to introduce Aeschylus to students and general readers who may not have much if any previous knowledge of Greek drama or of the ancient world generally. After a brief introduction, it begins with a series of short essays (mostly of 2-4 pages each) on various features of Greek tragedy, of Aeschylus' work and of its background; there follow chapters on the individual dramas (the *Oresteia* being treated as a single unit), a quick glance at Aeschylus' satyr-dramas (focusing on *Diktyoulokoi*) and at his fragmentary plays (focusing on the Achilles trilogy and *Niobe*), and a chapter on reception which in twelve pages manages to range very widely, though no productions or adaptations are mentioned more recent than 1986. Evidently as a matter of policy, there are no footnotes and very few specific references to modern scholarly literature, but the concluding bibliography (pp. 201-216) provides a good guide to further reading.

Each of the chapters on individual dramas consists of a brief summary of the play ("Inhalt"), a general discussion of it ("Einführung"), and a more detailed "reading" ("Interpretation"). *Prometheus Bound*, very properly, is included; in her discussion of the question of authenticity (pp. 168-9) Föllinger does not take sides, but in her study of the play itself she consistently refers to the author as Aeschylus, and her comments on issues relevant to the authenticity debate show clearly that this is no oversight (yet the paragraph on this question in the bibliography mentions no work on the pro-authenticity side of the debate).

In many ways this book will be found enlightening and challenging. Several of the introductory essays give just the kind of orientation that the target readership will need – for example on tragedy's treatment of myth (pp. 24-26), on the key features of Greek religion and some still popular misconceptions about the gods in tragedy (pp. 30-33), on characterization (pp. 36-37) – though some of the others rely too heavily on the authority of Aristotle; and Föllinger does well to emphasize the importance, in a masked theatre, of vocal and gestural means of expression (p. 45). She sees Aeschylus as primarily interested, not (as was once thought) in theological or moral issues, nor (as has more recently been popular) in civic or political concerns, but in the "Problemkomplex von menschlichem Handeln und seinen Folgen", in the impact of the past on the present, and in the impact of the individual's actions on the community (pp. 50-52). Her interpretations of individual plays will often be found controversial, but she always signals this. The least satisfactory, perhaps, is that of *Persians*, which finds a major

concern of the play to be the “Vater-Sohn-Konflikt” between Darius and Xerxes; if Aeschylus had this at the front of his mind, he made a great mistake when he made Atossa, in her dream, see Darius not condemning Xerxes but *pitying* him (*Pers.* 197-8) and an even greater one when, in the play’s concluding scene, he forgot to have either Xerxes or the chorus make any reference at all to Darius. On the other hand, Föllinger’s argument that the play does not directly or indirectly disparage the Persians (pp. 59, 66-68) seems to me entirely sound. The chapter on *Suppliants* is excellent, and there is much that is good in the *Oresteia* chapter too. In particular, Föllinger makes some shrewd points to the discredit of Apollo. He does not succeed in removing the taint of blood from Orestes, nor does he satisfactorily protect him against the pursuing Erinyes (pp. 152-3); and his argument that a mother is no kin to her child is refuted in advance by Orestes’ unprompted admission (*Cho.* 1038) that they are of the same blood (p. 159). She also lays valuable emphasis on the limited vision of the chorus of *Agamemnon*, whose minds have the inflexibility of age and who understand the past better than the present or future (pp. 133-4). Whether the conclusion of the trilogy is “ein Ende, aber keine Lösung” (p. 126) is a matter of definition; one can certainly agree (p. 164) that it does not free Athens entirely from the danger of the Erinyes’ wrath – but then Athena accepts that too, emphasizing their power to do harm (*Eum.* 930-7, 954-5) and provide the element of fear without which justice cannot be maintained (*Eum.* 990, cf. 698-9), and giving these ancient divinities an honourable place in her new order, just as the Areopagus Council had retained an honourable place in Athens’ new, more radical democracy (p. 162). Striking is Föllinger’s constant (and justified) emphasis on the possibility, and importance, of free individual decision – a theme that was also prominent in her earlier book, *Genosdependenzen: Studien zur Arbeit am Mythos bei Aischylos* (Göttingen, 2003).

I was baffled for some time by the statement that we shall never know for sure whether Aeschylus wrote *Prometheus Bound* “solange nicht Papyrusfunde o. ä. neuen Aufschluß bringen” (p. 169); but perhaps Föllinger is thinking of the redating of *Suppliants*, which she mentions later in the same paragraph, and is envisaging the possible discovery of similar didascalic information about *Prometheus* (the only surviving Aeschylean play for which we lack it). Certainly, if we learned that the play had been produced in, say, 454 BC, that would persuade many that it was, after all – whatever other evidence might suggest – a very late work of Aeschylus put on stage after his death; if the date was, say, 431, few, I imagine, would be willing to believe that Euphorion had kept a genuine play of his father’s under wraps for a quarter of a century.

There are a number of flaws which one hopes can be removed in a future edition. The origin of the term *tragōidia* cannot have had anything to do with satyrs (p. 12), since early satyrs had horselike, not goatlike features. Athenian tribes were not “Verwaltungsbezirke” (p. 16), though demes were (p. 20). It is not true that a tragedy could not present “ein positives Ereignis” (p. 28). In the discussion of the textual tradition (pp. 46-47) we are told that the manuscript M was written “im Jahr 1000”, and we are not told anything about the special position of the so-called Byzantine triad (*Prometheus, Seven, Persians*) which is transmitted in far more manuscripts than the other four plays. It was not the survivors of the naval battle that were wiped out at Psyttaleia (pp. 53-54); it was an elite force of Persians who had been stationed there *before* the battle. Xerxes’ act of folly cannot have been to take to the sea (p. 57 etc.) because, as we are reminded in *Pers.* 868-897, Darius’ generals had repeatedly done so with success. It is not true that Xerxes refuses to take blame on himself (p. 74); see *Pers.* 933-4 (and Xerxes’ shame on seeing the Elders, 913-4). On p. 120 it seems to be assumed that Apollo is on stage during the Pythia’s second speech. On pp. 129 and 165 it is insinuated (though perhaps not quite asserted) that Athena refuses to judge the case of Orestes herself because she does not think herself wise enough, even though we are rightly told elsewhere (p. 156) that she co-opts a panel of Athenian judges because the verdict may have grave consequences for Athens. In *Prometheus*, the female whose son may overthrow Zeus is not a “menschliche Frau” (pp. 166, 167), nor is the nature of the threat to Zeus made explicit in the *parodos*. Danae can hardly have become the wife of Dictys at the end of *Diktyoulkoi* (p. 184), since that would have made Polydectes’ subsequent wooing of her, and therefore the heroic exploits of Perseus, impossible.

Several stories and sayings reported in ancient sources, which Föllinger reproduces without any “health warning”, are probably or even certainly late inventions, e.g. that Aeschylus went to Sicily because he was angry at being defeated by Sophocles (p. 22) or that he dedicated his works to Time (p. 200; mistranslated on p. 25; classical Greeks did not think of Time as a god). As in *Genosdependenzen* (see my review in *Gnomon* 77 [2005] 167-9), Föllinger is a little too ready to discount evidence suggesting that particular features of Aeschylus’ treatment of a myth were already known before his time; but in a book like this, there may well be something to be said for erring in this direction, to counteract the very widespread tendency to think of “myth” or “mythology” as some kind of fixed corpus. And at least once she does not go far enough: in Homer, the punishment of kindred-murder is not even one among many functions of the Erinyes (p. 152) – it is never associated with them at all (the Erinyes are invoked against Meleager, *Iliad* 9.571-2, not because he has killed his uncles but because he has wronged his mother).

Föllinger's persistent use of *Protagonist* in the sense of *dramatis persona* (she can even apply the term to a *persona muta*, p. 153) is unfortunate, given that it was and is a technical term for the chief actor.

Sometimes one gets the impression that the author had a struggle to compress her text to fit an imposed length limit, and that clarity has suffered as a result. Occasionally an important fact, likely to be unknown to a large proportion of the likely readership, is omitted – e.g. that Atossa makes her first entrance in a carriage; that Io's son Epaphus was engendered "by touch and breath"; that by keeping Electra unmarried Clytaemestra and Aegisthus are committing a great wrong against her; and that in Euripides, though married, she is still a virgin. Föllinger refers casually on p. 32 to "die Handlungsverläufe der Trilogien" at a point where the reader has as yet not been told anything at all about the typically Aeschylean phenomenon of the connected trilogy; and in the section about "Gewalt auf der Bühne" (pp. 33-36) it is never made clear that in marked contrast with modern drama (including many modern adaptations of Greek tragedy) acts of physical violence were not normally shown on the Greek tragic stage. Some conclusions still hotly debated are asserted as if uncontroversial, e.g. that the *orchestra* was circular (p. 42; E. Pöhlmann ed. *Studien zur Bühnendichtung und zum Theaterbau der Antike* [Frankfurt, 1995] might usefully have been included in the bibliography), that *Egyptians* preceded *Suppliants* (p. 102), that Athena's vote in Orestes' trial makes (rather than breaks) a tie (p. 121 and several times more; argued for, inadequately, only at p. 163). And sometimes a statement is repeated without apparent awareness that it has been made before, e.g. that the Danaids' descent from Io is an innovation by Aeschylus (pp. 105, 111) or that the poet Swinburne described the *Oresteia* as "the greatest achievement of the human mind" (pp. 8, 126).

And may one possibly hope that those who are thinking of using the cliché "an eye for an eye" (p. 128) in a discussion of revenge – particularly when contrasting this with judicial punishment – might also first think of looking it up in its original contexts (Exodus 21.23-25; Leviticus 24.19-20; Deuteronomy 19.21), in all of which it plainly refers not to private revenge but precisely to judicial punishment?

The main title of the Festschrift for Alex Garvie edited by Cairns and Liapis (p. 202) is *Dionysalexandros*; but as less than half of that volume is about Aeschylus, it would probably have been preferable to list M. Lloyd ed. *Oxford Readings in Classical Studies: Aeschylus* (Oxford, 2007). Speaking of Garvie, his book on *Suppliants* has been reissued with addenda (Exeter, 2005); his edition of *Persians* (Oxford, 2009) of course appeared too late to be noticed.

All in all, this book should prove a valuable introduction to Aeschylus for the readers at whom it is aimed; and its interpretations of the plays should also be thought-provoking for more advanced students of Aeschylus, whether in the end they agree with them or not.

Professor Alan Sommerstein
Department of Classics
University of Nottingham
University Park
UK–Nottingham NG7 2RD
E-Mail: alan.sommerstein@nottingham.ac.uk

Therese FUHRER (Hg.), Die christlich-philosophischen Diskurse der Spätantike. Texte, Personen, Institutionen. Akten der Tagung vom 22.-25. Februar 2006 am Zentrum für Antike und Moderne der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Philosophie der Antike 28. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2008, 438 S.

Der Sammelband enthält die Vorträge einer altertumswissenschaftlichen Tagung, die unter gleichem Titel am Freiburger Antike-Zentrum (dort auch „Antikenzentrum“ genannt) stattfand und an der Historiker, Kirchenhistoriker, Philologen und Philosophen teilgenommen haben. Der Titel bedarf einer Erläuterung, weil er vermutlich nicht allein auf den Rezensenten irritierend wirkt und weil er nicht angibt, worüber die Tagungsteilnehmer vorgetragen haben. Er versucht offenbar, die vielfältigen Inhalte unter eine gemeinsame Form zu bringen, die letztlich nicht viel besagt. Mit „christlich-philosophischen Diskursen der Spätantike“ sind nicht Diskurse zwischen Christen und paganen Philosophen gemeint, auch nicht eine Erörterung wissenschaftlicher philosophischer Fragestellungen und Theorien unter christlichem Aspekt, sondern christliche Positionen und Probleme, die allem Anschein nach entweder deshalb, weil sie sich in innerchristlichen Debatten entwickelt haben, oder deshalb, weil sie paganes Bildungsgut berühren, als philosophisch angesehen werden. Der Diskurs-Begriff wird „im weitesten Sinn“ (8) gefaßt, als Abfolge intellektueller Äußerungen. Schon deshalb ist in ihm nicht notwendig eine Auseinandersetzung mit realen Gegnern enthalten; er kann auch monologisch gemeint sein. Die Thematik der behandelten Diskurse hat mit Philosophie im neutralen Sinne, also mit Konzeptionen unabhängig von einem Glauben an Christus, wenig zu tun und nichts mit Philosophie im engeren Sinn, mit theoretischen Konzeptionen wie Logik oder Metaphysik, und wo eine Berührung mit vom Christentum unabhängiger Wissenschaft und Philosophie (abgesehen von der Ethik) erfolgt, geschieht dies nicht im Sinne eines eigentlichen Diskurses, sondern als Adaption (zum Beispiel biologischer Informationen in der Predigt, vgl. den Beitrag von Föllinger) oder in einer Ideengeschichte (vgl. den Beitrag von Erler). Von „den christlich-philosophischen Diskursen“ zu sprechen, ist ein wenig übertrieben. Die Themen der Vorträge betreffen kulturgeschichtliche Momente, unter denen das Bildungsideal eine prominente Stelle einnimmt; viele andere Bereiche werden nicht berührt, zum Beispiel literaturwissenschaftliche Analytik für die Bibelhermeneutik oder metaphysische Konzeptionen und ontologische Prinzipien, oder der grandiose Versuch gewisser orientalischer Christen, Grundsätze der aristotelischen Philosophie außer Kraft zu setzen. Irreführend ist auch der Ausdruck „Spätantike“, denn damit ist nicht die Epoche gemeint, die gemeinhin, in welcher genaueren Abgrenzung auch immer, so bezeichnet wird, sondern in erster Linie die Zeit um

das Jahr 400. Der geographische Rahmen ist auf Nordafrika, Italien und Gallien beschränkt. Zu den Personen, die im Mittelpunkt stehen, gehören nur lateinische Autoren, und unter ihnen sticht Augustinus so sehr hervor, daß er im Titel hätte genannt werden müssen. Der Leser hat es im wesentlichen mit den Akten einer thematisch ungebundenen Augustinustagung zu tun. Die Blickverengung ist einfach zu erklären: die Veranstalterin und Herausgeberin ist nicht nur Latinistin, sondern auch Augustinus-Forscherin. Sie ist sich der im Titel nicht angezeigten Beschränkungen wohl bewußt und versucht in der Einleitung (9) eine Begründung. Statt jedoch den Osten und größere Zeiträume auszuschließen, um die Grundlegung der „westeuropäischen Geistesgeschichte“ angeblich leichter interdisziplinär durchleuchten zu können, wäre es einfacher gewesen, den Titel der Konzeption anzupassen.

Daß Diskurse von Personen geführt werden, versteht sich von selbst. Ebenso ist zu erwarten, daß dies nicht nur mündlich, sondern auch mithilfe von Texten geschieht. Umso gespannter ist der Leser zu erfahren, welche Rolle Institutionen spielten. In der einleitenden Beschreibung ihrer besonderen Bedeutung wird keine genaue Definition gegeben. Im Grunde kann jedwedes soziale Gebilde als Institution angesehen werden. Sich bewußt nicht auf juristisch eindeutige Formen festzulegen, führt zu einer gewissen Unkonzentriertheit der Aufgabenstellung, so daß der Leser nicht immer weiß, ob er es überhaupt mit dem Teilthema „Institution“ zu tun hat. Hauptanliegen der Tagung war es jedenfalls, über textimmanente und intertextuelle Forschung hinaus auf Einfluß und Impulse an sich literaturfremder gesellschaftlicher und politischer Umstände aufmerksam zu machen, was wohl bedeutet, daß systematische Philosophen und Theologen in ein intensiveres Gespräch mit altertumswissenschaftlichen Disziplinen gebracht werden sollen. Die Gefahr ist dabei natürlich, daß man die Inhalte durch Rückführung auf soziale Bedingungen vor-schnell für durchschaut und erledigt hält. Überdies wird der Eindruck erweckt, man schlosse sich der neuen Forschungsrichtung „New Historicism“ (8) an. Mir scheint dieser Forschungsansatz nicht so neu zu sein. Solide Forschung hat stets „historischen Kontext“ (8) und „außerliterarische Faktoren“ (8) berücksichtigt. – Mit diesen Bemerkungen soll nicht die Leistung von Autoren und Herausgeberin geschmälert, sondern nur die Irritation abgeschüttelt werden, die der Titel und die sich dahinter verbergende latinistische Weltsicht auslösen können.

Um welche Diskurse geht es? Die Themenbreite ist trotz des Ausschlusses weiter Bereiche des spätantiken Geistes sehr groß. Fast jeder Vortragende greift ein anderes Thema auf, wie ein kurzer, nach Disziplinen geordneter Überblick vor Augen führen soll.

Historiker: Eröffnet wird die publizierte Reihe der Vorträge mit dem Abendvortrag von Stefan **Rebenich** über die Regulierung der Freundschaft durch Rechtgläubigkeit in erster Linie bei Augustinus. – Hartmut **Leppin** dokumentiert exemplarisch das Eindringen christlichen Geistes in das traditionelle Kaiserbild. – Die Rechtshistorikerin Eva-Maria **Kuhn** beleuchtet Augustins realistisches, aber nicht immer auch mutiges juristisches Engagement (172: „other than Ambrose Augustine never challenged any imperial authority“). – Wie schwer es einem aristokratischen Bischof fiel, auf pagane Bildungsidentität zu verzichten, schildert lebhaft Sigrid **Mratschek** an dem intensiven „Diskurs mit der Vergangenheit“ (377), den der elitäre Sidonius Apollinaris betrieb. – Konrad **Vössing** versucht, in Martianus Capella, den er entgegen neuerer Forschung ins frühe fünfte Jahrhundert datiert, einen „potentiellen Diskurspartner“ für Augustinus zu entdecken. Die grundlegenden Übereinstimmungen in der Beurteilung der *artes* (Propädeutik für Philosophie, geringer Wert, kein Schulstoff) sind unterschiedlich motiviert: anders als der christliche will der pagane Autor das traditionelle Bildungsgut retten, aber letztlich nur „wegen des erhofften Renommées“ (404). Martians Enzyklopädie, das wichtige mittelalterliche Schulbuch, erscheint so als ein Produkt der Eitelkeit.

Kirchenhistoriker: Hanns Christof **Brennecke** macht klar, daß Augustinus nie wirklich mit arianischer Theologie konfrontiert war. – Umso bewanderter war der Kirchenlehrer in der Begriffswelt der Manichäer. Johannes van **Oort** entdeckt an ihm eine intensive Kenntnis von Manis Schriften. – Eine deutliche Selbständigkeit der Institution Synode gegenüber Augustins theologischem Diskurs über Erbsünde und Kindertaufe stellt Volker Henning **Drecoll** in einer scharfsinnigen Analyse der antipelagianischen nordafrikanischen Synoden von 411 und 418 fest. – Mathijs **Lamberigts** verteidigt, auch gegenüber Vorstellungen in der neueren Forschung, Augustins Kontrahenten Julian von Aeclanum in Fragen der Sexualmoral, indem er auf traditionell christlichem sowie philosophisch-medizinischem Hintergrund unter anderem die Notwendigkeit der Konkupiszenz herausstellt. – Winrich **Löhr**, der seinen Beitrag in eine Auseinandersetzung mit der provokanten Augustinus-Deutung von Kurt Flasch einbindet, möchte durchaus moderne Textinterpretation als Selbstidentifikation (221: „Identifikationshermeneutik“) vermeiden. Vielleicht ist er dem selbst nicht völlig entgangen, wenn er die Kontrahenten Pelagius und Augustinus als christliche Protreptiker und Lehrer richtiger Lebensführung begreift. Auch hierbei geht es nicht um einen Diskurs zwischen Christen und Philosophen, sondern um „eine christliche Variante eines variantenreichen philosophischen Diskurses“ (243).

Philologen: Sabine **Föllinger** entdeckt, wenig überraschend, bei Ambrosius eine „spezifisch christliche Zielsetzung“ (60) bei der Verwendung „paganer“ Biologie in seinem Hexaemeron. – In ihrem biographisch orientierten Beitrag korrigiert Therese **Fuhrer** das verbreitete Bild von einem „Mailänder Kreis christlicher Neuplatoniker“ (77), dem Augustinus angehört habe, und setzt ihm die Vorstellung einer unterschiedlich zusammengesetzten Bildungselite dagegen, die sich um die Sicherung von Traditionen bemühte. – Ebenfalls biographisch interessiert ist Stefan **Faller**, der Reflexe von Augustins Bekehrung in der Schrift *contra Academicos* sucht. – Karla **Pollmann** analysiert Augustins sechsmalige Genesis-Auslegung nach äußeren Bedingungen der Evozierung durch Christen oder Außenstehende, die zu völlig unterschiedlichen Auslegungsmethoden führen kann. – Michael **Erler** zeichnet in einem virtuellen Beitrag den Neuplatoniker Iamblichos „wenigstens in Ansätzen“ (197) als Vorläufer augustinischer Gnadenlehre und erweist Augustins Kritik an platonischen Vorstellungen von Gottesbegegnung als undifferenziert. – Auf einen „Martyriumsdiskurs“ (275) macht Dorothee **Elm von der Osten** aufmerksam. Zur Rezeptionsgeschichte der schon in der Antike berühmten *Passio Perpetuae et Felicitatis* gehören auch einige Predigten des Augustinus, in denen der Theologe unter anderem aus den Märtyrerinnen Asketinnen macht. – Henriette **Harich-Schwarzbauer** interpretiert in „diskursanalytischer Lektüre“ (360) Claudius Claudianus als einen Intellektuellen zwischen politischem Auftrag und poetischem Freiraum und lässt an seiner Kunst der „Selbststilisierung“ (361) einsichtig werden, warum der berühmte Dichter und Zeitgenosse Augustins nach wie vor weder als Christ noch als paganer Autor klar erkennbar ist. – Die Themenstellung der Tagung erlaubt es sogar, eine poetische Ekphrasis als theologischen Diskurs zu deuten. Petra **Schierl** zeigt, wie Paulinus von Nola im *Carmen* 23 „über die Kontemplation der Glaslampe und des Auges“ „eine grundlegende Einsicht in das Mysterium der Menschwerdung“ gewinnt (342). – Christian **Tornau**, der, nebenbei bemerkt, spätantikes Christentum und Heidentum „nicht einfach als zwei Religionen, sondern als zwei verschiedene Grundhaltungen zu Religion überhaupt“ (299) auffasst, führt in einem Vergleich mit dem idealisierten Diskussionsverhalten von Bildungsträgern bei Macrobius eindringlich vor Augen, daß die in *De civitate dei* verzerrt dargestellten Heiden, charakterisiert durch *obstinatio* und *dissimulatio*, als Bildungssymbole der feindlichen *terrena civitas* verstanden werden können.

Philosophen: Christoph **Horns** Beitrag, in dem Augustins ethische Aporetik angesichts politischer Zwänge erörtert wird, kann auch als exemplarische Darstellung der Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit der Begründung ethischer Normen gelesen werden. – Johannes **Brachtendorf** beleuchtet in schöner Klarheit die von einem Christen zu erwartende Kritik am philosophi-

schen Weisheitsbegriff, die bei Augustinus offenbar von einem durch Selbsterfahrung gewonnenen Verständnis eines mit dem Verstand konkurrierenden Willens geprägt ist.

Damit sind jene akademischen Disziplinen vertreten, die Löhr eingangs seines Beitrages als Interessenten an „Augustins Biographie und Gedankenwelt“ (221) aufzählt. Man findet sich zu einer interdisziplinären Kommunikationsgemeinschaft zusammen, in der kaum noch fachliche Grenzen spürbar sind. Das mag für Hochschulpolitiker begrüßenswert sein, birgt aber die Gefahr der Identitätsauflösung, was sich vielleicht am deutlichsten an der Gruppe der Philologen zeigt. Sie bildet in der Vortragsrunde die größte Partei, ohne daß die, wie ich meine, primär philologische Aufgabe der Text- und Literaturpflege eine Bedeutung hätte. Es wäre doch reizvoll zu entdecken, wie außerliterarische soziale Bedingungen beispielsweise Textformen und Textgestaltung beeinflussen und so zum Beispiel die Diskursform der *quaestiones* produzieren. Man sieht sich zwar mit der Untersuchung „außerliterarischer Faktoren“ (8) und „lebensweltlicher Bezüge“ (9) in der „Tradition“ (9) der Klassischen Philologie stehen, betreibt aber letztlich nur Kulturgeschichte. Meiner Meinung trägt dies dazu bei, daß man in der eigentlich philologischen Arbeit, nämlich der Arbeit am Text, nur noch eine untergeordnete Hilfswissenschaft für biographische oder kulturhistorische Analysen sieht. Die Philologie verstärkt noch diesen Eindruck, wenn sie sich die Hermeneutik aus fremden Disziplinen wie Soziologie oder Psychologie borgt. Insofern ist dieser Band auch als Dokument des Selbstverständnisses der Philologie bemerkenswert.

Alle Vortragenden geben sich Mühe, ihr besonderes Interesse am ausgewählten Quellenmaterial in den Zusammenhang des Tagungsthemas zu stellen und auf das Motiv des Diskurses anzuspielen. Das ist aufgrund der inhaltlichen Unbestimmtheit nicht schwierig, wirkt aber häufig etwas künstlich. Die Bedeutung einer Institution wird in unterschiedlichem Umfang berücksichtigt, in einigen Beiträgen bleibt sie ganz außer Betracht. Am deutlichsten gewahrt wird man ihrer Rolle in Drecolls Analyse der Synoden und in Harich-Schwarzbauers Ausführungen über den Einfluß der Gesetzgebung auf Claudian. Andere Befunde lassen eher auf die Bedeutungslosigkeit gesellschaftlicher Einrichtungen schließen, so, laut Vössings Darstellung, die Irrelevanz der Schule im Umgang mit der Bildungstradition bei Augustinus und Martianus.

Ein Diskurs, der nicht innerhalb einer mehr oder weniger homogenen Gesellschaft, sondern mit ernsthaften Gegnern geführt wird, kann nicht nur aus einseitigen, belehrenden oder polemischen Stellungnahmen bestehen. Man erhält aus dem vorgelegten Tagungsband allerdings nicht den Eindruck, daß in der

augustinischen Spätantike ein vorbehaltloser Diskurs mit fremden Positionen aus anderen Gesellschaftskreisen geführt wurde – vielleicht konnte er nicht geführt werden. Es blieb bei einer Darlegung des eigenen Bewußtseins, die über die Selbstentfaltung kaum hinausreicht. Über allem liegt ein Schleier der von Mratschek an Sidonius so kenntnisreich geschilderten kulturellen Selbstverliebtheit. So beschreiben die Beiträge mehr die antike Kultur der Selbstgestaltung intellektuell interessierter Personen als eine geschichtliche Entwicklung oder den Prozess eines Begriffs. Die hier vorgelegten Diskursanalysen dienen nicht der Positionierung der christlichen Intellektuellen in der Wissenschaftsgeschichte. Theologen und Philosophen dürfte es fraglich bleiben, ob und inwieweit institutionelle Diskursbedingungen als Konstitutionsmerkmale von Problemen und ihren Lösungen angesehen werden können.

Der Band dokumentiert auch Forschungstrends und Moden, zum Beispiel die Projektion des modernen multikulturellen Gefühls auf die antike Gesellschaft oder die Anlehnung an Pierre Hadots reduktive Sicht der Philosophie als Lebensform oder die hermeneutische Benutzung von Thesen aus anderen Disziplinen (Psychologie, Soziologie).

Die Erörterungen sind durchwegs niveauvoll, besitzen ihren Wert aber doch nur in sich. Die bewußt ungenaue Thematik der Tagung läßt wenig inhaltliche Interdependenz unter den Beiträgen erkennen. Wünschenswert wäre deshalb ein koordinierendes Resümee gewesen, in dem Entwicklungen und Übereinstimmungen in Diskursstrukturen, die ohnehin kaum formal und abstrakt vorgeführt werden, aufgezeigt und Inhalte zusammengefaßt werden.

Gedruckt wurden nur die Vorträge, nicht auch eine repräsentative Auswahl oder eine Zusammenfassung der Diskussionen, obwohl diese laut Tagungsprogramm stattgefunden haben. Fast alle lateinischen Zitate im Text werden auch in Übersetzung geboten, so daß sich nicht nur Latinisten zur Lektüre eingeladen fühlen können. Im Anhang erhält der Leser, was nicht üblich, aber umso begrüßenswerter ist, biographische Informationen über die Beitragenden (409-413). Die Beiträge selbst sind durch ein ausführliches Stellenregister erschlossen, darunter sieben Seiten allein für Augustinus, leider nicht auch durch ein Sach- und Begriffsregister. Unklar bleibt, warum von den griechischen Autoren die christlichen in latinisierter, die paganen in gräzisierte Form angeführt werden. Von den wenigen Fehlern sei an dieser Stelle notiert: S. 22, Z. 5: lies 44. Psalm statt 45. Psalm; S. 226 ist der erste Satz der Seite und S. 241 der erste Satz des zweiten Abschnitts syntaktisch verdorben; S. 271: lies *dei* statt *die*.

Aufs Ganze gesehen ist der Sammelband ein solides Produkt souveräner Herausgebertätigkeit. Gibt man sich mit dem Dementi des Titels in der Einleitung zufrieden, hält man ein in mannigfachen Detailfragen aufschlußreiches und anregendes Buch in der Hand, das Vielfalt und Intensität des Interesses an einer Spätantike dokumentiert, in der Augustinus im Fokus steht.

Franz Xaver Risch
Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften
Arbeitsstelle GCS
Jägerstr. 22-23
D-10117 Berlin
E-Mail: risch@bbaw.de

A. BUJSKICH, Die antiken Architekturformen im nördlichen Schwarzmeergebiet. Archäologische Forschungen, Herkunft und Entwicklung 26. Wiesbaden: Reichert Verlag 2010, 336 S., 425 s/w-Abb., 24 farb. Abb., 1 Klapptafel

Im Gegensatz zur griechischen Monumentalarchitektur Unteritaliens und Siziliens erfuhr diejenige des nördlichen Schwarzmeergebiets als zweitem, großem Koloniegebiet keine auch nur annähernd vergleichbare Aufmerksamkeit. Ja, die Architektur der Städte von Tyras im Westen bis zum Bosporanischen Reich im Osten ist bis heute in der nicht russischsprachigen Archäologie kaum rezipiert. Die Gründe sind vielfältig. Eine deutlich schlechtere Erhaltung, die fehlende Tradition als Sehnsuchtsregion, vor allem aber der in der Zeit politischer Blockbildung unterbrochene wissenschaftliche Austausch und die erschwerte Zugänglichkeit haben hierzu beigetragen. Umso mehr ist es zu begrüßen, wenn die bislang überwiegend von russischen und ukrainischen Spezialisten¹ erforschte Architektur und Architektuornamentik der Region zunehmend auch in z.B. deutscher Sprache zugänglich gemacht wird.

Denn die Region hält bemerkenswerte Komplexe bereit: Die eindrucksvolle, von V. Tolstikov konturierte Basileia von Pantikapaion, monumentale Kurgane wie der Carski-Kurgan, die Stadtanlage von Chersones mit entsprechend konsequenter Chorastruktur oder die *temene* und Agora Olbias prägen das Bild regionaler Architektur maßgeblich. Doch verrät ein Blick in lokale Museen eine gegenüber diesen wenigen Komplexen deutlich reichere Überlieferung zumeist sekundär und als Einzelstücke überlieferter dekorierter Bauglieder. Sie sind in Anbetracht des umfassenden Steinraubs in den Städten sogar oft einziges Zeugnis aufwendigen Bauens. Als Beleg einer vor Ort nicht mehr anschaulichen Vielfalt monumentaler Architektur griechisch-römischen Dekorapparats von Spätarchaik bis Kaiserzeit stellen sie dennoch eine oft vernachlässigte und unterschätzte Quelle dar. Vor diesem Hintergrund kommt ihrer Behandlung besondere Bedeutung zu, zumal wenn sie von einer ausgewiesenen Spezialistin unternommen wird.² ‚Architekturformen‘ meint dabei dekorierte Bauglieder aus Stein, nicht hingegen Bautypen bzw. -formen. B. unternimmt so eine *tour de force* durch nahezu tausend Jahre regionalen Baudekors, eine Mammutaufgabe, selbst wenn Dekorationselemente aus Terrakotta nicht berücksichtigt wurden.

¹ Neben der Autorin selbst sind hier insbesondere I. Pičikjan und S. Kryžickij mit zahlreichen Arbeiten zur nordpontischen Haus- und Monumentalarchitektur zu nennen.

² Die langjährigen Arbeiten der Autorin wurden u.a. durch die Alexander von Humboldt Stiftung unterstützt. Der bereits 2002 abgeschlossene Text wurde von B. Böttger ins Deutsche übersetzt.

Ein Vorwort des Herausgebers E.-L. Schwandner und eine knappe Einleitung – eher erweitertes Vorwort – sind der Arbeit vorangestellt. Forschungsgeschichte und eine Einführung in die regionalen Rahmenbedingungen, vor deren Hintergrund die lokale Architektur erweiterte Signifikanz erhält, fehlen dagegen ebenso wie eine ausführlichere Diskussion methodischer Grundlagen und Grenzen. So setzt die Arbeit unmittelbar und typologisch nach den Hauptordnungen ionisch, dorisch und korinthisch gegliedert ein. Dabei werden die Bauglieder von unten (Basen) nach oben (Gesims) separat behandelt, wobei jeder Abschnitt wiederum chronologisch aufgebaut ist. Die Behandlung der einzelnen Bauglieder ist erfreulich ausführlich. Sie umfasst über eine Beschreibung hinaus typologische, motivische und stilistische Einordnungen, die durch einen umfassenden Zugriff auf Bauglieder aus dem griechisch-kleinasiatischen Raum und eine Diskussion konträrer Forschungsmeinungen gestützt werden.

Im Gegensatz zur ausführlichen Behandlung der Bauglieder fehlen zusammenfassende Analysen am Ende der drei Kapitel zu den Hauptordnungen. Die wenigen abschließenden Sätze lassen wesentliche Facetten des Erarbeiteten unberücksichtigt. Allein die chronologisch nach Hauptepochen angelegte Synthese (S. 98-120) fasst Besonderheiten der stilistischen Entwicklung der Architekturformen von Spätarchaik bis Kaiserzeit zusammen und unternimmt eine Bewertung der zuvor erarbeiteten Beobachtungen und Erkenntnisse.

Auf einen Katalog wurde verzichtet. Die Bauglieder sind vielmehr durch ein tabellarisches „detailliertes Fundort- und Tafelverzeichnis“ (Vorwort Herausgeber) erschließbar. Das Tafelverzeichnis (S. 122-142) nennt Fund- und Aufbewahrungsort, Inventarnummer, Material und Seitenverweis auf die Behandlung im Text, das Fundortverzeichnis (S. 143-159) erneut Aufbewahrungsort, Inventarnummer, Material, Seiten- sowie nun Tafelverweis. Ob so aber tatsächlich „die wissenschaftliche Nutzung anstelle eines Katalogs nun bequem ermöglicht ist“ (Vorwort Herausgeber), bliebe zu fragen. So sind Datierungen allein über die Einbindung in den Text ermittelbar, auch Beschreibungen sind nicht unmittelbar den anderen Angaben zugeordnet, sondern dort zu suchen (was aber durch die Angabe der Seitenzahl möglich ist). Die erfreulich umfangreiche Dokumentation auf insgesamt 174(!) Tafeln umfasst neben einer Fundortkarte Zeichnungen und Profile der behandelten Bauglieder mit Maßstab und ergänzenden Maßangaben (Taf. 2-118) sowie Schwarz-Weiß-Fotos unterschiedlicher Qualität (Taf. 119-170, ohne Maßstab) und Farbaufnahmen gut erhaltener Polychromie (Farbtaf. 1-4).

Die Überlieferung unterscheidet sich dabei deutlich von Stadt zu Stadt.³ Weist das Fundortverzeichnis allein für Chersones nahezu 340 Stücke und für Olbia über 170 auf, so sind für Pantikapaion, immerhin Hauptstadt des Bosporanischen Reichs, unter 50, für andere bosporanische Städte gar nur Einzelstücke genannt.⁴ Zuweisungen an konkrete Bauten sind zumeist unmöglich, da nur wenige Großbauten archäologisch bekannt sind. Darüber hinaus fällt für Chersones der hohe Anteil kleinformatiger (Zier-)Architektur u.a. von Grabbauten auf, wie sie in dieser Ausprägung in anderen Städten nicht existierten (z.B. Taf. 119; 131).⁵ Der Gesamtbestand wird deutlich von Baugliedern der ionischen Ordnung dominiert (wobei angemerkt ist, dass einige auch der korinthischen entstammen können), die dorische und korinthische Ordnung sind deutlich geringer repräsentiert. Friese und Architrave sind dank idealer Spolierungsform unterdurchschnittlich erhalten. Die monumentale Architektur der Region folgt in ihren Formen während aller Epochen Neuerungen vor allem aus dem griechisch-kleinasiatischen Raum, ist also nicht gegenüber mediterranen Entwicklungen abgeschottet. Dekormotive wie Ranken, Mäander, Lotus oder Kymatien sind geläufig und erweisen die Region als Teil einer Ornamentkoiné. Bedauerlicherweise, wenn auch zugegebenermaßen nicht Ziel des Werks, sind – soweit bekannt – kaum Kontexte abgebildet, die Einblicke in Wirkung und Arrangement der Architekturdekoration geben könnten. Grundrisspläne bzw. Rekonstruktionen architektonisch besser bekannter Komplexe sind Ausnahmen, z.B. das sog. Prytaneion von Pantikapaion (Taf. 157, 2.3) oder ein Peristylhof in Olbia (Taf. 148, 4).

Aus der Fülle der Bauglieder eignen sich einige besonders, unser Bild der regionalen Architektur zu bereichern. Zu diesen zählen ein dem späten 6. Jh. v. Chr. zuweisbares großformatiges Firstakroterion aus über Voluten stehender Palmette mit anschließenden Simapartien (S. 26-27; Taf. 19 und 117 sowie 127, 1). Das Kalksteinakroterion hoher Qualität wurde in einem Bothros des späten 5. Jh. v. Chr. im Westtemenos von Olbia gefunden und ist so mit früher lokaler Sakralarchitektur verbindbar. Sakralem Kontext gehört auch eine spät-

³ Als Einschränkung ist hier aber geltend zu machen, dass manche Bauglieder aus jüngeren Grabungen insbesondere in bosporanischen Städten B. nicht zugänglich waren.

⁴ Vier aus Nymphaion, Myrmekion, Tanais oder Gorgippia und Umgebung, drei aus Phanagoreia, eines aus Hermonassa sowie fünf aus dem Tholos-Komplex auf der Taman-Halbinsel (wobei deutlich mehr Kapitelle erhalten sind, bereits Taf. 74 weist zwölf Kapitelle aus dem Komplex auf). Auch aus anderen nordpontischen Städten und Siedlungen sind nur vereinzelt Bauglieder genannt: dreizehn aus Tyras, vier aus Kalos Limen, zwei aus Borysthenes, Raevskoe, Theodosia und Čajka, je eines aus Balaklava, Eski Kermen, Neapolis Skythia, Zolotoj Mys und von der Insel Leuke.

⁵ So unterstreichen die nach Angaben B.s allein aus der Nekropole der Stadt geborgenen, nicht in ihrer Gänze für die Arbeit berücksichtigten über 500 Architekturglieder die spezifisch lokale Vielfalt aufwendiger Grabarchitektur spätklassisch-frühhellenistischer Zeit.

archaisch-frühklassische Säulentrommel mit mind. 92 cm Durchmesser aus dem Achilleus-Heiligtum auf der Insel Leuke an. Sie weist auf einen kontrovers diskutierten frühen Monumentalbau griechischer Anlage – oder eine monumentale Votivsäule (S. 21; Taf. 8, 1).⁶ Ursprünglich sakraler Natur war wohl auch der in hellenistischer Zeit auf der Taman-Halbinsel im Bosporanischen Reich errichtete Komplex aus einer von Raumtrakten umgebenen monumentalen Tholos,⁷ welchem eine größere Serie dorischer Anten- und Pfeilerkapitelle angehört (S. 67; Taf. 88, 2.4; 90, 7-10; 154, 5). Indigenem Kontext entstammen dagegen Teile eines Baus mit Pfeilerfront, welcher der krimskythischen Residenz von Neapolis Skythika angehört.⁸

Bauglieder anderweitig unbekannter Bauten erweitern den monumentalen Rahmen der jeweiligen Städte. So ergänzen zwei in die zweite Hälfte des 6. Jh. v. Chr. datierte ionische Altarvoluten aus Olbia und eine aus Pantikapaion (S. 23-25; Taf. 15 und 16 sowie 124, 3-6 und 125, 1-6; 126, 1 und 2) den frühen städtischen Monumentalhaushalt um monumentale Altäre. Einen dorischen Bau (einen Tempel?) bezeugen dagegen Gebälkfragmente aus Chersones mit Mutulusgröße von 32 cm x 24 cm und Tropfendurchmesser von 4 cm (S. 74). Ebenfalls aus Chersones stammen zwei Karyatidenköpfe spätklassisch-frühhellenistischer Zeit (S. 52; Taf. 156, 1.2). Frühe korinthische Architektur belegen insgesamt zehn Kapitelle, die von B. hellenistisch datiert werden (S. 77-84). Monumentalarchitektur der Kaiserzeit auch im ‚ärmlichen‘ nachgetischen Olbia belegen Figuralkapitelle (Taf. 16, 5.6), während Kompositkapitelle aus Pantikapaion (Taf. 168, 1.2) zeigen, dass ungeachtet aller lokalen Traditionen weiterhin mediterrane Entwicklungen wahrgenommen wurden. Zu nennen sind auch Figuralkassetten aus Chersones und Gorgippia (S. 96; Taf. 114), wobei letztere – aus Marmor – einem Gewölbe angehört, und womöglich eine dortige Bogenarchitektur anzeigt.

Wohlthuend kritisch steht B. dabei Zuweisungen von Bauteilen an vermeintlich etablierte, aber nicht aus Grabungen bekannte Bauten wie etwa dem von V. Blavatskij und I. Pičikjan prominent postulierten frühen Apollon-Tempel in Pantikapaion (S. 16) gegenüber. Dies gilt auch für mehrere, oft autoritativ

⁶ Zum Heiligtum des Achilleus auf der Insel Leuke und den Kontroversen um die dortige Sakralarchitektur s. zuletzt ausführlich: S. Ochotnikov, Achilleus auf der Insel Leuke, in: J. Hupe (Hg.), Der Achilleus-Kult im nördlichen Schwarzmeerraum vom Beginn der griechischen Kolonisation bis in die römische Kaiserzeit (Rahden/Westf. 2006) 49-87.

⁷ N. Sokol'skij, Tamanskij tolos i resிடencija Chiraliska (Moskau 1976).

⁸ Zu diesem auch in seiner Ausstattung bemerkenswerten Residenzkomplex hellenistischer Zeit s. ausführlich: Yu. Zaitsev, The Scythian Neapolis 2nd century BC to 3rd century AD: investigations into the Graeco-barbarian city on the northern Black Sea Coast (Oxford 2004).

verankerte Datierungen, denen B. argumentativ begründete Neudatierungen auch lange bekannter Bauteile und Bauten entgegenstellt. Ihre Beobachtungen und Folgerungen erlauben so eine Bewertung der Genese des – wenn auch nur ausschnittshaft bekannten – Baubestands einzelner Städte und eröffnen wichtige Einblicke in deren urbanistische Entwicklung.

Für die frühe Phase der Städte beispielsweise liegen zwischen Gründung und ersten Monumentalbauten zwei bis drei Generationen, d.h. erst nach 50-70 Jahren wurde monumentalisierte öffentliche Architektur errichtet. Im Fall von Olbia zeichnet sich so folgendes Bild ab. Noch in der archäologisch ermittelbaren Phase eher schlichter Wohnbebauung in Grubenhäusern (Semljanka/Polusemljanka) werden erste monumentalisierte Sakralbauten errichtet. Dabei geht nach Ausweis der Altarteile des dritten Viertels des 6. Jh. v. Chr. diese sakrale Monumentform Tempelbauten voran, zivile öffentliche Bauten werden noch nicht errichtet. Selbst die im späten 6. Jh. einsetzende monumentale Bautätigkeit konzentrierte sich zunächst in drei der zu dieser Zeit bereits zahlreichen Siedlungen: Berezan, Olbia und Pantikapaion. Dabei ist mit Tempeln und Altären das sakrale Ambiente Arena erster Monumentalisierungen. Zugleich sind aus Pantikapaion und Olbia mit Altarteilen und einer möglichen Votivsäule erste Architekturglieder aus importiertem Marmor erhalten. Anzeichen für unterschiedliche Ästhetiken der Stadtbilder sind bereits in klassischer Zeit ersichtlich. Wurde monumentale Architektur im Olbia klassischer Zeit vorwiegend in der dorischen Ordnung errichtet, fand im Bosporanischen Reich auch die ionische vielfach Verwendung. Dabei orientierte sich das wenige Ionische in Olbia an attischen Formen, dasjenige in Pantikapaion aber an kleinasiatischen. Der monumentalisierte öffentliche Raum der geographisch geradezu voneinander isoliert gelegenen Zentren war zu dieser Zeit offenbar verschieden akzentuiert. Dies muss im zeitgenössischen Erlebnis zu spannenden Semantiken urbaner Differenz geführt haben: Zum Wissen um einen Aufenthalt in einer anderen Stadt trat eine erfahrbar andere urbane Ästhetik. Aus hellenistischer Zeit sind Bauglieder aus mehr Städten als zuvor bekannt, ebenso bezeugen Häuser mit Peristylhöfen und kleinformatiger Zierarchitektur zeitgemäße Wohnformen und ein Bedürfnis nach repräsentativer Dekoration im Privaten (S. 110-114). Dabei sind Importe selten und offenbar ohne Einfluss auf die „lokale Architekturschule“ (S. 115). Ganz anders dagegen das Bild seit trajanischer Zeit, als die Region römischer Einflussbereich war: Die bis weit in das 3. Jh. zahlreichen Importe etwa aus prokonnesischem Marmor bezeugen eine Teilhabe an der kleinasiatischen Architekturkoiné und fanden auch lokale Nachahmungen. Doch lassen sich auch hier Unterschiede erkennen: wurde in Chersones überwiegend Ionisches importiert, war es in den bosporanischen Städten v.a. Korinthisches. Zahlreiche Stücke weisen zudem Reste ehemaliger

Farbgebung auf, so ein Antenkapitell mit dorischem Kymation und Mäander aus Olbia (Taf. 151, 5.6), ein ionisches Kapitell aus Pantikapaion und zahlreiche Architekturteile aus Chersones (Farbtaf. 1-4). Ein eigener Abschnitt zur Polychromie regionaler Architektur fehlt hingegen. So erhellen nur gelegentliche Bemerkungen zu Farbgebung und Farbsystemen diese wichtige Seite architektonischer Ästhetik.

Will man in Anbetracht der enormen Materialfülle und detaillierten Beobachtungen Defizite der Arbeit umreißen, so liegen diese weniger in der Frage richtiger oder falscher Detailüberlegungen, sondern im weiteren Sinne im methodischen Bereich. Dies betrifft zunächst die motivisch-stilistische Diskussion der Bauglieder, die häufig präzisere Unterscheidungen der Analyseebenen vermissen lässt, wie sie z.B. für kaiserzeitliche Baudekoration etabliert sind. Insbesondere die immer wieder entscheidend eingebrachte Kategorie des Stils ist unpräzise verwendet. So werden die insgesamt zehn hellenistisch datierten korinthischen Kapitelle nach B. stilistisch dieser Epoche zugewiesen (S. 77-84), tatsächlich finden aber eher formal-motivische Kriterien Anwendung. Ähnlich wirkt sich auch die manchmal unscharfe (durch die Übersetzung?), gelegentlich aber auch unorthodoxe Begriffsverwendung hinderlich auf das Verständnis aus, etwa in der Bezeichnung eines korinthischen Marmorkapitells (Taf. 164, 4) als dem ‚Typ der Kapitelle des vollen Schemas‘ entsprechend (S. 87).

Nur unzureichend problematisiert ist als wesentlicher chronologischer Aspekt das weitgehende Fehlen regionaler chronologischer Fixpunkte,⁹ das zum steten Rückgriff auf die Architektur griechischer und westkleinasiatischer, vereinzelt auch anderer Zentren zwingt. Datierungen werden also wesentlich über Bauglieder aus entfernten Regionen gewonnen, wobei formaler Aufbau und motivisch-stilistische Beobachtungen leitend sind. Doch sind die herangezogenen Vergleiche ihrerseits nicht immer fest datiert. Auch birgt ein derart erzwungener extern orientierter Referenzblick die Gefahr, lokale Entwicklungen, Laufzeiten oder Traditionsbildungen zu verunklären.

Trotz der von B. konstatierten Problematik einer geradlinigen Entwicklungstheorie (S. 100) erscheinen Ornamentformen bisweilen als geradezu autonome Kunstformen. Als signifikant bewertete formale Bezüge werden im Sinne von Einflüssen und Aneignungen verstanden, wobei als Referenz überwiegend eine attische oder ionische, bisweilen auch andere Architekturschule ange-

⁹ Ausnahmen sind z.B. aus dem Bosporanischen Reich das inschriftlich über die Regierungszeit Leukons (389/88-349/48) datierte Propylon in Nymphaion (S. 64 mit weiterf. Lit.) und eine unter Aspurgos 23 n. Chr. errichtete Halle (CIRB Nr. 39) sowie aus Olbia eine in der Regierungszeit des Tiberius errichtete Stoa (IOSPE I, 181) (S. 115).

führt wird (doch was heißt dies dann konkret?). Tatsächliche Mechanismen der Aneignung bzw. des Transfers von Ideen und Konzepten bleiben letztlich aber ungeklärt. Dies gilt nicht nur hinsichtlich der „konkreten Richtung stilistischer Übernahmen“, sondern beispielsweise auch für die für klassische Zeit als Strömung erkannte „Stilmischung, die in der wechselseitigen Durchdringung einer ganzen Reihe von Profilelementen und Dekorationsmotiven zum Ausdruck kommt“ (S. 101).

Problematisch ist es aber auch, die für klassische Zeit in Olbia und dem Bosporanischen Reich beobachteten Präferenzen für dorische und attisch-ionische bzw. kleinasiatisch-ionische Formen (s.o.) „möglicherweise [...] bis zu einem gewissen Grade durch die politischen Anlehnungen zu erklären, die in den Hauptrichtungen der Baupolitik dieser Zentren ihren Ausdruck fanden“ (S. 104). Das Postulat einer mittels Architektur vor lokalem Publikum artikulierten „Kulturpolitik der nordpontischen Zentren“ (S. 104) mittels Referenz zu Staaten in Griechenland wäre für diese Zeit erst plausibel zu machen und zu präzisieren. Äußerst fraglich ist auch, ob ein lokales tuskanisches Kapitell als „direkte Widerspiegelung der prorömischen Kulturpolitik der bosporanischen Könige“ gewertet werden kann (S. 115), zumal nach B. insgesamt „die Romanisierung als vorherrschende Stilrichtung keinen wesentlichen Einfluss auf die Entwicklung der Architekturordnung in der Region“ hatte (S. 115): wieso dann vorherrschend? und überhaupt: Romanisierung als Stilrichtung?

Zuletzt bleibt auch die ins Zentrum der Untersuchung gerückte nordpontische Schule antiker Architektur bestenfalls schemenhaft. Weder wird sie als Begriff (immer Singular!) oder erkenntnisleitendes Konzept definiert, noch werden Kriterien systematisch ergründet. So bleiben z.B. handwerkliche Eigenheiten, die auf lokale Traditionsbildungen weisen könnten, überwiegend auf Einzelbeobachtungen beschränkt. Insbesondere aber sprechen die von B. selbst für alle Epochen zahlreich beschriebenen Lokalphänomene und Unterschiede zwischen den Städten deutlich gegen eine solche tendenziell vereinheitlichende Sichtweise. Hierzu zählen beispielsweise die für klassische Zeit bereits genannten Präferenzen im Ionischen in Olbia und am Bosporus (S. 28-29), für hellenistische Zeit eine lokale Behandlung der dorischen Ordnung in Olbia (S. 107) und auch die identifizierte bosporanische dorische Bautradition (S. 71). Solche und viele weitere beobachtete Befunde suggerieren ein deutlich kleinteiligeres, auf lokale Horizonte intensivierter Bauaktivität bezogenes Bild. So erscheint die in der Einleitung als wichtiges Anliegen in ihrer Existenz zu prüfende nordpontische Schule im Laufe der Darlegung eher als Postulat denn als analytische Kategorie. Entsprechend irritiert B.s Fazit eines Nachweises einer

weiteren regionalen Architekturschule seit hellenistischer Zeit, die nun nachvollziehbar und unbestritten sei (S. 121).

Vor allem aber könnte das Postulat einer nordpontischen Schule einem kontra-produktiven Verständnis der Region als Kulturraum Vorschub leisten, in dem Olbia, Chersones und das Bosporanische Reich eben nicht als über Jahrhunderte räumlich getrennte Staaten und Mikrokosmen mit unterschiedlichen Entwicklungen und kulturellen Ausprägungen angesehen werden. Erst zum Schluss findet auch das regionale Ambiente einer antiken Kontaktregion als Kontext der Architektur kurz Berücksichtigung. Die dabei unproblematisiert verwendeten Topoi sind aber wenig geeignet, der komplexen Realität der Region Rechnung zu tragen und diese aus architektonischer Sicht zu konturieren. So ließe sich der Folgerung, die Ordnungen seien im nördlichen Schwarzmeergebiet nie Objekt der „Barbarisierung“ gewesen und Übernahmen aus dem barbarischem Milieu fremd, entgegen, aus welcher indigenen (dies dürfte mit barbarisch gemeint sein) Steinbautradition diese denn hätten stammen sollen.

Ungeachtet solcher Anmerkungen und Kritik bleibt die Arbeit aber eine ausdrücklich zu lobende Grundlagenarbeit und beeindruckende Erschließungsleistung. Mit ihr führt B. eine wichtige Materialgattung der griechischen Kultur dieser Region mit außergewöhnlicher Kenntnis und Materialdurchdringung der Diskussion zu. Sie wird eine internationale Rezeption der regionalen Architektur deutlich begünstigen. Unbedingt anregend, stellt sie die Architekturforschung zur Region in vielerlei Hinsicht auf eine neue Basis, auf der weiterführende Fragen überhaupt erst in Angriff genommen werden können, etwa nach der Bedeutung monumentaler Architektur im Rahmen kolonialer Erfahrung oder nach kontextuell unterschiedlichen semantischen Dimensionen von Architektur.

Dr. Patric-Alexander Kreuz
Institut für Archäologische Wissenschaften
Ruhr-Universität Bochum
Am Bergbaumuseum 31
D-44791 Bochum
E-Mail: Patric.Kreuz@rub.de

Volker Michael STROCKA, Die Gefangenenfassade an der Agora von Korinth. Ihr Ort in der römischen Kunstgeschichte. Eikoniká, Kunstwissenschaftliche Beiträge 2. Regensburg: Schnell und Steiner 2010, 154 S., 139 s/w-Abb., 3 Ausklapper

Die klassische Archäologie ist eine Disziplin durchwegs anwachsender Spezialisierung, kaum jemand ist mehr in der Lage, die ganze Breite des Faches zu überblicken. Zum einen bringt diese Entwicklung sehr detaillierte Ergebnisse mit sich, zum anderen birgt sie die Gefahr, antike Zivilisationen in einzelne Aspekte zu filetieren und kaum mehr „das Ganze“ zu sehen. Zu Recht wird auch bei der Bearbeitung von Monumenten eingefordert, möglichst alle Aspekte von Form, Dekoration und historisch-prosopographischem Hintergrund zu berücksichtigen. Volker Michael Strocka ist ausgewiesener Spezialist sowohl in der Bearbeitung von Architektur und Bauornamentik als auch in der Beschäftigung mit römischer Plastik. Umso mehr erwartet man mit Spannung die Resultate, die eine Aufarbeitung dieses lang diskutierten Monumentes aus Korinth mit seiner reichen Geschichte mit sich bringen.

Die Arbeit ist in folgende Abschnitte gegliedert: Bauteile, Architektur und die Skulpturen werden zunächst getrennt besprochen, es folgen Aspekte zur spätantiken Restaurierung und den urbanistischen Hintergründen. Die Rekonstruktion der Fassade, Stil und Ikonographie sowie politische Zusammenhänge und Wirkung schließen das Themenspektrum ab. Bemerkenswert ist das Kapitel „Gegenprobe“, in dem die gewonnenen Ergebnisse noch einmal kritisch hinterfragt werden, ehe mit Exkursen zu den der Gefangenenfassade benachbarten Bauten und Zusammenfassungen der Band beschlossen wird. Der Anhang besteht aus Literaturverzeichnis und Indizes zu antiken Quellen und Orten. Im Tafelteil sind die besprochenen Originale und Vergleichsbeispiele in guter Qualität abgebildet.

In der Forschung wurde die Fassade bisher unterschiedlich interpretiert und vor allem datiert, zumeist als ein Ensemble, das aus Architekturen und Skulpturen unterschiedlicher Epochen (augusteisch bzw. 2. Jh. n. Chr.) zusammengesetzt worden ist. Strocka will im Gegenteil beweisen, dass der Gefangenenfassade ein einheitlicher Entwurf aus neronischer Zeit zugrunde liegt.

Bereits bei der Besprechung der Bauornamentik (Kap. 1) wird deutlich, dass die Argumentation oft über „Absetzen und Ausschließen“ funktionieren muss, da für die Mitte des 1. Jhs. n. Chr. und die neronische Epoche nur wenige cha-

rakteristische und vor allem gut datierte Vergleichsbeispiele existieren, sowohl in der Skulptur als auch in der Architektur.

Die Säulenbasen entsprechen allgemein der griechisch kaiserzeitlichen Form, sind aber ohne Plinthe ausgeführt, eine Eigenheit, die sonst in augusteischer Zeit und in Italien auch nur *bis* in diese Epoche zu beobachten ist. Eines der bereits von Henner von Hesberg¹ besprochenen Kapitelle weist Strocka nicht mehr der Gefangenenfassade zu, die anderen werden mit diversen und nicht immer restlos gesicherten Vergleichen in Griechenland von frühkaiserzeitlichen und flavischen Formen abgesetzt und damit in das Jahrhundert-Drittel dazwischen gesetzt.

Das Fehlen der Korrespondenz zwischen Eierstab und Astragal im Gebälk wird als gewichtiges Argument gegen eine augusteische Zeitstellung angeführt. Auch der Palmettenfries hat stilistisch die engsten Parallelen in der Mitte des 1. Jhs. n. Chr. Der Zahnschnitt ist, konstatiert Strocka zurecht, für sich kaum bewertbar; die Theorie v. Hesbergs, dass der Zahnschnitt am Unterlager abgearbeitet sei, wird abgelehnt.

Rankendekor auf der Corona, wie an der Fassade in Korinth, ist in augusteischer Architektur nicht bekannt. Diese Syntax entspräche eher dem Bedürfnis „späterer Dekorationswut“, ohne dass daraus ein Argument für genau neronische Zeit gewonnen werden könnte.

Die Argumentation richtet also das Augenmerk darauf, die Elemente und den Dekor von augusteischen Formen und jenen des 2. Jhs. n. Chr. abzusetzen, jenen Epochen, die bisher als Entstehungszeitraum der verschiedenen Bauteile gegolten haben. Auch wenn nicht überall genaue Parallelen beigebracht werden können, überzeugt insbesondere die Zusammenführung aller Teile in *eine* Epoche. Unterschiede im Detail werden durch „verschiedene Hände“ besser verständlich als durch den bisher postulierten Abstand von fast eineinhalb Jahrhunderten.

Schon Richard Stillwell hat 1941 darauf hingewiesen, dass einige der Blöcke offenbar mit Klammern repariert worden sind (Kap. 2).² Diese Maßnahmen wurden zunächst als Neuaufrichtung in antoninischer Zeit verstanden. Die rohe und wenig sorgfältige Ausführung macht dies aber unwahrscheinlich: es wurden Ornamente abgemeißelt und Blöcke nur sehr grob zugerichtet, was

¹ H. v. Hesberg, Zur Datierung der Gefangenenfassade in Korinth. Eine wiederverwendete Architektur augusteischer Zeit, AM 98, 1983, 215-238.

² R. Stillwell, Architecture, Corinth I,2 (Cambridge 1941) 61-85.

eher an eine Reparatur nach den überlieferten Erdbeben des späteren 4. Jhs. n. Chr. denken lässt.

Auch bei den Skulpturen wendet sich Strocka gegen v. Hesbergs Vorschlag, unterschiedliche Phasen anzunehmen. Beide Basen wären gleichzeitig, die bisher angestellten Vergleiche einmal mit römischen, einmal mit östlichen Grabsteinen wären willkürlich. Die Differenzen werden erneut mit unterschiedlichen Händen erklärt, erstaunlich ist allgemein die geringe Qualität der Reliefs. In der Tat entsprechen einander aber die parataktische Aneinanderreihung und das Verhältnis der Figuren zum Hintergrund auf beiden Sockeln.

Auch hier können keine unmittelbaren Vergleiche für eine Datierung in die neronische Zeit genannt werden, lediglich die isolierte Standleiste wird als frühkaiserzeitlich beschrieben. Die vorhandene Augenbohrung in den Kassetten sei als Argument für das 2. Jh. n. Chr. nicht zwingend, da diese schon vereinzelt deutlich früher auftritt. Die Zeitstellung in das dritte Viertel des 1. Jhs. n. Chr. wird an den Reliefs damit besonders über die Konzeption und Anlage der Figuren diskutiert.

Für die namengebenden Pfeiler mit den Orientalenfiguren wurde bisher eine Datierung ins 2. Jh. n. Chr. vorgeschlagen. Richtig interpretiert wurde dabei immer schon die Orientalentracht, mit der die zwar nicht gefesselten, aber schicksalsergebenen Gefangenen bekleidet sind. Acht kleinere Fragmente von weiteren Statuen sind in diesem Band erstmals abgebildet.

Stilvergleiche werden zunächst mit claudisch-neronischen Skulpturen, dann als Gegenprobe mit antoninischen angestellt, das Augenmerk liegt besonders auf den Falten und Gewändern. Im Vergleich mit den Personifikationen vom Hadrianeum in Rom wird als Unterscheidung unter anderem angeführt, dass dort bereits Augenbohrung zu beobachten ist; dies ist als Argument zur Absetzung insofern überraschend, als dass es bei den Überlegungen zu den Sockeln als nicht zwingend genannt worden war. Als Gegenbeispiel antoninischer Zeit wird das ‚Parthermonument‘ in Ephesos genannt, dort fällt der geringere Formenreichtum und die geringere Qualität der Ausführung auf, oftmals werden Faltenmotive und Gewandpartien wiederholt.³

³ Inzwischen ist die umfassende Publikation zum Partherdenkmal erschienen: W. Oberleitner, *Das Partherdenkmal von Ephesos. Ein Siegesmonument für Lucius Verus und Marcus Aurelius* (Wien 2009); weiterhin lebhaft diskutiert bleiben Datierung und Deutung des Monumentes, vgl. die Rezensionen: K. Fittschen, *GGA* 261, 2009, 157-179 und A. Schmidt-Colinet, *RA* 51, 2011, 126-129.

An den Oberflächen, besonders dem Inkarnat, sind Raspelspuren zu beobachten, wie dies bei attischen Skulpturen des 1. und auch 2. Jhs. n. Chr. häufig vorkommt. Strocka überlegt vorsichtig, ob daher eine attische Werkstatt für die Herstellung der Korinther Figuren zu postulieren sei, wogegen auch Stil und Ausführung nicht sprechen.

Von besonderer Relevanz ist die städtebauliche Situation der Gefangenenfassade in der Chronologie der Basilika (Kap. 4). Die unklare Phasenabfolge gründet vor allem auf den geringen Überresten, im Wesentlichen sind nur mehr die Fundamente erhalten. Offensichtlich besteht aber ein Bezug in der Axialität von Basilika und Gefangenenfassade. Auch die Errichtung der Northwest Shops und die Umgestaltung der Propylaia können als eine gleichzeitige, großflächige Umgestaltung der Agora verstanden werden. Bauteile, die früher der Gefangenenfassade zugewiesen worden sind, versteht Strocka folgerichtig als Elemente der gleichzeitigen Basilika oder der Northwest Shops.

Die Rekonstruktion der Fassade durch Stillwell wird im Allgemeinen bestätigt, daneben aber kleine Korrekturen vorgeschlagen (Kap. 5): Das Mitteljoch muss verbreitert gewesen sein, womit auch das Fundament, das bei Stillwells Rekonstruktion „überbreit“ gewesen wäre, besser genützt ist. Auch die mittlere Türe muss entsprechend größer und höher als die seitlichen Durchgänge gewesen sein, wie das auch bei *scaenae frontes* üblich war.

Die Anordnung der Skulpturen kann korrigiert werden. Durch die Anlage der beiden erhaltenen Barbaren und ihrem jeweiligen Verhältnis zum Pfeiler und dem bekrönenden Kapitell müssen sie an symmetrisch unterschiedlichen Stellen gestanden haben. Daraus wird klar, dass die vier inneren Pfeiler mit Barbaren, die äußeren mit weiblichen Figuren geschmückt gewesen sind.

In einem eigenen Abschnitt werden nochmals Stil und Ikonographie des Monumentes diskutiert (Kap. 6). Vergleiche mit attischen, griechischen und kleinasiatischen Monumenten dienen dabei erneut zur Abgrenzung vom Augusteischen. Die Bauornamentik, vor allem die hell-dunkel-Kontraste, werden dabei aber nicht mit Bauteilen anderer Monumente verglichen, sondern mit jener Wirkung, die die Malerei des vierten Stils erzielen wollte. Auch Bauformen, etwa der zurückschwingende Architrav im Obergeschoss, werden mit Malerei, dann erst in weiterer Folge mit gebauter Architektur wie *scaenae frontes* verglichen, bei denen zurückschwingende Nischen die Bühnenwand teilweise in voller Höhe prägen. Sehr genau wurde hier zwischen den gesicherten und vermuteten Befunden in der Rekonstruktion der Fassade geschieden (S. 46 und Abb. 137).

Die Präsenz von Parthern oder Orientalen an der Fassade weist auf Triumph und Unterwerfung hin, also wohl auf einen Parthersieg, nach dem im Abschnitt zu den historischen Hintergründen gesucht wird (Kap. 7). In der nun schon auf das fortgeschrittene 1. Jh. n. Chr. eingeschränkten Zeitspanne steht hier besonders die von Nero inszenierte Krönung des armenischen Königs Tiridates im Blickfeld. Nach de facto militärischen Niederlagen konnte der armenische Fürst überzeugt werden, nach Rom zu reisen, um dort von Nero die Königswürde zu erlangen. Das 66 n. Chr. in Rom inszenierte Spektakel wurde nach Ausweis der Überlieferung als durchaus glaubhaft und triumphal rezipiert. Auf diesen „Parthertriumph“ und vor allem auf die Anwesenheit des Kaisers Nero 66/67 in Griechenland und Korinth bezieht Strocka die Fassade.

Die im letzten Abschnitt gebotene „Gegenprobe“ (Kap. 8) ist nun gar nicht mehr so überraschend, da ja schon bisher größtenteils im „Ausschlussverfahren“ Argumente für eine neronische Zeitstellung beigebracht werden mussten. Dennoch werden überzeugend noch einige weitere mögliche Einwände gegen die zur bisherigen Datierung führenden „Indizien“ erhoben. Besonders ein für die flavische Epoche überliefertes Erdbeben wurde bisher auffällig oft als *terminus post quem* genutzt. So wird auch der Tempel E nicht nach diesem Erdbeben sondern bereits in der frühen Kaiserzeit errichtet worden sein.⁴

Die Thematik „Parthersieg“ wurde in der römischen Antike nicht beliebig dargestellt und grundlos verwendet, historisch ist ein solcher nur mit Nero zu verbinden. Der Zeitstil an sich ist zwar nicht eng genug abgrenzbar, jedoch ist die Wahrscheinlichkeit eines solchen Aufwandes und des Einsatzes großer Ressourcen für umfassende Bautätigkeiten wie die Errichtung der Fassade und darüber hinaus wohl auch die Um- und Neubauten der Basilika und der Shops in den Jahren vor und nach Nero wenig wahrscheinlich, mit dem Besuch und dem Winteraufenthalt des Kaisers mit seinem Hofstaat hingegen am besten zu verstehen. Die dadurch postulierte kurze Bauzeit zwischen Ankündigung und Eintreffen des Kaisers ist sicher kein Gegenargument. Strocka führt zu Recht eine Reihe von Bauten an, die in nur wenigen Jahren errichtet worden sind, allen voran etwa das enorme Bauvolumen des Traiansforums in Rom.

In einem Exkurs werden weitere benachbarte Gebäude in die urbanistischen Überlegungen einbezogen. Die Bauphasen der (weitgehend verlorenen) Propylaia, die direkt an die Fassade grenzen, wurden bisher sehr divergierend gedeutet, immer wieder im Abgleich mit Münzbildern, die aber, wie Strocka

⁴ Strocka betont vor allem, dass die Kapitelle frühkaiserzeitlich seien (S. 71 Anm. 403); eine ausführliche Zusammenstellung der Literatur mit den unterschiedlichen Datierungen gibt er S. 38 Anm. 194.

richtig bemerkt, oft nicht architektonisch korrekte Abbildungen zeigen. Auch hier wurde angenommen, dass das Propylon nach dem Erdbeben von 77 n. Chr. errichtet worden und traianisch sei. Fragmente von Reliefs mit Parther-Thematik sowie die stilistische Nähe lassen Strocka vermuten, dass das Propylon gleichzeitig mit der Gefangenenfassade errichtet worden sein könnte. Auch die Datierung des „Great Bath“ an der Lechaion-Straße im 2. Jh. n. Chr. wird zurecht vor allem wegen der Bauornamentik bezweifelt. Der späte Ansatz ist gerade damit zu erklären, dass große Übereinstimmungen mit der Gefangenenfassade erkannt und entsprechend der bisher angenommenen Datierung auch das Bad in die Mitte des 2. Jhs. n. Chr. gesetzt worden ist. Beide Monumente scheinen also gleichzeitig zu sein, Strocka vermutet sogar, dass dieselbe „lokale Bauhütte“ tätig gewesen sei.⁵

Als Ergebnis wird angeführt, dass das alte Gedankenmodell, die Gefangenenfassade sei ursprünglich augusteisch, wäre dann zerlegt und anderswo wieder aufgestellt worden, nicht haltbar ist. Es lassen sich im Gegenteil einige Widersprüche leichter auflösen, wenn von einer einheitlichen Bauzeit im dritten Viertel des 1. Jhs. n. Chr. ausgegangen wird. Die Reparaturen gehen auf Arbeiten nach Erdbebenschäden im 4. Jh. n. Chr. zurück.

Die Skulpturen stehen in westlicher Tradition, Strocka spricht von einer „Werkstatt-Koine der Lieferanten offizieller Statuen-Ensembles“ (S. 81). Gemeint ist der virtuose, malerische Stil, der vergleichbar in Skulpturengruppen in Italien, Spanien und Libyen in claudisch-neronischer Zeit zu beobachten ist, während man in Kleinasien (etwa Aphrodisias) eigenen Traditionen folgt. Athen könnte hier eher der westlichen Koine zugerechnet werden, geringe Indizien wie die Behandlung der Oberflächen sprechen ja für die Herstellung der Skulpturen in Athen.

Die Bauornamentik ist verwandt mit jener in Sparta, eine vermutete „peloponnesische Bauhütte“ könnte in Korinth selbst beheimatet gewesen sein und unterscheidet sich jedenfalls von Kleinasien oder Rom. Einschränkend ist hier

⁵ Zur Schwierigkeit der Beurteilung von Bauhütten, insbesondere da in der bisherigen Forschung kaum der Versuch gemacht wurde, Größe und Struktur solcher Betriebe zu diskutieren, vgl. G.A. Plattner, Transfer von Architekturkonzepten und Ornamentformen zwischen Kleinasien und Rom in der Kaiserzeit, *RömHistMitt* 46, 2004, 17-35; G.A. Plattner, Zum Baubetrieb Kleinasien in der römischen Kaiserzeit, in: M. Bachmann (Hrsg.), *Bautechnik im antiken und vorantiken Kleinasien*, Byzas 9 (Istanbul 2009) 393-407; W.-D. Heilmeyer, Die augusteische Architektur – Klassik und Politik, in: R. Aßkamp/T. Esch (Hrsg.), *IMPERIUM – Varus und seine Zeit. Beiträge zum internationalen Kolloquium des LWL-Römermuseums am 28. und 29. April 2008 in Münster* (Münster 2010) 197-210; richtig ist sicherlich die Beobachtung übereinstimmender Formen und direkten Mustertransfers, die in gleicher Weise eine zeitliche Nähe der genannten Gebäude wahrscheinlich machen.

anzuführen, dass auch in Kleinasien kaum gut datierte Vergleiche in neronischer Zeit beizubringen sind und sich in gleicher Weise, im Gegensatz zu augusteischen und flavischen Formen, für das mittlere 1. Jh. n. Chr. kaum klar absetzbare Tendenzen formulieren lassen.⁶

Ein großes Bauensemble wäre nach dieser Annahme nunmehr gleichzeitig entstanden: der Neubau der Basilika wurde um die Gefangenenfassade erweitert, dazu wurden die Northwestern Shops errichtet und die Propylaia umgestaltet, eine Pflasterung gelegt und das „Great Bath“ umfassend umgestaltet. Angeregt wären all diese Bautätigkeiten durch die Ankündigung und tatsächliche Präsenz des Nero mit seinem Hofstaat in Korinth 66/67 n. Chr. worden. Eine Bestätigung dafür stellt die Parther-Ikonographie dar, die sich auf die inszenierte Krönung des armenischen Königs bezieht.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Erklärungen und insbesondere die Auflösung einiger Widersprüche in den bisher geltenden Datierungen überzeugend sind. Es bleibt eine gewisse Unsicherheit vor allem dahingehend, dass viele der Argumente als „Ausschlussverfahren“ beigebracht werden mussten. Den konkretesten Hinweis auf die Zeitstellung liefert dabei die Bauornamentik; allerdings scheint auch hier, unter anderem in der Zuweisung einzelner Bauteile zur Gefangenenfassade oder den benachbarten Gebäuden, noch nicht die letzte Klarheit erreicht.

Eines der wesentlichen Ergebnisse in diesem Band ist erneut die Feststellung, dass sich bei weitem nicht alle Epochen eindeutig fassen oder chronologisch mit einem markanten Namen verbinden lassen. Umbruchszeiten und Innovationsschübe, wie sie in augusteischer und flavischer Zeit an vielen Orten im Mittelmeerraum nachzuvollziehen sind, müssen als Ausnahme gelten⁷. Entwicklungen zwischen solchen Angelpunkten sind nur selten klar auf einen engen Zeitraum einzugrenzen.

So gesehen erhält die historische Argumentation Strockas, in die die hier gezeigte Ikonographie verständlich eingeordnet werden kann, umso mehr Gewicht. Letztlich ist es eher die Wahrscheinlichkeit, Aufwand, Thema und Anreiz zum Errichten des Monumentes mit der Person des Nero zu verknüpfen,

⁶ Die wenigen Ausnahmen nennt Strocka selbst als Vergleiche, etwa die Capito-Thermen und das von Köster überzeugend in neronische Zeit datierte erste Bühnenhaus des Theaters in Milet: R. Köster, *Die Bauornamentik von Milet*, Milet VII 1 (Berlin 2004) 33-56.

⁷ Vgl. die Studie des Autors zu Mechanismen und Hintergründen weitgreifender Stilentwicklungen und Stiländerungen: V.M. Strocka, *Der ‚flavische Stil‘ in der römischen Kunst – Einbildung oder Realität?*, in: N. Kramer/Ch. Reitz (Hrsg.), *Tradition und Erneuerung. Mediale Strategien in der Zeit der Flavier* (Berlin 2010) 95-132.

als dass Stil und Ikonographie wirklich in die 60er Jahre festgemacht werden können. Somit ist vielleicht kein „fest datiertes“ Monument aus neronischer Zeit wiedergewonnen, aber jedenfalls ein wichtiger Anker, an dem sich künftige Forschungen orientieren werden.

Mag. Dr. Georg Plattner
Kustos, Antikensammlung – Ephesos-Museum
Kunsthistorisches Museum
Burgring 5
A-1010 Wien
E-Mail: georg.plattner@khm.at

Volker KÄSTNER (Hg.). Etrusker in Berlin. Etruskische Kunst in der Berliner Antikensammlung. Eine Einführung. Regensburg: Schnell und Steiner Verlag, Regensburg 2010, 152 S., 8 s/w- und 132 Farbbabb.

Das vorliegende Buch ist zur Neueröffnung der etruskischen Abteilung des Alten Museums erschienen, mit der zum ersten Mal seit dem Zweiten Weltkrieg dieser bedeutende Teil der Berliner Sammlungen in einem repräsentativen Ausschnitt der Öffentlichkeit dauerhaft zugänglich gemacht ist. Das Buch ist jedoch kein Katalog oder Museumsführer, sondern ein Versuch, dem Besucher die etruskische Kultur in ihren unterschiedlichen Facetten vorzustellen, wobei diese allerdings überwiegend an den in Berlin gezeigten Stücken erläutert werden. Anders als das von seinem Anliegen her grob vergleichbare, von Ellen Macnamara verfasste Begleitheft zur etruskischen Sammlung des British Museum¹ vereint das hier zu besprechende Werk Beiträge einer ganzen Reihe von Autorinnen und Autoren. Zudem ist die Darstellung nicht chronologisch angelegt, sondern jeder Beitrag thematisiert ein eigenes abgeschlossenes Sachgebiet oder eine Denkmälergattung.

Volker Kästner, der auch als Herausgeber fungiert, hat gleich drei Essays beige-steuert, in denen er Grundzüge der etruskischen Geschichte aufzeigt (S. 9ff.), die etruskische Architektur charakterisiert (S. 29ff.) und dem etruskischen Einfluss auf Campanien nachspürt (S. 109ff.). Letzterer wird sehr anschaulich an bestimmten Materialgattungen wie der figürlich dekorierten Keramik und den Dekorationselementen der Tondächer beschrieben, dabei auch das Zusammengehen mit (groß-)griechischen Elementen analysiert. Terrakottaschmuck spielt im Kapitel über die Baukunst eine ebenso große Rolle, im Zusammenhang insbesondere mit der etruskischen Sakralarchitektur. Für die Stadtplanung wird hauptsächlich auf das regelmäßige, orthogonale Organisationsprinzip abgehoben, wie es sich etwa in Marzabotto nachweisen lässt (S. 29). Dadurch mag vielleicht ein falscher Eindruck von etruskischer Urbanistik entstehen, bildet doch Marzabotto innerhalb der bekannten etruskischen Siedlungen durchaus eine Ausnahme. In der Darstellung der Grundzüge etruskischer Geschichte fällt der auch in anderen Beiträgen durchgehaltene Verzicht auf Angabe von Belegstellen antiker Autoren auf. Umfangreich ist die historische Überlieferung ja leider ohnehin nicht. Archäologische und epigraphische Quellen bilden daher eine wichtige Ergänzung, doch erscheint deren Auslegung, die hauptsächlich Deutungsmustern italienischer Etruskologen wie Mario Torelli folgt, argumentativ notwendigerweise arg verkürzt und ist daher hinsichtlich der sachlichen Grundlagen für den Leser zuweilen schwer nach-

¹ British Museum. The Etruscans (London 1990).

vollziehbar. Dies gilt etwa für die in Analogie zu Entwicklungen in Rom postulierte Herausbildung einer patrizisch-plebejischen *nobilitas* und die Integration der führenden Familien nachgeordneter ländlicher Siedlungen in die urbanen Eliten (S. 19f.).

Einen Abriss der Topographie Etruriens, sowohl die Bodengestalt wie die Siedlungsstruktur berücksichtigend, gibt der Beitrag von Martin Maischberger (S. 23ff.). Dies ist, wie Maischberger zu Recht betont, ein durch die frühen Grabungen stark vernachlässigter Aspekt, die sich auf der Suche nach spektakulären Funden die Nekropolen zum Ziel nahmen. Erst die Archäologie der jüngeren Zeit hat versucht, dieses Defizit zu kompensieren. Dennoch gelingt es Maischberger hier und dort recht gut, den Bogen von den auch in den Berliner Sammlungen überwiegenden Objekten aus Grabkontexten zur historischen Topographie zu schlagen, so vom Sarkophag des Arnth Churcles aus Norchia zur Siedlungsstruktur im Hinterland von Tarquinia (S. 27).

Inhaltlich eng miteinander verzahnt sind die Beiträge von Soï Agelidis zu etruskischen Vorstellungen von Tod und Jenseits (S. 41ff.) bzw. von Mathias Hofter über etruskische Grabplastik (S. 59ff.). Dadurch ergeben sich Überschneidungen hinsichtlich der behandelten Monumente. Deren Deutungen stehen sogar zuweilen im Widerspruch zueinander: Während Hofter (wohl zu Recht) zweifelt, ob alle Reliefdarstellungen von spätarchaischen Chiusiner Grabmonumenten auf Zeremonien im Rahmen von Leichenfeiern bezogen werden können (S. 61), scheint das für Agelidis ganz fraglos zu sein (S. 47). Sie favorisiert sepulkral-eschatologische Interpretationen auch für die thematisch vielfältigen Bilder der späteren, hellenistischen Grabmonumente (z.B. S. 52), obwohl ein Teil der von den Urnen her bekannten Sujets in der Terrakottadekoration öffentlicher Bauten nachweisbar ist. Insgesamt zeichnet sich Hofters Beitrag durch präzisere Argumentation aus, ohne deswegen an Verständlichkeit einzubüßen. Ein Beispiel liefert die kurze Charakterisierung der Darstellung Verstorbener auf Sarkophagen und Urnen in ihrem Verhältnis zu öffentlichen Ehrenbildnissen (S. 65).

Einem seiner Forschungsschwerpunkte, etruskisch-italische Votivplastiken aus Ton, widmet sich Hofter in einem anderen Kapitel (S. 69ff.). Dabei führt er in knapper Form das Formen- und Typenspektrum der Terrakottaskulpturen vor, von Köpfen und Wiedergaben einzelner Körperteile (sog. anatomische Votive) bis hin zu Darstellungen des ganzen menschlichen Körpers sowie Götterbildern und Weihreliefs. Zugleich erfährt man einiges über das technische Procedere der Herstellung, aber auch über die soziale Verortung der

Skulpturen in den Kreisen freier Bauern und über ihre Verbreitung im Zuge der römischen Kolonisation in Mittelitalien.

Das Kapitel über die etruskische Keramik (S. 77ff.), verfasst von Ursula Kästner, gibt einen guten Überblick über die verschiedenen Dekorationssysteme in ihrer zeitlichen Abfolge und ebenso in ihrer Relevanz für kulturelle Verbindungen in verschiedene Regionen Griechenlands. Weit weniger ist über bevorzugte Gefäßformen (und den Gebrauch der Gefäße) gesagt. Ein Hinweis auf den Zusammenhang zwischen der Vasenmalerei und der malerischen Dekoration archaischer Gräber wäre zur allgemeinen Orientierung nützlich gewesen, obgleich natürlich die Grabmalerei unter den in Berlin präsentierten Objekten nicht vertreten ist.

In Norbert Frankens Darstellung des etruskisch-italischen Bronzehandwerks (S. 89ff.) liegt der Schwerpunkt bei Geräten (Spiegel, Cisten usw.) und Statuetten, während die Gefäße nur kurz angesprochen werden. Das überrascht insofern, als Bronzekannen, -kratere und -kessel (bzw. Teile von solchen) durchaus zahlreicher in der Berliner Sammlung vertreten sind, und zwar sowohl in aus Italien wie auch aus Deutschland stammenden Exemplaren, so dass sich an ihnen gut die transalpinen Kulturbeziehungen hätten illustrieren lassen (vgl. S. 90). Freilich sind die abgebildeten Statuetten und figürlicher Geräteschmuck eher geeignet, wenigstens eine schwache Vorstellung von der in römischen Schriftquellen gerühmten, aber fast völlig verlorenen etruskischen Bronzebildnerei zu vermitteln.

Agnes Schwarzmaier gibt mit ihrem Beitrag zur Goldschmiedekunst der Etrusker (S. 99ff.) einen guten und auch dem Nichtfachmann verständlichen Einstieg in bestimmte, z.T. hoch spezialisierte technische Verfahren wie etwa die Granulation. Forschungsgeschichtlich und auch mit Blick auf die Qualität von Einzelstücken womöglich noch bedeutender als der Goldschmuck sind allerdings die etruskischen Gemmen in Berlin, von denen nicht wenige aus der Sammlung Stosch stammen. Trotz der Kürze ihrer Besprechung werden doch die Eigenheiten der etruskischen Glyptik recht gut deutlich.

Vergleichsweise detailliert sind die Ausführungen von Sylvia Brehme und Gerhard Meiser zu Sprache und Schrift der Etrusker und ihrer Nachbarn ausgefallen (S. 115ff.). Nach den notwendigen einführenden Bemerkungen zur Methodik der etruskischen Sprachforschung folgt eine ganze Reihe von Textbeispielen. Schließlich ist sogar der gesamte Text der sog. Tontafel von Capua in Umschrift abgedruckt. Mag diese Ausführlichkeit zunächst erstaunen, so rechtfertigt sie sich doch, wenn man bedenkt, dass der auf jenem Objekt auf-

gezeichnete Ritualkalender des 5. Jhs. v. Chr. zu der Handvoll längerer etruskischer Texte gehört, die wir besitzen, und damit das historisch möglicherweise bedeutendste Dokument der etruskischen Kultur in Berlin ist.

Am Ende des Bandes steht ein Beitrag von Astrid Fendt (S. 129ff.) über die Wiederentdeckung und Erforschung der Etrusker von der Renaissance bis zum 20. Jahrhundert. Wertvoll sind hier vor allem die Informationen zur Genese der Berliner Sammlung sowie des „Gerhard’schen Apparats“, einem Corpus von Zeichnungen nach antiken, zu einem guten Teil etruskischen Monumenten, das die Grundlage für zahlreiche, bis heute fundamentale Untersuchungen etwa zur etruskischen Ikonographie bildete.

Trotz der hier und dort formulierten Kritikpunkte erfüllt das Buch durchaus seinen eingangs erwähnten Zweck. Auf Grund der Mehrzahl der Autoren waren inhaltliche Doppelungen und stilistische Heterogenität natürlich nicht ganz zu vermeiden. Dies fällt allerdings bei der Lektüre nicht in irgendeiner Weise unangenehm auf. Die durchweg qualitätvollen Abbildungen machen das Buch zudem auch für den Spezialisten interessant.

Dirk Steuernagel
Universität Regensburg
Institut für Klassische Archäologie
Universitätsstr. 31
D-93053 Regensburg
E-Mail: Dirk.Steuernagel@psk.uni-regensburg.de

Patrick SCHOLLMAYER, Einführung in die antike Ikonographie. Reihe Einführung Archäologie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2012, 144 S., 30 s/w-Abb.

Handbücher für Studienanfänger können in der deutschsprachigen Klassischen Archäologie auf keine lange Tradition zurückblicken. Über Jahrzehnte galt an vielen Instituten die didaktische Grundeinstellung, dass Studierende die Grundlagen der Disziplin durch die unmittelbare Beschäftigung mit Denkmälern und Fachliteratur in einem gleichsam osmotischen Prozess allmählich aufzunehmen hätten. Dynamische Veränderungen sowohl der Studienwirklichkeit als auch der Wissensbereiche, die als konstitutiv für das Fach angesehen wurden, nährten spätestens seit den 1990er Jahren ein wachsendes Unbehagen gegenüber dieser Haltung; um die Jahrhundertwende artikuliert sich dieses schließlich in einer ganzen Reihe propädeutischer Kompendien für angehende klassische Archäologen.¹ Im Abstand eines Jahrzehnts finden diese z.T. einschlägig gewordenen Handbücher weiterhin Verwendung, der Ausstoß an neuer Einführungsliteratur hat aber nicht nachgelassen; vielmehr ist eine Ausdifferenzierung nach Sachthemen zu beobachten, die an das gegenwärtige Bestreben vieler englischsprachiger Wissenschaftsverlage erinnert, einer Vielzahl historischer Phänomene spezifische ‚companions‘ angedeihen zu lassen.²

¹ U. Sinn, Einführung in die Klassische Archäologie (München 2000); J. Bergemann, Orientierung Archäologie – was sie kann, was sie will (Reinbek 2000); A.H. Borbein/T. Hölscher/P. Zanker (Hg.), Klassische Archäologie. Eine Einführung (Berlin 2000); T. Hölscher, Klassische Archäologie. Grundwissen (Stuttgart 2002), alle vier besprochen bei W. Raeck, Anleitungen zum Spagat. Neue Einführungen in die Klassische Archäologie, Klio 86, 2004, 268-274. Hinzuzufügen sind: P. Bahn/M. Beard/J. Henderson, Wege in die Antike. Kleine Einführung in die Archäologie und die Altertumswissenschaft (dt. Stuttgart/Weimar 1999); F. Lang, Klassische Archäologie. Eine Einführung in Methode, Theorie und Praxis (Tübingen 2002); dezidiert an studentische Benutzer richtet sich auch: K. Hitzl, Bibliographie zur archäologischen Denkmälerkunde (St. Katharinen 1999). Im gleichen Zeitraum erschien ferner T. Fischer (Hg.), Die römischen Provinzen. Eine Einführung in ihre Archäologie (Stuttgart 2001).

² *Exempli gratia*: B. Bäbler, Archäologie und Chronologie: eine Einführung (Darmstadt 2004); P. Schollmeyer, Römische Plastik: eine Einführung (Darmstadt 2005); W. Wohlmayr, Römische Kunst: ein Handbuch (Mainz 2011); vgl. ferner einige Bände der bereits seit 1995 erscheinenden Reihe C.H. Beck Wissen. Von diesen decken T. Hölscher, Die griechische Kunst und P. Zanker, Die römische Kunst (beide München 2007) ein ähnliches Themenfeld ab wie der hier besprochene Band. Zur anhaltenden Flut der (meist als Sammelbände angelegten) *companions* in der angelsächsischen Altertumswissenschaft s. BMCR 2011.07.13 (D.M. Johnson); 2009.11.32 (A. Ramírez de Verger); 2007.09.41 (A. Syson).

In diese Entwicklung fügt sich auch Patrick Schollmeyers Einführung in die antike Ikonographie, die den ambitionierten Versuch unternimmt, ein Gebiet zu erschließen, das nicht nur hinsichtlich der untersuchten Denkmäler und Quellen, sondern auch in seiner methodologischen Bandbreite heterogen und für den Studienanfänger fraglos unübersichtlich ist. Auf nur 120 Textseiten mit 30 Abbildungen handelt Schollmeyer (im Folgenden: S.) dieses komplexe Themenfeld ab, und wenn er ihm nur partiell gerecht wird, ist dies nicht zuletzt der Beschränkung in Umfang und Ausstattung geschuldet.

Ein Einleitungskapitel (9-18) definiert den Gegenstand, klärt zentrale Begriffe und führt mit zwei Fallbeispielen in die Thematik ein. Ikonographie wird als „sachliche Beschreibung und Deutung von Bildern“ begriffen; als Bilder wiederum faßt S. „alle [...] zwei- und dreidimensionalen Artefakte figürlicher Thematik“ auf, denen auch „lebende Bilder“ performativer Natur zuzuschlagen seien (9). Das antike Griechenland und Rom wurden schon im Vorwort als „die beiden wichtigsten Referenzkulturen der westlichen Wertewelt“ (7) eingeführt, eine weitere Erläuterung der zeitlichen und gattungsmäßigen Grenzen der Darstellung bleibt allerdings aus. Diese erweisen sich bei der weiteren Lektüre als durchaus weit gesteckt: Die besprochenen Denkmäler decken so disparate Sujets wie Mythenbilder, Herrscherporträts und Architekturdarstellungen ab und reichen von Münzen über Vasen- und Wandmalerei sowie Mosaik bis hin zu Terrakotten, Skulpturen, Bauschmuck und schließlich Triumph- und Audienzauftritten römischer Kaiser. Sie betreffen vornehmlich die eisenzeitlichen Epochen Griechenlands sowie das Römische Reich der späten Republik und Kaiserzeit, stellenweise wird aber auch auf Phänomene der ägäischen Bronzezeit sowie der christlichen Spätantike eingegangen.

S. umreißt die antike Bildwelt in vier übergreifenden Kapiteln zu „Themen“, „Funktionen“, „Bilddetails“ und „Kontexten“ antiker Bilderwelten. Ein epiloghaftes Schlusskapitel widmet sich kurz der Frage nach ihrem Entstehungsprozess im „Spannungsfeld zwischen Auftraggebern, Künstlern und Publikum“. Im Verbund mit klug eingesetzten Marginalien erleichtert diese Struktur die rasche Auffindbarkeit spezifischer Einzelaspekte, insbesondere im Themenkapitel, dessen Unterabschnitt „Der Mensch und seine Rollen“ allein ein gutes Viertel des Buches einnimmt (40-72). Zugleich sind die Schwächen dieser Gliederung nicht zu übersehen: Vielfach werden Redundanzen in Kauf genommen, die bei einem auf dichte Informationsvermittlung angelegten Handbuch, das ja ohnehin viele schmerzliche Abstriche machen muss, zu vermeiden gewesen wären. Mit zahlreichen Wiederholungen wird etwa das antike Herrscherporträt von Alexander dem Großen bis zu den römischen Kaisern jeweils als Thema („Herrscher“), Funktion („Repräsentation“) und Bilddetail

(„Frisuren“) besprochen (51-54. 76f. 97f.). Das Kapitel über „Bilddetails“ lässt schon im schwammigen Titel konzeptionelle Schwächen erahnen und erweist sich in seiner inhaltlichen Heterogenität als bildwissenschaftliche Resterampe: Neben antiquarischen Aspekten (Kleidung, Frisuren, Attribute, Waffen, Pferd und Wagen, Möbel) sind hier Phänomene untergebracht, die sich vor allem dadurch zusammenschließen, dass sie sich S.' nach Sachthemen geordnetem Zugriff entziehen. Dazu gehören Ausführungen zur Darstellung von Altersstufen, Mimik und Gestik sowie die Abschnitte „Körperbilder“ (einschließlich einer kurzen Besprechung 'idealer' Nacktheit), „Kompositorische Gestaltungsmittel“ (ein Abschnitt, in dem man Ausführungen zu Ponderation und Kontrapost nicht unbedingt vermutet hätte) und „Formen des Erzählens“. Ein eigenes Kapitel über die Gestaltung von Raum und Zeit – die sich in der griechischen Kunst nicht zuletzt am menschlichen Körper abarbeitet – hätte hier nicht nur inhaltliche Kohärenz, sondern auch eine Sensibilisierung der studentischen Leser für einen Themenbereich geschaffen, der hier unter anderen „Bilddetails“ zersplittert und marginalisiert wird.

Der Fließtext verzichtet auf Anmerkungen und liefert anstelle von Nachweisen eine Bibliographie, die der Gliederung in Kapitel und Unterabschnitte folgt und sich weitgehend auf deutsch- und englischsprachige Titel beschränkt (128-139). Dass mancher stellenweise eine andere Auswahl getroffen hätte, ist angesichts des weiten inhaltlichen Spektrums zu erwarten. Überraschend ist allerdings das Fehlen von Arbeiten, auf deren Thesen im Text rekurriert wird.³ Ein Register (140-144), durchaus keine Selbstverständlichkeit in einer knapp gehaltenen Einführung, rundet das Buch ab.

Sprachlich gibt sich der Text unaufgeregt und klar. Die meisten der sparsam verwendeten Fachbegriffe werden erläutert, Griechisches wird ausschließlich in Umschrift wiedergegeben. Zuweilen gerät die Syntax unter dem Druck der Verknappung sehr dicht: „Im Zusammenhang mit am Grab aufgeführten Leichenreden oder entsprechenden Hymnen könnte diese spezifische Form des exemplarischen Sprechens über zu rühmende Lebensentwürfe beziehungsweise zu erwartende Jenseitshoffnungen nochmals in besonders nachdrücklicher Weise nachhaltig thematisiert worden sein“ (24). Auf den fehlenden Raum für Differenzierungen dürfte auch manche pauschale Aussage über ‚die‘

³ Die Ausführungen zum Trajansbogen von Benevent (82f.) stützen sich auf die klassische Studie Klaus Fittschens (Das Bildprogramm des Trajansbogens zu Benevent, AA 1972, 742-788); die Bemerkungen zur Eigenart hoch- versus spätklassischer Götterbilder (106) gehen zurück auf G. Rodenwaldt, *ΘΕΟΙ ΠΕΙΑ ΖΩΝΤΕΣ*. AbhBerlin 1943 Nr. 13. L. Giuliani, Tragik, Trauer und Trost. Bildervasen für eine apulische Totenfeier (Berlin 1995) wird zwar aufgeführt (134), aber nicht zu dem Abschnitt, in dem apulische Grabvasen als visuelle Begleitung zu Leichenreden gedeutet werden (120f.).

Griechen bzw. Römer oder ‚die antiken Menschen‘ überhaupt zurückzuführen sein. In der Gesamtschau aber wird der Text seinem Anspruch gerecht, den nahezu voraussetzungslosen Leser verständlich in den Gegenstand einzuführen. Dazu gehört auch, dass stellenweise die kulturgeschichtlichen Ausführungen zu einzelnen Bildthemen die eigentlichen Denkmäler in den Hintergrund treten lassen; in der Tat werden dem Studienanfänger Darstellungen aus dem Bereich des römischen Spielewesens (48f.) oder das Themenfeld „Pferd und Wagen“ (101f.) erst vor dem Hintergrund ihrer zeitspezifischen gesellschaftlichen Bedeutung nahezubringen sein.

Was leistet diese Einführung? Es ist S. offenkundig ein Anliegen, den Leser über eine rein antiquarisch-philologische Ikonographie hinaus- und an ein Verständnis antiker Bilder in ihrem gesellschaftlichen Kontext heranzuführen. Natürlich dürfen Ausführungen zu den wichtigsten Göttern des griechisch-römischen Pantheons und ihren Attributen (25-30) ebenso wenig fehlen wie Bemerkungen zum griechischen Bürgerbild (43-45) oder zu den Standes- und Amtsabzeichen, die für die römische Kultur so charakteristisch sind (46. 95f. 100). In knapper Zusammenfassung finden sich hier hilfreiche Ausführungen für die Bestimmung jener Bildinhalte, die im klassischen Modell Erwin Panofskys als ‚Bedeutungssinn‘ einer Darstellung zusammengefaßt werden.⁴ Der wesentliche Impetus des Buches ist jedoch im eigentlichen Sinne ikonologischer Art: S. will die übergeordneten Vorstellungen und Ideologien herausstellen, die hinter der Bildwelt wirksam sind. Dabei geben vor allem gruppenspezifische Rollenmuster und gesellschaftliche Verhaltensideale immer wieder den Fluchtpunkt ab, auf den die Lektüre der Bilder ausgerichtet wird.⁵ Programmatisch ist in dieser Hinsicht der gelungene Abschnitt über „Mythos versus Lebenswelt“, der das Themenkapitel einleitet (19-25). Konsequenter werden im weiteren Verlauf antike Götterikonographien als „Spiegelbilder idealer gesellschaftlicher Rollenprojektionen“ (25) ausgemacht, archaische Kouroi als

⁴ E. Panofsky, Zum Problem der Beschreibung und Inhaltsdeutung von Werken der bildenden Kunst, in: Deutschsprachige Aufsätze II (Berlin 1998) [Erstveröff. in: Logos 21, 1932, 103-119], 1064-1077, bes. 1066.

⁵ Eine nicht weiter begründete Ausnahme stellt die Besprechung von Bildern aus dem Umfeld des Grabes dar. Hier werden die ‚Glückswelten‘ von dionysischem und marinem Thiasos sowie Erosen durchgehend mit eschatologischen Inhalten bzw. Jenseitshoffnungen in Verbindung gebracht (34f. 65. 79). Dass man für diese Ikonographien auch durchaus diesseitige Bezugsebenen (Glückserfahrungen des Lebens usw.) namhaft gemacht hat – nicht zuletzt in der von S. angeführten Literatur (D. Graepler; P. Zanker) –, wird dabei freilich übergangen. Auch die Aussage, dass „die Dekormuster der in Grabzusammenhängen gefundenen Keramik einen engen Bezug zu Sterblichkeit und Totenkult gehabt zu haben“ scheinen (121), dürfte sich nur für einschlägige Denkmälergruppen (weißgrundige Lekythen, apulische Grabvasen), nicht aber für das Gros korinthischer und attischer Keramik aus griechischen und italischen Gräbern aufrecht erhalten lassen.

Ausdruck aristokratischer *Kalokagathia* begriffen (40f.) und der Reliefschmuck am Trajansbogen von Benevent als schlagwortartige Verdichtung des „politische[n] Wertesystem[s] der römischen Gesellschaft“ beschrieben (83). In der beharrlichen Anwendung dieses Deutungsschlüssels scheut S. sich nicht, seine Darstellung auch auf durchaus pointierte Positionen zu gründen, etwa wenn Mythenbilder im Kontext des römischen Hauses in der Nachfolge Susanne Muths vornehmlich als Spiegel geschlechtlicher Rollenklischees gelesen werden (auch dies ein oft wiederholter Punkt: 23. 78. 118).

Wenigem wird man hier grundsätzlich widersprechen wollen, und stärkere Nuancierungen, wie sie sich der Rez. etwa für den Metopenschmuck des Parthenon (110: Iliupersis und Amazonomachie als „Metaphern der Siege über die Perser“, Giganto- und Kentauiromachie als deren „Steigerung im Sinn eines rühmenden Vergleichs“) wünschen würde, sind in einem auf Knappheit angelegten Handbuch nicht immer unterzubringen. Ärgerlich hingegen sind – zumal in einem Buch, das sich an Studienanfänger richtet – einige sachliche Fehler und Ungenauigkeiten.⁶ Aufs Ganze gesehen aber gelingt S. hier eine metho-

⁶ Die Beischrift ΠΑΔΙΑ oder ΠΑΦΙΑ findet sich auf der Lekanis Abb. 1 im Bildgrund links (bzw. vor) der Sitzenden mit Alabastron (16). – Die in einem attisch-delphischen Gemeinschaftskult feiernden Thyiaden als die „menschlichen Verehrerinnen des Dionysos“ von den Mänaden abzusetzen (33), ist missverständlich, kann der Begriff der Mänade doch gleichfalls auf Sterbliche bezogen werden (s. etwa IMagn 215). – Die Unterscheidung zwischen Satyrn und Silenen als junge bzw. alte Vertreter ihrer Spezies (33) findet in der antiken Überlieferung nur schwachen Rückhalt, s. G. Hedreen, *Silens in Attic Black-figure Vase-painting* (Ann Arbor 1992) 162f. – Der Vollbart ist in der griechischen Kultur gerade kein „Kennzeichen männlicher Adoleszenz“ (52), sondern altersmäßiger Reife. – Die Statue des Anakreon zeigt diesen ebensowenig mit „züchtig verhüllter Scham“, wie das Porträt des Sokrates spitze Ohren aufweist (58). – Dass Eigenzeugnisse von Handwerkern „im Bild einen Status gehobener Bürgerlichkeit reklamierten“ und dort von einer unidealen Charakterisierung „wenig zu sehen“ sei (60), ist in dieser Pauschalität schwer nachvollziehbar. Der prominente Befund der Pinakes aus Penteskouphía zeugt neben weiteren archaischen und frühklassischen Denkmälern doch gerade von der Aneignung (und, wie man annehmen möchte, positiven Umdeutung) eines von außen an diese Gruppen herangetragenen diffamierenden Körperbildes. Mit diesem Phänomen setzen sich schon die von S. zitierten Arbeiten N. Himmelmanns intensiv auseinander. – Landschaftsangaben begegnen in der griechischen Reliefkunst nicht erst im späten 5. Jh. (73), sondern bereits am sog. Ölbaumgiebel von der Athener Akropolis, der Sisyphe-Metope des archaischen Heraions an der Selemündung oder der Stymphaliden-Metope in Olympia. – ‚Mimisch‘ und ‚mimetisch‘ werden irrtümlich als Synonyme behandelt (90f.). – Gerade bei Fachausdrücken hätte die Endredaktion akkurater ausfallen können, um Fehler wie „der Pantheon“ (25), den Plural „Erastes“ (statt „Erastai“, 70) oder die Verwendung von *fortis* anstelle von *fortitudo* (90) zu vermeiden. Um reine Flüchtigkeiten handelt es sich bei Arybalos (47), *concordio* (83) und *erga does* (81 Abb. 18d, lies: *erga deos*). Der Ausdruck *tristis severitatis* ist im Genitiv seines Originalzusammenhangs (nicht zitiert: Val. Max. 6.3; s.a. Ter. Andr. 5.2) stehengeblieben, wo er bei S. in den Nominativ hätte gebracht werden müssen (91).

disch weitgehend konsistente und bemerkenswert umfassende Ausbreitung des antiken Bilderhaushalts und des gegenwärtigen hermeneutischen Mainstreams.

Gleichwohl stellen sich Bedenken ein, die zunächst die (fraglos gut gemeinte) Zielsetzung betreffen. Welche Konsequenzen zeitigt wohl eine Einführung in die Ikonographie, deren Fokus eher auf der Zuweisung von Bedeutungsetiketten als auf der einzelnen Bildbetrachtung und -deutung liegt, in der universitären Lehrpraxis? Es fällt nicht schwer, sich Studierende vorzustellen, die nach der Lektüre zwar weder eine archaische Korenstatue noch eine kaiserzeitliche Unterwerfungsszene als solche erkennen, aber kundig auszuführen wissen, dass diese die kaiserliche Tugend der *clementia* exemplifiziert (56. 83), während jene eine „weibliche Idealvorstellung als attraktiv-sittsame Braut“ (76) ins Bild setzt. Nun darf von keinem Autor erwartet werden, alle Wissenslücken seiner Leser zu schließen, und wie für die meisten Handbücher gilt auch für dieses, dass es insbesondere bei jenen in guten Händen sein dürfte, die bereit sind, die darin gegebenen Erklärungen in Frage zu stellen. Freilich liefert es ihnen dafür nur ein sehr eingeschränktes Instrumentarium, weil der Schwerpunkt auf der Vermittlung gewonnener Erkenntnisse liegt, während die Darlegung hermeneutischer Methoden weitgehend ausbleibt.

Besonders deutlich wird dies am zurückhaltenden Umgang mit den Abbildungen. Dass ein Verlag selten so viel Platz für die Bebilderung einräumt, wie der Autor gewünscht hätte, braucht hier nicht diskutiert zu werden.⁷ Entscheidend ist letztlich die effiziente Auswahl und Verwendung der abgebildeten Beispiele, und hier gibt es in der Tat Spielraum für Verbesserungen. So ist es für die Schulung eines vergleichenden Blickes zumindest nicht hilfreich, wenn die im Text mehrfach behandelte Anastolé Alexanders des Großen nirgends abgebildet, dann aber vom (abgebildeten) Frisurenschema des Augustusporträts im Octavianstypus erstaunlicherweise behauptet wird, es ließe „deutliche Reminiszenzen an die Alexanderikonographie erkennen“ (97). Die Ausführungen zur antiken Götterikonographie gehen auf den dort abgebildeten Ostfries des Siphnierschatzhauses (26f. Abb. 5) nicht nur nicht näher ein; auf ihrer Grundlage allein wird der Leser einige der Dargestellten auch nicht benennen

⁷ Der Text kommt mit 30 Abbildungen aus, die meisten davon Um- und Rekonstruktionszeichnungen; von den sieben Fotos zeigen sechs Antiken der Sammlung des Mainzer Archäologischen Instituts, wo der Autor tätig ist. Das ist in Zeiten z.T. exorbitanter Foto- und Reproduktionsgebühren ein sinnvolles Verfahren zur Kostensenkung, solange dabei auf inhaltliche Richtigkeit und sprachliche Anpassungen geachtet wird. Der Abb. 25 in Weichhardts idealisierender Rekonstruktion von 1897 gezeigte „griechische Tempel in Pompeji“ ist heute unter der Ansprache als ‚dorischer Tempel‘ bzw. ‚Tempel am foro triangolare‘ geläufig. Das Aufbahrungsrelief aus Amiternum (Abb. 16) befindet sich trotz anderslautender Angaben in Teilen der Sekundärliteratur nicht in Aquileia, sondern in L’Aquila.

können. So führt Bebilderung eher zu Frustrationserfahrungen als zur Anwendung von Gelerntem. Archaische Greifenbilder, bemerkt S. richtig, weisen typischerweise einen Stirnknauf auf (36); just das abgebildete Exemplar auf einem mittelkorinthischen Alabastron (Abb. 7) hat aber deren zwei, deutet den Knauf also zu Hörnern um, ohne dass dies im Text vermerkt würde. Von einer ausführlich besprochenen Tänzerinnenstatuette (17f. Abb. 2) darf „dem aufmerksamen Betrachter [...] nicht das Bewegungsmotiv entgehen“ – schon deswegen nicht, möchte man hinzufügen, weil S. selbst es jedenfalls nicht weiter beschreibt. Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, dass die eigentliche Auseinandersetzung mit den Bildern vergleichsweise unanschaulich, gelegentlich oberflächlich ausfällt.

Darüber hinaus wird im Laufe der Lektüre ein eingeschränkter Bildbegriff erkennbar, der Bilder in erster Linie als Träger intentionaler Botschaften versteht. Eine Differenzierung, etwa zwischen den spezifischen und ausgeprägten Mitteilungsabsichten öffentlicher Ehrenstatuen und der diffuseren und beiläufigeren kommunikativen Wirkung des Bilderschmucks an Bauten, Mobiliar oder Geräten, vermisst man ebenso wie eine konsequente Berücksichtigung von Urheberschaft und Rezipientenkreis vieler Denkmalsgattungen: So werden von politischen Kollektiven beschlossene Ehrenstatuen als Aspekt der *Selbstdarstellung* behandelt (76); den Kriegerabschied auf attischen Vasen bezeichnet S. als „Repräsentationsbild“ (51), ohne dass klar würde, wer hier wem gegenüber seinen Status als Hoplit herausstellt. Überaus häufig begegnet außerdem der bekanntlich stark von modernen Konzepten überprägte und von S. nicht eigens präzierte Propagandabegriff.⁸ Dass Bilder aktiv an der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit teilhaben, dass sie durchaus spezifische Interpretationen dieser Wirklichkeit liefern, dass die für S. so zentralen Rollenbilder und Verhaltensideale nicht eo ipso gegeben sind, sondern sich ihre Ausprägung nicht zuletzt in den Bildern selbst in einem medialen Aushandlungsprozess vollzieht, wird an keiner Stelle zum Thema gemacht.⁹

⁸ 38: „Medienpropaganda“ hellenistischer Herrscher; 61: Bilder von Fremden und Feinden dienen der „Propagierung der eigenen Überlegenheit“; 63: Münzprägung als „einfache Massenpropaganda“; 74: Abbildung nicht errichteter Bauten auf Münzen als „reine Bildpropaganda“; 92: Handschlag auf attischen Grabreliefs „propagierte“ familiäres Einvernehmen. – M. Bergmann, Repräsentation, in: A.H. Borbein/T. Hölscher/P. Zanker (Hg.), *Klassische Archäologie. Eine Einführung* (Berlin 2000) ist zwar in die Bibliographie aufgenommen, aber im Hinblick auf die dort vorgenommenen begrifflichen und methodologischen Klärungen (insbes. S. 168 zu ‚Propaganda‘ und ‚Selbstdarstellung‘) nicht rezipiert worden; s. hierzu auch die Beiträge in: G. Weber/W. Zimmermann (Hg.), *Propaganda – Selbstdarstellung – Repräsentation im römischen Kaiserreich des 1. Jhs. n. Chr.* (Stuttgart 2003) sowie A. Alexandridis, *Die Frauen des römischen Kaiserhauses* (Mainz 2004) 7-12.

⁹ Zu diesen Zusammenhängen s. beispielsweise die Beiträge in R. von den Hoff/S. Schmidt (Hg.), *Konstruktionen von Wirklichkeit. Bilder im Griechenland des 5. und 4. Jhs. v. Chr.*

Zwar setzt das Vorwort effektiv mit dem Begriff „Medienkompetenz“ ein (7), doch im Weiteren wird der mediale Charakter antiker Bilder nur mehr stellenweise behauptet und bleibt ohne Konsequenzen für ihr Verständnis. Als weitaus wirkmächtiger erweist sich hingegen die durchgängige Verwendung des Kunstbegriffs und seiner Ableitungen für die antike Bildwelt und damit zusammenhängender Phänomene.¹⁰ Dass der Leser erst im Schlusskapitel auf einige grundsätzliche Unterschiede zwischen antiker und moderner Kunst hingewiesen wird (123-125), ist als Einschränkung wenig aussagekräftig, wenn zuvor noch „antike Künstler“ und „ihre neuzeitlichen Kollegen“ unmittelbar miteinander verglichen worden sind (102). Die Auswirkungen dieser Begrifflichkeit treten offen zutage, wenn S. von antiken Motivbildern meint, sie hätten dem Betrachter die Möglichkeit gegeben, „über unterschiedliche Geschlechter- und Rollenentwürfe zu reflektieren oder darüber nachzudenken, welche Besitztümer die jeweilige Gesellschaft als Statussymbole besonders hoch schätzte“ (113). Hier wird die grundsätzlich affirmative Bestimmung antiker Bilder von einer neuzeitlich geprägten Sicht auf Kunst als Auslöser kritischer Reflexion verdrängt.

Von einer Einführung in ein so vielschichtiges Thema wie die antike Ikonographie wünschte man sich, dass sie ihren Lesern und Leserinnen eine Handvoll unterschiedlicher hermeneutischer Schlüssel an die Hand gäbe und ihnen zeigte, wie sich damit unterschiedliche Bedeutungsebenen öffnen lassen. Zu einem solchen Schlüsselbund zählen etwa narratologische Ansätze, die eine eher stiefmütterliche Behandlung erfahren (104f.). Darüber hinaus wäre es wohl keine Überforderung, die studentischen Leser mit stärker an der historischen Anthropologie angelehnten Formen der Hermeneutik vertraut zu machen, wie sie (nicht nur) in der französischsprachigen Archäologie betrieben werden – und sei es auch nur zur Absetzung des eigenen Standpunktes. Auch die Frage, wie sich Ikonographien überhaupt ausbilden, in welchen Vorstellungen also die semantischen Verknüpfungen gründen, die die Bildwelt im Innersten zusammenhalten, ist für S. kein Thema. Wenn es heißt, „in der Kunst ist Eros oft mit Rehen, Hirschen und Hasen, ferner Delphinen verbunden“ (33f.), wäre gerade Studienanfängern gegenüber zu betonen, dass solcherlei attributive Verbindungen nicht a priori gegeben sind, sondern insofern

(Stuttgart 2001) und C. Mann/M. Haake/R. von den Hoff (Hg.), *Rollenbilder in der athenischen Demokratie. Medien, Gruppen, Räume im politischen und sozialen System* (Wiesbaden 2009).

¹⁰ Neben „Kunst“ und „Künstler“ (passim) begegnen auch „Kunstwerk“ (18), „Kunstepoche“ (86) und „römische Kunstindustrie“ (70), letztere ohne Verweis auf A. Riegl, *Die spätromische Kunst-Industrie nach den Funden in Österreich-Ungarn im Zusammenhange mit der Gesamtentwicklung der Bildenden Künste bei den Mittelmeervölkern* (Wien 1901).

sinnhafte Zuschreibungen darstellen, als etwa Hasen und Cerviden als typische Jagdtiere einem übertragenen Sinnzusammenhang eingeschrieben sind. An anderer Stelle bespricht S. zwar Jagd und Jagdtiere (49), aber bezeichnenderweise wird das Thema ausschließlich als Statusmarker und Bewährungsbereich männlicher Arete bzw. *virtus*, nicht in seinem Potential als erotische Metapher beschrieben. So vergibt man sich die Möglichkeit, das komplexe Verhältnis von Bild- und Vorstellungswelt zumindest exemplarisch aufscheinen zu lassen.

Es ist ein grundsätzliches Problem der Handbuchliteratur, dass manche These, die der kundige Leser in ihrer Herleitung und ursprünglichen Komplexität kennt und billigt, in der Verknappung zu kanonischem Lehrwissen droht, entweder banal oder schlicht falsch zu klingen. Es ist S. hoch anzurechnen, dass er gleichwohl die Festlegung nicht gescheut und einen Überblick verfasst hat, der auf engem Raum eine beeindruckende Bandbreite von Aspekten anspricht, wenn auch nicht immer anschaulich macht. Auch dürfte er mit der hier beanstandeten Horizontverengung auf gesellschaftliche Normen als primärem Bezugspunkt der antiken Bildwelt die Stoßrichtung der jüngeren Forschung durchaus repräsentativ widerspiegeln. Gleichwohl werden Studierende, die einen Zugang zu dieser Welt suchen, auch weiterhin nicht an den osmotischen Prozessen einer nichtlinearen Wissensbildung und den konkreten Seherfahrungen vor Bildbänden, Abgüssen und Originalen vorbeikommen.

Ein paar abschließende Bemerkungen zur Vermarktung des Buches sind noch angebracht. Dass der Klappentext nicht ohne Redundanzen die Klarheit und Übersichtlichkeit betont, mit der hier Grundlagenkenntnisse vermittelt werden sollen, ist legitim. Allzu marktschreierisch mutet es allerdings an, wenn dort auch die „zahlreiche[n] Abbildungen“ herausgestrichen werden, nachdem doch das Vorwort vermerkt, Autor und Verlag hätten „bewusst auf eine üppige Illustration verzichtet“ (8). Auf dem rückwärtigen Einband prangt außerdem wie auch bei anderen Einführungen der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft ein stempelähnliches Logo mit dem ebenso großspurigen wie inhaltsleeren Slogan „Bachelor – Master – geprüft“. Dieser offensiv vorgetragene Zuschnitt auf die primäre Zielgruppe findet sich auch im Inneren des Buches wieder, wo es heißt, der Text böte „eine dem Wissensstand von ErstsemesterInnen in den neuen Bachelorstudiengängen angemessene, vereinfachende Zusammenfassung“ (128) des wissenschaftlichen *status quo*. Ist dies so zu verstehen, dass die neuen Abschlüsse sich sogar schon auf die Kenntnisse von Studienanfängern auswirken? Bedürfen diese aufgrund ihres Wissensstandes gar einer anderen Form der ‚Vereinfachung‘ als ihre unmittelbaren Vorgänger, die noch vor wenigen Jahren ein Magisterstudium aufnahmen? Bei allem Ver-

ständnis für die Notwendigkeit effektiver Vermarktungsstrategien entsteht doch der ungute Eindruck, dass hier Pauschalurteile und Verunsicherungen hinsichtlich der jüngsten Studienreformen mobilisiert werden sollen, um den Absatz entsprechend ‚geprüfter‘ Einführungsliteratur zu fördern. Das ist schlicht nicht notwendig; die Konjunktur der Studienhandbücher wird so schnell nicht abreißen, vor allem nicht, wenn sie sich, wie im vorliegenden Falle, anspruchsvollen und relevanten Kernthemen widmen.

Alexander Heinemann

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

Institut für Archäologische Wissenschaften – Klassische Archäologie

Fahnenbergplatz

D-79098 Freiburg

E-Mail: heinemann@archaeologie.uni-freiburg.de

Jeffrey SPIER, *Treasures of the Ferrell Collection*. Wiesbaden: Reichert Verlag 2010, 334 S., durchgängig farb. Abb.

Allein durch ihren Materialwert besitzen antike Edelmetallarbeiten für Sammler antiker Kunst eine besondere Anziehungskraft. Insbesondere in den USA existiert eine Fülle von Sammlungen mit diesem Fokus, doch finden deren Objekte meist keinen Eingang in die Forschung, da die Sammler ihre Objekte häufig nicht mit einer breiten wissenschaftlichen Gemeinschaft teilen. Den Fragen der archäologischen Forschung bleiben sie somit häufig entzogen.

Es ist erfreulich, dass mit der Publikation der vorliegenden texanischen Privatsammlung ein anderer Weg eingeschlagen wurde. Im Vorwort wird nicht nur die Motivation der Sammlungstätigkeit, nämlich das Interesse an der Verbindung von Geschichte und Kunst,¹ sondern auch explizit der Wunsch geäußert, auch andere Personen Anteil an den Objekten der Sammlung haben zu lassen, als deren „temporary custodian“ sich der Sammler versteht (S. 3). Mit Jeffrey Spier konnte für den vorliegenden Katalog ein Autor gewonnen werden, dem sowohl für die Erforschung antiker Gemmen als auch der frühchristlichen Kunst wichtige Katalogpublikationen und Standardwerke zu verdanken sind.² Den Schwerpunkt der Sammlung bilden antiker Schmuck und weitere Arbeiten aus Edelmetall³, nur wenige Objekte lassen sich nicht in diese Gruppe einfügen (Nr. 104, 106, 107).

In der Einführung (S. 4-15) stellt Spier die Objektgruppen des Kataloges in ihre ursprünglichen kulturhistorischen Zusammenhänge. In knappen, durch Zwischenüberschriften gegliederten Absätzen entwirft er auf Basis antiker Quellen ein Bild der kulturellen Zusammenhänge von Schmuck, Luxus und sozialen Praktiken, mit denen die Objekte zu verbinden sind. In diesem Kontext wird v.a. die Funktion von Gemmen und Edelmetallarbeiten als Geschenk betont.

Die Einleitung setzt sich aus allgemeinen Überlegungen zur Funktion einzelner Gattungen und einführenden Bemerkungen zu den Materialgruppen

¹ Eine solche „Geschichte aus Objekten“ hat jüngst Neil MacGregor in beeindruckender Weise skizziert. Vgl. N. MacGregor, *Eine Geschichte der Welt in 100 Objekten* (München 2011).

² Neben zahlreichen Aufsätzen zu nahezu allen Materialgruppen, die im vorliegenden Katalog vertreten sind, wären zu nennen: *Late Antique and Early Christian Gems* (Wiesbaden 2007); (Hrsg.) *Picturing the Bible. The Earliest Christian Art* (New Haven 2007); *A Catalogue of the Calouste Gulbenkian Collection of Gems* (Lissabon 2001); *Ancient Gems and Finger Rings. Catalogue of the Collection. The J. Paul Getty Museum* (Malibu 1992).

³ Auch die beiden Inschriften (Nr. 95: Militärdiplom, Nr. 103: Inschriftenplakette) lassen sich über das Material dieser Gruppe zuordnen, unterscheiden sich funktional jedoch vom Rest der Objekte.

selbst zusammen. Spiers Bemerkungen zielen dabei nicht auf eine tiefgreifende wissenschaftliche Erschließung der einzelnen Materialgruppen, für die der vorliegende Katalog auch nicht der richtige Ort ist. Dadurch gelingt es, die grundlegenden Informationen auf wenigen Seiten zu bündeln, die Objekte aber zugleich als historische Zeugnisse angemessen zu erschließen. Einzig hinsichtlich ihrer Systematik weisen die Ausführungen minimale Einbußen auf. So sind die Bemerkungen zu den einzelnen Gattungen (Gemmen, Schmuck der Völkerwanderungszeit) innerhalb der Einleitung nicht sofort aufzufinden, da sie z.T. mit allgemeinen Überlegungen zu Schmuck und Luxus verwoben sind. Vielleicht hätten dem Leser hier eindeutige Zwischenüberschriften den Zugang erleichtert.⁴

Der Katalog selbst ist chronologisch aufgebaut, die Objekte werden in sechs Abschnitten, vom Hellenismus bis in das 7. Jh. n. Chr. vorgelegt. Am Anfang steht der Schmuck der hellenistischen Zeit (Nr. 1-12), im folgenden Abschnitt werden der römische Schmuck und „other works of art“ behandelt (Nr. 13-107). Daran schließen sich der Schmuck der Völkerwanderungszeit (Nr. 108-125), Funde aus einem gotischen Grab (Nr. 126-149) und byzantinischer Schmuck (Nr. 150-188) an. Den Abschluss bildet ein umfangreicher Bestand byzantinischen Tafelsilbers aus dem 6. und 7. Jh. n. Chr. (Nr. 189-226). Abgerundet wird das Werk durch den wissenschaftlichen Apparat (S. 306-321) und eine Bibliographie (S. 322-333).

Da im Rahmen der Rezension nicht alle der über 200 Objekte detailliert gewürdigt werden können, erfolgt zunächst eine allgemeine Charakterisierung der Katalogtexte, bevor im Anschluss punktuell ergänzende Hinweise folgen.⁵

Der Aufbau des Kataloges folgt dem ästhetischen Aspekt der Kataloggestaltung. Unter den durchgehend qualitativ hochwertigen, farbigen Photographien von Bruce Wright befindet sich eine Ansprache des Objektes, gefolgt von den Maßen, dem Gewicht und einem – meist knappen – erläuternden Text. Beobachtungen zur Beschaffenheit der Oberflächen fehlen leider. Die Benutzung des Kataloges wird dadurch erschwert, dass der wissenschaftliche Apparat ans Ende des Buches verbannt wurde. Da der Katalogtext häufig nicht die volle Seite einnimmt, hätten Nachweise auch unter dem beschreibenden Text Platz gefunden und den Gebrauch erleichtert. Für die Gemmen

⁴ Nur die beiden Überschriften ab S. 12 lassen sich unzweifelhaft auf die entsprechenden Abschnitte im Katalog beziehen und ermöglichen eine direkte Verbindung zwischen der Einführung und den Katalogabschnitten.

⁵ Inhaltlicher Schwerpunkt dieser Kommentare bildet der Bereich der römischen Werke. Für die Gruppen des byzantinischen Schmuckes und der Kirchengeräte sieht sich der Rez. dagegen nicht als geeignete Person für weiterführende Diskussionsbeiträge.

ist bedauerlich, dass bei den Abbildungen die Angabe eines Maßstabes fehlt, obgleich sie bereits seit den 1970er Jahren zum unerlässlichen Standard für die Publikation dieser Gattung gehört,⁶ bei den Ringen muss man leider häufiger auf die wichtigen Profilansichten verzichten. Dies ist bedauerlich, da einige der Gemmen (Nr. 6, 31, 32, 39, 47) noch in ihrer originalen Fassung sitzen und für diese somit außerstilistische Anhaltspunkte zur Datierung vorliegen. Ausgeblendet sind zudem jegliche Angaben zur Herkunft.

Im einzelnen sind nachstehend zu folgenden Stücken ergänzende Gedanken angefügt:

- Nr. 6: Spier ordnet die Granatgemme mit Darstellung der Artemis, die noch in ihrer originalen Ringfassung sitzt, zurecht einer Gruppe ptolemäischer Ringsteine des 2. Jhs. v. Chr. zu. Neben den genannten Vergleichen siehe dazu auch ein stilistisch eng verwandtes Stück in Paris, Cabinet des Médailles: E. Zwierlein-Diehl, *Antike Gemmen und ihr Nachleben* (Berlin 2007) Abb. 286 Taf. 70.

- Nr. 8: Spier sieht den als Anhänger gefassten Amethystintaglio mit Herakles, dem Eros die Hände fesselt, nachvollziehbar als hellenistische Arbeit an. Neben dem zweiten Jh. v. Chr. ist jedoch auch das erste Jh. v. Chr. als Entstehungszeit in Betracht zu ziehen. Vgl. den ähnlich massigen Körper mit kompakten, deutlich voneinander abgesetzten Muskelpaketen bei der Darstellung eines Herakles ehem. Slg. Marlborough: J. Boardman u.a., *The Marlborough Gems* (Oxford 2009) 279 Nr. 667. Das Motiv lässt sich bis in die römische Kaiserzeit verfolgen. Vgl. z.B.: J. Dembski, *Die antiken Gemmen und Kameen aus Carnuntum* (Wien 2005) 101 Nr. 499 Taf. 48 (unbärtiger Herakles, 1. Jh. n. Chr.).

- Nr. 13: Die Datierung der Aphroditebüste in das 2. Jh. n. Chr. ist nicht in jeder Hinsicht überzeugend. Die Anlage der Haare findet bereits im 1. Jh. n. Chr. Parallelen,⁷ auch die Eintiefung der Augen ist bei toreutischen Werken nicht auf das 2. Jh. n. Chr. zu beschränken.⁸

⁶ Standards wurden u.a. durch die Reihe „Antike Gemmen in deutschen Sammlungen“ (1969ff.) etabliert.

⁷ Vgl. etwa die Haarwellen der Porträts der Agrippina minor.

⁸ Vgl. etwa eine Phalera des 1. Jhs. n. Chr.: K. Dahmen, *Untersuchungen zu Form und Funktion kleinformatiger Porträts der römischen Kaiserzeit* (Münster 2001) 221 Kat. Mil 37. Vgl. auch die Überlegungen zur Möglichkeit der Datierung von Bildnissen über Augenbohrungen durch K. Fittschen, *Zum Aufkommen der Markierung von Iris und Pupille an römischen Porträts aus Bronze und zu ihrer Verwendbarkeit für Datierungszwecke*, AA 2006/2, 43-53.

– Nr. 30: Als Vergleich für den Amethystintaglio mit Bildnis des Nero werden Münzbilder der Jahre 64–68 n. Chr. angeführt, doch wird der Intaglio keinem der bekannten Bildnistypen des Nero explizit zugeordnet. In der ununterbrochenen Folge von nebeneinander gelegten Locken des Haarkranzes entspricht das Porträt typologisch dem vierten Bildnistypus des *princeps*.⁹ Vgl. zur Abfolge der Kameobildnisse des Nero auch: M. Bergmann, Zur Bildsprache römischer Kaiserkameen, in: G. Platz-Horster (Hrsg.), Mythos und Macht. Erhabene Bilder in Edelstein (Berlin 2008) 20 Abb. 16a–m Anm. 18.

– Nr. 38: Die Datierung der Gemme in das 1. Jh. n. Chr. und des Rings in das 4. Jh. sind überzeugend. Vgl. zur Ringform: G. Platz-Horster, Die antiken Gemmen im Rheinischen Landesmuseum Bonn (Bonn 1984) 54 Nr. 41 (Papagei), 79f. Nr. 73–74 mit ausführlicher Diskussion. Die Bildbeschreibung übersieht den Zweig, auf dem der Papagei (*psittacus torquatus*) sitzt. Zum Darstellungstypus: C. Weiß, Die antiken Gemmen der Sammlung Friedrich Julius Rudolf Bergau im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg (München 1996) Nr. 346 Taf. 48 mit Verweisen.

– Nr. 48: Aufgrund seiner Größe und des Bildmotives ist der Sardonyx mit *dextrarum iunctio* des M. Aurel in Toga mit L. Verus in Militärtracht der Gruppe der „Staatskameen“ zuzurechnen, die insbesondere in dieser Qualität im 2. Jh. n. Chr. Seltenheitswert besitzen. Der wissenschaftliche Apparat trägt dem leider kaum Rechnung und ist auf wenige Zeilen beschränkt. Gerade bei diesem herausragenden Stück hätte man sich jedoch eine exakte stilistische Analyse und motivgeschichtliche Bemerkungen gewünscht.¹⁰

– Nr. 49: Ob es sich bei dem Kameo um ein Bildnis der Faustina minor handelt, wie Spier postuliert, muss offen bleiben. Für eine Benennung als Angehörige des Kaiserhauses sprechen die qualitativ hochwertige Arbeit und typologische Übereinstimmungen der Frisur mit Bildnissen der Faustina im achten Typus (z.B. das vom Mittelscheitel in deutlichen Wellen zur Seite geführte Stirnhaar, das mit der Brennschere behandelt scheint). Auf der Kalotte weicht der Verlauf jedoch vom achten Typus ab. Beim Kameo ist das Kalottenhaar einheitlich nach hinten geführt, während es beim achten Typus eng anliegt und vom Haarkranz durch einen dünnen Zopf getrennt ist. Durch das einheit-

⁹ Vgl. zum Bildnistypus: M. Bergmann, Die Strahlen der Herrscher (Mainz 1998) 148f.; D. Boschung, Die Bildnistypen der iulisch-claudischen Kaiserfamilie: ein kritischer Forschungsbericht, JRA 6, 1993, 77.

¹⁰ Stilistisch ist der Kameo dem Photo nach zu urteilen eine antike Arbeit, aber nicht über Zweifel erhaben. Zudem wäre auch hier die Frage der Provenienz von Bedeutung gewesen. Spier erwähnt zwar das Motiv der *dextrarum iunctio* zwischen M. Aurel und L. Verus auf Münzen, bleibt aber exakte Nachweise schuldig. Vgl. z.B. RIC III Nr. 826, 827 (beide *principes* in Toga).

lich in Wellen über die Kalotte nach hinten geführte Haar zeigen sich eher typologische Übereinstimmungen mit dem Bildnis der Lucilla im zweiten Typus, doch bleibt die Anlage der Haare für eine sichere Benennung zu unspezifisch. Auffallend sind die seitlich bis auf die Schulter herabfallenden langen Korkenzieherlocken, die sich weder an den bekannten Bildnistypen der Faustina minor noch der Lucilla nachweisen lassen.¹¹

– Nr. 56: Spier datiert die rundplastische Granatbüste des Herakles aufgrund der Augenbohrung ins 2. Jh. n. Chr. Doch ist die plastische Angabe der Augen in der Glyptik bereits seit hellenistischer Zeit belegt.¹² Auch die antike Entstehung der Büste sollte hinterfragt werden.¹³ Weiterführend zu Arbeiten in Edelmetall: E. Galletti, *Preziose sculture di età ellenistica e romana* (Mailand 2006) insbes. 93 zu Skulpturen aus Granat; F. Paolucci, *Piccole preziose sculture dell'impero romano* (Modena 2006).

– Nr. 87, 88: Den von Spier aufgeführten Kreuzbogenfibeln in Niello-Technik aus Fundkontexten ist hinzuzufügen: *Imperium Romanum. Römer, Christen und Alamannen – Die Spätantike am Oberrhein*. Ausstellungskat. (Stuttgart 2005) 283 Nr. 146.

– Nr. 95: Für das Militärdiplom hätte man sich eine Wiedergabe des Textes sowie einige Bemerkungen zu dieser Gattung römischer Inschriften gewünscht. Sachlich nicht exakt ist, dass sich eine Kopie des vorliegenden Diplomes am Tempel des Divus Augustus in Rom befand. Im Gegenteil waren solche bronzenen Militärdiplome Abschriften des Dekrets, das anlässlich der Verleihung des Bürgerrechts nach Ableistung der erforderlichen Dienstzeit in Rom erlassen wurde und an prominenter Stelle in der Stadt veröffentlicht war.¹⁴

– Nr. 100: Solche Goldbüsten besitzen Seltenheitswert,¹⁵ das Porträt ist entgegen dem Vorschlag Spiers nicht sicher als Licinius II. zu benennen. Die Ikonographie der Bildnisse der Tetrarchie ist nur z.T. geklärt und in vielen Fällen

¹¹ Vgl. zu den Haarmotiven: K. Fittschen, *Die Bildnistypen der Faustina minor und die Fecunditas Augustae* (1982) 60–63 (8. Bildnistypus), 78–80 (Lucilla).

¹² Vgl. E. Zwierlein-Diehl, *Magie der Steine. Die antiken Prunkkameen im Kunsthistorischen Museum, Wien* (Wien 2008) 182f. Nr. 18. Regelmäßig anzutreffen sind Augenbohrungen ab augusteischer Zeit: E. Zwierlein-Diehl, *Der Divus-Augustus-Kameo in Köln*, *KJb* 17, 1980, 34.

¹³ Vgl. die sehr ähnliche Haarbehandlung einer nachantiken Büste des Hadrian: W.-R. Megow, *Kameen von Augustus bis Alexander Severus* (Berlin 1987) 233 Nr. A 131 Taf. 43,2.

¹⁴ Vgl. W. Eck, *Der Kaiser als Herr des Heeres. Militärdiplome und die kaiserliche Reichsregierung*, in: *Documenting the Roman Army*, *BICS Suppl.* 81 (London 2003) 55–87.

¹⁵ Eine Zusammenstellung kleinformatiger Edelmetallbüsten findet sich bei: Dahmen a.O. (Anm. 8) 164f. Kat. 63–68 (Bildnisse von *principes*); 193f. Nr. 186–188 (Privatbildnisse).

erlauben auch auf den von Spier zur Identifizierung herangezogenen Münzbildern einzig die Inschriften eine sichere Benennung.¹⁶

– Nr. 107: Zu Recht versucht Spier keine Benennung des lebensgroßen Bildnis-kopfes aus Marmor. Die Datierung in das frühe 6. Jh. n. Chr. ist nachvollziehbar.¹⁷ Dennoch hätte man sich für eine wissenschaftliche Beurteilung eine Abbildung aller vier Seiten gewünscht.

– Nr. 121: Spier spricht den Ohrring als lombardisch an. Die Form findet sich jedoch auch im byzantinischen Schmuck, der bis Unteritalien und Sizilien verbreitet war. Vgl. zur Gruppe dieser Ohrringe: E. Riemer, Romanische Grabfunde des 5. - 8. Jhs. in Italien (Rahden/Westf. 2000) 45-64.

– Nr. 126-149: Dieser Komplex, der den gesamten vierten Katalogabschnitt einnimmt, bildet nach Spier (S. 158) das Ensemble eines ostgotischen Grabes des 5. Jhs. n. Chr. Es enthält neben einem Klappstuhl mit Gold- und Silbereinlagen zahlreiche Silbergefäße. Unter diesen befindet sich eine Silberschale, die der Inschrift nach als kaiserliche *largitio* diene und das bisher wohl späteste bekannte Beispiel darstellt.¹⁸ Wenn die Objekte tatsächlich zu einem einzigen Grabfund gehörten, ist der hohe Anteil byzantinischer Erzeugnisse auffallend, der Parallelen in weiteren Gräbern des 5. Jhs. n. Chr. findet.¹⁹ Der Fundort der Objekte wird jedoch als unbekannt angegeben, so dass die Basis für den Zusammenschluss zu einer Gruppe nicht ersichtlich ist und der historische Aussagewert des Ensembles signifikant geschmälert wird.²⁰

– Nr. 176: Vgl. zum mittelbyzantinischen Schmuck jetzt: A. Bosselmann-Ruickbie, Byzantinischer Schmuck des 9. bis frühen 13. Jahrhunderts (Wiesbaden 2010).

¹⁶ Vgl. zur Problematik: D. Boschung, Die Tetrarchie als Botschaft der Bildmedien. Zur Visualisierung eines Herrschaftssystems, in: ders./W. Eck (Hrsg.), Die Tetrarchie. Ein neues Regierungssystem und seine mediale Präsentation (Wiesbaden 2006) 349-353 mit Verweisen.

¹⁷ Mit einem Bildnis in Venedig, das versuchsweise als Iustinian benannt wurde, verbinden den Kopf das fleischige Untergesicht, die scharf gezogenen Brauen, die deutlich hervorgewölbten Tränensäcke und das fast mittig über der Stirn gescheitelte Haar, das unter dem Diadem in kurzen Locken hervortritt: S. Ensoli/E. La Rocca (Hrsg.), Aurea Roma. Dalla città pagana alla città cristiana. Ausstellungskat. (Rom 2000) 30f. Abb. 38.

¹⁸ Vgl. zu den kaiserlichen Geschenken des 4. Jhs. jetzt: M. Beyeler, Geschenke des Kaisers. Studien zur Chronologie, zu den Empfängern und zu den Gegenständen der kaiserlichen Vergabungen im 4. Jahrhundert n. Chr. (Berlin 2011).

¹⁹ Vgl. etwa ein Grab in Gültlingen: Imperium Romanum. Römer, Christen und Alamannen – Die Spätantike am Oberrhein. Ausstellungskat. (Stuttgart 2005) 137 Nr. 24.

²⁰ Als Basis, auf welcher der Verf. möglicherweise argumentiert, ist einzig die Herkunft der Stücke aus der gleichen Auktion oder vom gleichen Kunsthändler denkbar.

- Nr. 177: Der im Ring wiederverwendete Kopf kann weder als Annius Verus noch als Caracalla benannt werden. Die über die Kalotte langsträhmig nach vorn gestrichenen Haare lassen sich während des gesamten 2. Jhs. n. Chr. an Knabenbildnissen nachweisen.²¹
- Nr. 183, 184: für beide Ringe ist auch ein späterer Datierungsansatz in das 7. Jh. n. Chr. möglich.²²
- Nr. 209-211: Ob die Silberkreuze die Funktion von Prozessionskreuzen besaßen, wie Spier postuliert (S. 289), ist fraglich, da Stabaufsatz und Dorn alleine nicht hinreichend für eine solche Bestimmung sind. Die Größe von unter 18 cm Höhe lässt auch die Möglichkeit einer Verwendung als Handkreuz oder Altar- bzw. Segenskreuz offen.²³
- Nr. 223, 224: Die Silberlöffel lassen sich in die erste Hälfte des 6. Jhs. n. Chr. eingrenzen.²⁴

Der wissenschaftliche Apparat enthält die Grundlagen der Datierung und kulturgeschichtlichen Einordnung der einzelnen Objekte. Seine Trennung vom deskriptiven Teil erschwert mitunter die Benutzbarkeit des Kataloges als wissenschaftliches Arbeitsinstrument. Abgeschlossen wird das Werk durch eine Bibliographie, die Hinweise auf die wichtigsten Publikationen enthält. Man vermisst jedoch bei einer kursorischen Durchsicht den Verweis auf ein zentrales Handbuch zu den römischen Gemmen: E. Zwierlein-Diehl, *Antike Gemmen und ihr Nachleben* (Berlin 2007).

Bei aller Freude über eine gelungene Publikation enthält der Katalog einen Wermutstropfen. Dieser ist nicht inhaltlich bedingt, sondern beruht vielmehr auf dem Missverhältnis zwischen der Fülle hochwertiger Objekte und den fehlenden Angaben zu ihrer Provenienz. Selbst wenn verständlich ist, dass ein Sammler zwar seine Stücke, nicht aber seine Quellen offenlegen möchte, ist dies schmerzlich. Wenn etwa Angaben von Fundvergesellschaftungen²⁵ nicht nachprüfbar sind, ist auch die historische Aussagekraft erheblich geschmä-

²¹ Vgl. K. Fittschen, *Prinzenbildnisse antoninischer Zeit* (Mainz 1999) 78.

²² Vgl. das typologisch eng verwandte Beispiel: L. Wamser (Hrsg.), *Die Welt von Byzanz. Europas östliches Erbe. Ausstellungskat.* (Darmstadt 2004) 328f. Nr. 638.

²³ Vgl. Wamser a.O. (Anm. 22) 124.

²⁴ Vgl. Wamser a.O. (Anm. 22) 247 Nr. 362, 363.

²⁵ Nr. 126-149 bildeten nach Spier als Ensemble das Inventar eines gotischen Grabes, angeblich zusammen gefunden wurden zudem die Nr. 13 und 14, 108-114 und möglicherweise 157 und 185.

lert.²⁶ Die begrüßenswerte Einstellung des Sammlers, über die Publikation eine breitere – auch wissenschaftliche – Öffentlichkeit an seiner exzellenten Sammlung teilhaben zu lassen, und das überzeugende Ergebnis der Bemühungen des Verf. werden durch das Ausblenden von Fragen nach Provenienzen und Kontexten leider unweigerlich getrübt. Durch den Verlust dieser Informationen verlieren die Objekte einen Teil ihrer eigenen Geschichtlichkeit. Der Wunsch, über Objekte Geschichte darzustellen, kann durch den Verlust ihrer eigenen Vergangenheit jedoch nur partiell eingelöst werden. An dieser Stelle hätte der Katalog durch Angaben zur Herkunft einen qualitativen Sprung verzeichnet.

Die hinsichtlich einiger Objekte von den Vorschlägen des Verf. abweichende Meinung des Rez. und das Bedauern über Lücken in der Historie der Objekte vermögen den hohen Wert des Kataloges keineswegs zu schmälern. Die einzelnen Texte enthalten konzise Beschreibungen und nachvollziehbare Datierungen. Verbunden mit dem wissenschaftlichen Apparat und den Abbildungen, die durchgängig von hervorragender Qualität sind, stellt die vorliegende Publikation eine gelungene Erschließung dieser vorzüglichen Sammlung dar. Der im Vorwort formulierte Anspruch geschmackvollen Genusses wurde ohne Zweifel eingelöst, für einige Objekte wird man sich zudem wünschen, dass sie dauerhaften Eingang in den wissenschaftlichen Diskurs finden.²⁷ Der vorliegende Katalog bildet dafür zweifellos einen wichtigen Ausgangspunkt, für dessen Existenz man Sammler und Verf. gerne seinen Dank abstattet.

Jörn Lang
Universität Leipzig
Institut für Klassische Archäologie und Antikenmuseum
Ritterstraße 14
D-04109 Leipzig
E-Mail: joern.lang@uni-leipzig.de

²⁶ Vgl. dazu in aller Deutlichkeit: D. Graepler (Hrsg.), Fundort unbekannt (München 1993) 85.

²⁷ Mustergültig umgesetzt ist eine ästhetische und wissenschaftliche Erschließung beispielsweise im Katalog der Wiener Prunkkameen durch E. Zwierlein-Diehl a.O. (Anm. 12). Die zahlreichen Detailaufnahmen, die ausführlichen Texte und der umfassende wissenschaftliche Apparat (S. 236-250) erfüllen ästhetischen und wissenschaftlichen Anspruch zu gleichen Teilen.

Martin BENTZ – Christoph REUSSER (Hgg.), Etruskisch-italische und römisch-republikanische Häuser. Studien zur Antiken Stadt 9. Wiesbaden: Reichert Verlag 2010, 304 S., 323 s/w-Abb., 5 farb. Abb.

This book presents the proceedings of a conference that was organized by the Commission for Research on Ancient Cities of the Bavarian Academy of Sciences and the Universities of Bonn and Zurich in January of 2009. A succinct foreword (pp. 7-8) summarizes the purpose, main research questions, and organization of this book. The conference aimed at stimulating a productive dialogue between two fields of research that are often kept separate, notably that on Etruscan houses of the early Iron Age and Archaic period, and that on Roman houses. Based on their own research at Marzabotto, the editors, Martin Bentz and Christoph Reusser, had devised the following research topics: an overview of the variety of house types; regional and chronological differences between 'Etruscan', 'Italic', and 'Roman' houses; the correlation of different house types with specific social groups; the function of houses for residential and other purposes; and the decoration of houses.

While these are excellent questions that are more or less standard in current research on ancient domestic architecture they are not easily answered from the 23 contributions to this volume (2 English, 5 German, and 16 Italian papers). Due to the frequently insufficient state of publication of houses, the editors focused – successfully – on providing a new material basis for future synthetic assessments of domestic architecture in Italy. Organized in three geographically defined chapters (Etruria Padana; central Etruscan heartland ["Kernland"]; central and south Italy), the majority of papers presents the results of recent, and often barely published or even unpublished research – a major asset of this book, which thus will certainly constitute a key reference work for domestic architecture in Italy. This is supported by the overall high quality of papers and numerous illustrations, including five color plates at the end of the volume, as well as the excellent copy-editing work (there are very few typos and errors). Furthermore, the timely publication of this book within a year after the conference must be emphasized.

Despite its obvious importance and merits, the book has some minor shortcomings, both in terms of presentation and content. While the balance towards site reports at the expense of synthetic approaches is understandable, some more synthetic papers could still have been included and further directions for future comprehensive assessments could have been highlighted, for example in the foreword or in an additional conclusion. More specifically,

several gaps are regrettable, mostly regarding the early periods (Archaic, early and mid-Republican) that are still far less studied than the later periods (late Republican and early Imperial), and also regarding the editors' main aim to bridge the divide between different research fields:

First, the lack of a synthetic assessment of recent research on the *atrium* house, notably its genesis, development, and socio-cultural function and context, including a reevaluation of the evidence in Archaic Rome (Palatine/Velia), which is not discussed in a separate paper. Such an assessment would have been particularly welcome because the *atrium* house obviously constituted a major focus of the conference (p. 7) and is significantly debated in the various papers (cf., for example, Prayon, p. 21, and Bentz/Reusser, p. 110, n. 12).¹

Second, the lack of a synthetic assessment of recent research on the important group of "*regiae*" /palaces/"Residenzen", including an examination of the complexes in Poggio Civitate/Murlo, to which no separate paper is dedicated. While Prayon briefly discusses this group (pp. 17-21) and several other papers refer to individual examples, a more detailed comparative investigation, critically assessing key features such as topographical-urban context, size, design, finds, and socio-cultural function and context of these complexes, would have been beneficial.

Third, the lack of a critical discussion of the labels 'Etruscan', 'Italic', and, 'Roman' and their significance for the study of domestic architecture in Italy. While problems of identification and terminology are briefly acknowledged in the foreword (p. 7) and by citing these labels with quotation marks (inverted commas), this is not followed up in more detail in any of the papers.²

The book with its almost 300 densely printed pages in an oversize format (larger than A4) is not an easy quick read, and some additional measures could have been taken to facilitate its usability:

A map with all sites cited in the papers would have been helpful, as well as a table listing the GPS data of all sites and excavations, which are not always easy to identify on satellite images (google.earth). This would have facilitated future research that aims, for example, at a topographical assessment of settlement patterns.

¹ At the conference, Vincent Jolivet presented a paper on the "canonical" Roman house, which was printed in *Orizzonti* 8, 2007, 11-18, however.

² The title of the book introduces yet a different terminology: "Etruscan-Italic" and "Roman-Republican" houses.

Given the large number of contributions and the broad variety of topics, abstracts for all papers (preferably in English) would have facilitated the use of this volume (see below).

A list of contributors would have provided contact data and information about their affiliations and research interests.

While the high number and high quality of illustrations is certainly one of the major benefits of this book, some of them do not meet the standards for the publication of architecture.³ Thus, some figures lack a north arrow (north being often, but not always, at the top);⁴ more crucially, some figures lack a scale, which is not always amended by systematic mentioning of measures in the text;⁵ some figures lack labels or legends that are necessary for understanding references in the corresponding texts;⁶ some figures are printed too small so that important labels are barely readable or not at all;⁷ finally, credits for figures are often given in the captions, but not consistently.⁸

³ Even if figures are reproduced that had originally been published without scale, north arrow, legend, etc. (e.g., p. 33, fig. 3), these can nowadays easily be added with commonly available software.

⁴ P. 13, fig. 4; p. 22, fig. 9; p. 35, fig. 5; p. 38, fig. 10; p. 39, figs. 11-12; p. 44, fig. 1,1; p. 46, fig. 3,4; p. 48, fig. 4,1; p. 56, fig. 2; p. 59, figs. 21,1-2; p. 65, fig. 1; p. 107, fig. 2; p. 135, fig. 1; p. 139, fig. 7; p. 146, fig. 1; p. 150, fig. 14; p. 155, fig. 25; p. 161, figs. 5-6; p. 174, fig. 3; p. 187, fig. 4; p. 189, fig. 6; p. 197, fig. 1; p. 205, fig. 1; p. 208, fig. 6; p. 209, fig. 9; p. 217, fig. 1; p. 226, fig. 9; p. 241, fig. 9; p. 246, fig. 4; p. 248, figs. 6-7; p. 257, figs. 1-2; p. 273, fig. 1; p. 275, fig. 2; p. 282, fig. 1; p. 284, fig. 6.

⁵ Photos are not mentioned in this list although these should ideally also be systematically published with scales and north arrows. The quality of plans cannot be discussed further here; while the inclusion of many state plans is highly commendable, almost none of them include levels. P. 11, fig. 3; p. 13, fig. 4; p. 16, fig. 6; p. 22, fig. 9; p. 33, fig. 3; p. 38, fig. 10; p. 39, fig. 11; p. 39, fig. 12; p. 44, fig. 1,1; p. 46, figs. 3,3-3,4; p. 48, figs. 4,1-4,2; p. 52, figs. 12,2-3; p. 65, fig. 1; p. 107, fig. 2; p. 135, fig. 1; p. 146, fig. 1; p. 147, fig. 6; p. 150, figs. 13-14; p. 151, fig. 16; p. 154, fig. 24; p. 155, fig. 26; p. 160, fig. 3; p. 161, figs. 5-6; p. 173, fig. 2; p. 174, fig. 3; p. 175, fig. 5; p. 176, fig. 8; p. 179, fig. 13; p. 187, fig. 4; p. 197, fig. 1; p. 207, fig. 1; p. 208, figs. 5-6; p. 209, fig. 9; p. 217, fig. 1; p. 226, fig. 9; p. 248, figs. 6-7; p. 250, figs. 8-9; p. 257, figs. 1-2; p. 268, fig. 9; p. 273, fig. 1; p. 282, fig. 1; p. 283, figs. 2-5; p. 284, figs. 6-7; p. 285, fig. 9; Farbtafel 4,2.

⁶ P. 222, fig. 7; p. 273, fig. 1; Farbtafel 1,1; Farbtafel 2,4; Farbtafel 4,1.

⁷ P. 214, fig. 14; p. 244, fig. 2; p. 245, fig. 3; p. 248, fig. 6; p. 250, figs. 8-9; Farbtafel 1,2.

⁸ Figures without credits are too numerous to be enumerated here; credits are also often incomplete, referring only to a publication title, but not to page and figure numbers (cf., e.g., p. 203, fig. 6). Separate lists of figures – for either the entire volume or each separate contribution – are not included. One may assume that authorship and copyright of figures is commonly with the authors of articles or their affiliated institutions.

This is not the place to discuss all 23 contributions in due detail. Instead, short summaries (“abstracts”) of all articles are provided, in order to demonstrate the breadth and wealth of ideas of this book, and comments are limited to a very few remarks.

Friedhelm Prayon (*Frühetruskische Hausarchitektur – Bemerkungen zum Forschungsstand*, pp. 9-28), an acclaimed specialist on Etruscan domestic architecture, first provides a short overview of the state of research until 1985, when a groundbreaking exhibition on houses and palaces in Etruria took place in Siena. He then focuses on research since 1985, assessing new approaches and results. Central problems remain, notably the poor state of preservation of many domestic structures; the difficulty in clearly differentiating between different phases, which are commonly summarized in one single plan; and the lack of sufficiently detailed and numerous publications. Maintaining the typology that he devised in his innovative monograph from 1975 (*Frühetruskische Grab- und Hausarchitektur*, Heidelberg), he discusses new research on 1. oval and long houses; 2. broad houses; and 3. courtyard houses, subdivided into palaces (“*regiae*”) and *atrium* houses. While Archaic Greece provides a similar spectrum of house types as contemporary Etruria, Prayon is skeptical regarding immediate Greek influence on the development of Etruscan house types and also of building techniques, such as the introduction of terracotta tiled roofs. Similarly he convincingly challenges the notion of old oriental models for the Etruscan courtyard complexes (“palaces”, “*regiae*”) in sites such as Murlo, Montetosto, and Acquarossa. An illustrative, chronologically organized scale to scale comparison of these Archaic courtyard complexes (p. 18, fig. 8) shows similarities as well as remarkable differences, above all in size, but also in layout, which requires further critical research.

While Prayon’s contribution is focused on a typological assessment, Petra Amann (*Wer wohnt im Haus? Familienstruktur und Hausarchitektur als sich ergänzende Forschungsbereiche*, pp. 29-42) opts for a socio-historical approach to Etruscan houses. After some general remarks regarding the structure of Etruscan families, she attempts to link certain houses with specific types of families (nuclear family; different types of extended families; *gentes*), following the traditional developmental model of house types as outlined by Prayon. Amann acknowledges that such an enterprise is particularly difficult for early examples from the mid 7th to mid 6th centuries BC, such as the houses in San Giovenale and Acquarossa, where the identification of separate living units (notably their boundaries, plans, and equipment) is much debated (cf. her illustrative fig. 4 on p. 34, with a comparison of the different interpretations of houses A-D in zone B of Acquarossa). She claims that a systematic analysis of

house sizes in combination with a detailed assessment of their history and building phases may yield more insights into the structures of households (p. 32). This is problematic, however, because house size is not necessarily indicative of the size and structure of households, and Amann fails to provide other methodological criteria. She is on safer ground with the later courtyard/*atrium* houses (end of 6th and 5th centuries BC) which she interprets in comparison to Roman *atrium* houses.

The article by Claudio Calastri, Caterina Cornelio, Renata Curina, Paola Desantis, Daniela Locatelli, Luigi Malnati, and Monica Miari (*L'architettura domestica in Cispadana tra VII e II secolo a. C. Una rassegna alla luce delle nuove scoperte*, pp. 43-63) focuses on recent discoveries of domestic architecture in Cispadana from the 7th to 2nd centuries BC. The authors argue that the basic developmental model as outlined by Prayon and then again Giovanni Colonna in 1986,⁹ is confirmed by recent research. In chronological order they present numerous new examples, with particular focus on building material: buildings made of perishable material (wood, earth) versus solidly built structures ("edifici a carattere stabile") with foundations made of pebbles. The simple building techniques, combined with an oval shape, were much longer used than often assumed, for example, still in a 3rd century BC settlement in Cesena (località Garampo). Similarly, a traditional semi-interred elliptical structure in Spilamberto was probably built in the second half of the 3rd century BC, but replaced by a Roman-Republican building in the 2nd century BC. Thus, in these cases (and others cited by the authors) building techniques and types clearly reflect significant socio-cultural changes (such as Roman conquest and "Romanization").

Given the important varied material presented here, the reader would have benefitted from a map showing the location of all sites, and probably also from a table that provides a convenient quick overview of majors sites, building types/shapes, building material, and dates. In important cases, such as the Viale Aldini excavation in Bologna, the strict chronological organization of the article hinders understanding: discussed in different places throughout the article, it is difficult to follow the sequence of phases and particularly their significance and interpretation, notably how and why the layout and function of structures changed.

Maurizio Harari and Silvia Paltineri (*Edilizia etrusca nella chora di Adria*, pp. 65-73) present the results of 11 excavation campaigns by the University of Padua in San Cassiano di Crespino, an Etruscan site in the chora of Adria. The structures

⁹ G. Colonna, *Urbanistica ed architettura*, in: M. Pallotino (ed.), *Rasenna. Storia e civiltà degli Etruschi* (Milano 1986) 369-530.

discovered so far include a complex of four buildings that differ significantly in size, shape, layout, and most likely function (“*oikos*”, oval hut, building with one room, “*edificio della cortina*”); a round built structure; and a series of four parallel drainage ditches. The authors focus on the building technique (stone socles with superstructure of perishable material, probably prefabricated panels of dried clay, set between few vertical wooden posts; terracotta tiled roofs) and the general layout of the site. All structures share the same orientation and belong to one single master plan, which, according to ceramic finds, was realized at the end of the 6th century BC. While the predominance of ceramics of domestic use (“*vasellame di uso domestico*”, p. 67) and the lack of conclusive cultic finds suggest that this complex was not a sanctuary, its precise function currently remains unknown. The authors briefly mention the possible use of some structures (p. 68: “*oikos*” as kitchen for a larger community than the nuclear family and workspace for textile production; oval hut and building with one room as modest accessory spaces; “*edificio della cortina*” probably used for more prestigious purposes because of its refined architectural decoration; round structure as altar), but do not attempt (at this stage of their research) a more detailed socio-historical assessment and contextualization, also in comparison to other extraurban complexes, such as, for example, the complex outside Felsina (see below).

Jacopo Ortalli (*Case dell’agro di Felsina: un modello edilizio per il governo del territorio*, pp. 75-87) presents an intriguing comprehensive assessment of a complex excavated in Via Andrea Costa in Bologna. While three different large phases can be discerned (“*fase prefelsina*”, 7th/6th century BC; “*fase Felsina*”, 6th/5th century BC; “*fase celtica*”, 4th/3rd century BC), focus is on an assessment of the most monumental second phase. The complex was situated outside and to the west of Etruscan Felsina, at the intersection of major roads and on terrain that was surrounded by rivers on three sides. Built on a roughly square lot of 45 x 48 m and surrounded by drainage ditches on all four sides, the complex included a monumental access from a street in the north; a wooden watch tower immediately behind the entrance; a curved access track for carriages, defined by stones; a solidly built long rectangular building with portico (39 x 8 m) for various residential and service activities; several other, less solidly made structures for multiple purposes (stables, storage, etc.). Further structures were located outside this square complex. Finds include about 10 bronze ingots (*aes rude*) and ceramics, predominated by (high quality) table ware, pointing to the high social status of the inhabitants, whereas evidence for intensive agricultural production and storage is conspicuously absent. According to Ortalli, the many idiosyncrasies of this complex, which can best be compared with the nearby site of Casalecchio di Reno (Zona “A”),

suggest that this complex served as the residence of a high official (“*presidio fiscale*”, p. 85) from Felsina who controlled the circulation of persons and merchandise in the city’s hinterland, imposed taxes, and maybe temporarily housed merchants and their animals and wares.

Ortalli’s paper is complemented by Cristian Tassinari’s (*I materiali di scavo della casa etrusca di via A. Costa a Bologna*, pp. 89-103) comprehensive assessment of finds from the Etruscan phases of the complex, which focuses not on traditional typologies, but on general characteristics, quantity, and quality of finds, emphasizing their significance for the functional, economic, social, and chronological interpretation of the context. For example, refining the chronology of the “*fase Felsina*”, Tassinari shows that already in a first non-monumental phase at the end of the 6th or beginning of the 5th centuries BC, the high social status of the inhabitants is obvious from finds such as imported Attic black-figured vases and fibulae. This tendency continues in the phase of constructional monumentalization from the early 5th to mid 4th centuries BC, which is represented by finds such as Attic red-figured imports and standardized local table ware.

Martin Bentz and Christoph Reusser (*Das Haus der Hippokampen in Marzabotto [IV 1,2]*, pp. 105-116) provide a brief summary of their excavation and re-examination (from 2002 to 2007) of one of the largest houses in Marzabotto, called House of the Hippocampi after reliefs on the wellhead of the house. While explored at three different periods, namely in 1952, 1960, and 1981, this house suffered the same fate as most other houses in Marzabotto: no detailed state plan or phase plans had ever been provided; the finds had not been comprehensively studied and published; and no stratigraphic excavations below the last stratum of use had ever been carried out. The new research yielded five different phases. In the late Bronze Age, the area of the house was still occupied by a river. The first evidence of settlement dates to the period after the mid 6th century BC and consists of a simple hut, made of perishable material, but already respecting the orientation and boundaries of later houses. In a third phase, dated by a kantharos that was found in situ in a wall to the first half of the 5th century BC, two rectangular structures (houses) were built in the frontal eastern part of the house, including foundations of pebbles. The regularly designed *atrium* house with a surface of about 600 sqm, which made this house famous, belongs only to the second half of the 5th century BC; it includes an *impluvium*, but not yet the complex roof construction of a Tuscan *atrium*. In a last phase, about 400 BC, the house was slightly enlarged.

While Bentz does not discuss the much debated development of the *atrium* house, he argues that, according to the evidence from Marzabotto, the “canonical” *atrium* house was not developed before the 5th century BC and that it served the elite: in Marzabotto, *atrium* houses were only found in one insula (IV 1) that is located close to the city’s main sanctuary and *forum* and provides lots twice the size (500-700 sqm) of lots in other insulae. The finds from this house, discussed by Reusser, can only be fully evaluated from the 1981 and most recent excavations. They include mainly local coarse and fine ware that cannot be closely dated in the period from the 6th to 4th centuries BC and only few Attic imports and bucchero, which were used for dating.

Vedia Izzet (*New Approaches to Etruscan cities: the case of Spina*, pp. 117-121) presents the results of a geophysical survey carried out at the settlement site of Spina in 2008 as part of the systematic investigation of the city, recently initiated by Luigi Malnati and Christoph Reusser. The alluvial terrain is very suited to magnetometer work, which yielded intriguing insights: remains of 5 insulae of a strictly orthogonal grid plan could be identified; while equal in size and shape, the internal arrangements of insulae does not seem to follow an overarching pattern. The city may have had a strange triangular shape, because of a southeast-northwest running river at the eastern border of the settlement, the age of which (ancient or later?) currently cannot be safely determined, however. Based on these preliminary results, Izzet cautiously argues that the city plan may reflect cultural interaction: the gridded layout may be due to close contact of the harbor city Spina with Greeks (whose influence on Spina is obvious from Greek inscriptions and numerous imported vases), but the triangular shape may betray adherence to traditional Etruscan practices, notably an adaptation of the city plan to local topography. The intriguing assessment is not easy to follow because the crucial Farbtafel 1,2 (which provides the interpretation of the survey results that are presented in fig. 1 on p. 119) is printed so small that reference numbers are hard to decipher. One would also have appreciated a clear numbering of the insulae on this Farbtafel, or a simplified reconstructed plan. The current ongoing excavations (in the center of the surveyed area) are briefly referred to once (p. 120), but one would have liked to know in more detail whether they confirm the survey results.

Gabriella Poggesi, Luigi Donati, Elisabetta Bocci, Giovanni Millemaci, and Lucia Pagnini (*Gonfienti: un insediamento tardo-arcaico fra Arno e Bisenzio*, pp. 123-133) present the important remains of an Etruscan urban settlement at Gonfienti/Pra-to, constructed in the second half of the 6th century BC, of which some 17 ha have been explored, but the original extension of which is not yet known. The

settlement was established in a strategically important location, obviously with an urban master plan similar to that of Marzabotto. This included an orthogonal layout, a system of drainage channels both in the city as well as in its hinterland, and homogenously oriented and built houses. The best known house, in lot 14, covers an impressive surface area of over 1400 sqm (p. 127), has a rectangular shape, is surrounded by drainage channels on at least three sides, and is almost symmetrically organized around a central courtyard with porticoes; the central entrance is flanked by large independent rooms that open to the street ("shops"). Finds suggest the identification of a kitchen and storage rooms to the west and banquet rooms to the north of the courtyard. Dated to the end of the 6th century BC (?), this building is impressive in size and design, and one would have appreciated a more detailed comparative assessment of these features and of the socio-historical context. This building is only briefly referred to as a "palace" in Prayon's paper (pp. 19-20: the German term "Residenz" is used),¹⁰ but the authors here suggest (p. 131) that lot 14 is not unique in the local context. Full understanding of this important settlement is impeded by the scarce illustrations: a general plan of the site and its excavated parts and more plans of excavated houses would have been helpful (only one state plan of the house in lot 14 is provided, p. 128, fig. 6, on which the labeling of rooms is almost illegible, however).

Giulio Ciampoltrini (*Edilizia rurale tra Valdarno e Valle del Serchio: la colonizzazione etrusca tra VI e V secolo a. C. e le deduzioni coloniali d'età tardorepubblicana*, pp. 135-143) discusses rural settlements in the chora of Pisa and Lucca in the Archaic through Hellenistic periods. Aerial photos from the 1950s allowed reconstructing the topography of this area in antiquity, notably the course of rivers. Thus, settlements, which today seem to be distributed without any recognizable pattern, can clearly be linked to rivers, either located in the plain next to rivers or on hills surrounding rivers. Recent investigation of some of these settlements, notably at Montacchita, Bonifica di Bientina, Le Melorie, and Tempagnano, yielded evidence of various houses from the 7th to 5th centuries BC. Particularly revealing is the evidence from Le Melorie, with three phases that allow for the reconstruction of domestic architecture in this region: first, a large elliptical house (?) or workspace from 560-520 BC was constructed; this was replaced, after destruction by fire, by a large rectangular building with portico around 500 BC, which is compared to a new monumental "palatial" building type that would have slowly spread from central to northern Etruria; finally, after another fire, a large rectangular building was constructed in the

¹⁰ Bentz and Reusser refer to this as a Peristyle house of the 5th century BC (p. 7); Amann calls it an Archaic complex with central courtyard of the late 6th/early 5th century BC with a surface area of 1270 sqm (p. 37).

first half of 5th century BC. This last building was subdivided into three functional areas or spaces, according to finds, which also suggest that the building did not significantly change its overall function, at least between the second and third phase. In the Hellenistic period, the settlements on hilltops were much preferred and developed at the expense of the settlements in the plain. Excavations at Fossa Nera have yielded a simple *atrium* house of the 2nd century BC, which shows that this was a polyvalent house type, well compatible with agricultural production and processing.

Giovannangelo Camporeale (*Sistemi di regimazione delle acque piovane nell'abitato dell'Accesa [Massa Marittima]*, pp. 145-156) examines the management of rain water in Accesa. Located in a hilly terrain with a soil rich in clay, rain water in this small settlement had to be carefully drained to prevent damage from flooding and landslides. Five residential quarters have been found so far, which consist of at most ten houses and are linked to specific areas of mineral exploitation. In all quarters a variety of measures for efficient drainage of rain water was accomplished, including: walls or large narrow vestibules in front of house entrances that face the hillside; an intricate system of terrace and retaining walls that were reused from predecessor structures or purpose-built together with the houses; foundation works; channels from the interior of houses and along house facades; dry wells in front of houses to collect rain water from hills; and finally one single cistern. While most of these features were obviously the responsibility of individual house owners, some long terrace and retaining walls seem to go back to public initiative and thus testify to the existence of some urban planning and corresponding concepts and institutions.

Luigi Donati and Luca Cappuccini (*Roselle, Poggio Civitella, Santa Teresa di Gavorrano: realtà abitative a confronto*, pp. 157-172) compare the domestic architecture in three settlements that are located close together, but differ in size and function. After a brief overview of the urban development of the city of Rosellae, Donati focuses on an assessment of the important so-called Casa dell'Impluvium which is located on the northern of the two settlement hills and developed in three phases. In the most important third phase, dated to the mid 6th century BC, the well-known *atrium* house with a surface area of about 300 sqm was installed. Donati emphasizes the three innovations manifest in this building, notably the square plan that allows for a more rational layout of the roof; the *atrium* with its underlying cistern that is fed by water from the surrounding roofs; and the presence of a broad variety of rooms with specialized functions. Furthermore, finds suggest that this house was an autonomous unit, producing what the household needed. The house was abandoned dur-

ing Etruria's demographic crisis in the 6th century BC when the settlement was transferred to the southern hill of the city and developed there in the Classical and Hellenistic periods, for the first time with an orthogonal street plan.

In contrast to the evidence from Rosellae, the houses of the hilltop settlement Poggio Civitella and the rural site Santa Teresa di Gavorrana were much more modest, though contemporaneous with the so-called Casa dell'Impluvium. Cappuccini summarizes the results of recent fieldwork in Poggio Civitella, which yielded two different house types: a simple rectangular one-room house of the early 6th century BC and several more sophisticated houses with two rooms that were built in the mid 6th century BC and possibly shared communal (public?) features such as a storeroom and cistern. Research in Santa Teresa Gavorrana brought to light a necropolis, used from the mid 7th to the end of the 6th centuries BC; between the tombs, five areas showed a high concentration of tile fragments and domestic ceramics but no walls of houses.

Mario Cygielman (*Case a Vetulonia*, pp. 173-181) discusses the houses of Vetulonia, excavated at various points within the city walls. Best known is the quarter explored at Poggiarello Renzetti in the late 19th century and again recently. This was obviously planned with a regular network of streets and insulae that were, however, adapted to the topography and thus not strictly orthogonal. The prevailing house type was the *atrium* house, often in a simple version without side rooms and *tablinum*. Astonishingly, these (small?) houses, most notably the so-called Casa di Medea, were still provided with a rich terracotta decoration that can now be assigned to the *atria*, in comparison with the houses at Fregellae. While the houses at Poggiarello Renzetti and in another quarter, namely Costa Murata, were built during the heyday of the city in the 2nd century BC and destroyed probably under Sulla, recent excavation in Via Garibaldi for the first time yielded a stratigraphic sequence from the 1st to 3rd centuries AD. Among the remains is a room, currently isolated, decorated with an *opus signinum* pavement and wall painting in advanced Third Pompeian Style. An assessment of these important houses is impeded by the lack of scale on all plans (figs. 2, 3, 5, 8, 13) and of systematic mention of measurements and sizes in the text. Furthermore, the so-called Casa di Medea is not easily identifiable in its plan and size from the schematic plan (p. 176, fig. 8) and if the main entrances were in the east (to Via Ripicia, through rooms D4 and F), as seemingly suggested by the plans (p. 173, fig. 2; pl. 176, fig. 8) and text, the layout would have been highly unusual for an *atrium* house (cf. the *atrium* house in Ferento, see below).

Paola Rendini and Marco Firmati (*Le case di Ghiaccio Forte, centro fortificato etrusco nella Valle dell'Albegna*, pp. 183-195) examine the domestic architecture of Ghiaccio Forte, a hill top site that accommodated a sanctuary from the late Archaic period to the late 4th/early 3rd century BC when it was transformed into the fortified residence of the *gens* Statie. This residence was in turn destroyed by fire around 280 BC. After a brief assessment of the fortification wall, the authors focus on a large residential complex, first explored in the 1970s and again recently (1999-2001). Located on a saddle between two hills, the complex (called a palace by the authors) covers a surface area of about 660 sqm and is organized around one or two courtyards. Based on finds, the function of the different rooms is determined in more detail. Thus, the 12 labeled rooms comprise a separately located room for the storage of food (K); rooms for the preparation of food (A, B); a kitchen-bath-complex (E, F); a suite with another room for food storage (H) and a room for domestic, notably female, work (I); and a courtyard (D); in contrast, the function of rooms M, L, and C (courtyard?) currently must remain open; terrain to the north of the vast complex included a cistern/well ("pozzo-cisterna") for the collection of rain-water from the two flanking hills. On the eastern hill, several simple structures were partially revealed that were probably used by clients or servants of the "palace" residents for living and working, among others metal working. The remaining, non-built terrain within the fortification could have been used to temporarily house and protect cattle and people from surrounding settlements in cases of emergency. The design and technique of the fortification wall as well as the kitchen-bath complex would suggest inspiration by Greek models (such as the *pastas* houses in Olynthus, although no *pastas* is visible in Ghiaccio Forte) and a specialized workforce, which would have been available to elite groups only.

The predominance of rooms for the storage and preparation of food in the "palace" complex is remarkable; while the existence of a separate small bath-room clearly suggests a sophisticated lifestyle, rooms for dining and the reception of guests are strangely absent (or have not yet been safely identified).

Carlo Pavolini (*Una domus ad atrio di Ferento come esempio della persistenza di tipologie architettoniche e di tecniche edilizie repubblicane nella prima età imperiale*, pp. 197-206) presents the results of fieldwork carried out in an *atrium* house (saggio III) at Ferento since 2001. So far the only fully explored house in the city, this building is prominently located to the west of the theater and a large public cistern, opening to the *decumanus* of the city. Stratigraphic evidence suggests a construction date in the early Imperial period when public buildings of Ferento were also monumentalized. Pavolini briefly discusses the de-

sign and possible function of each room (*tabernae*, *cella ostiaria*, *triclinium*, *atrium*, *cubicula*, staircase, etc.) and emphasizes that rooms in the rear, notably a *tablinum* and also *alae*, are conspicuously absent here. While such a “non-canonical” form is not without parallels, for example in the Vesuvian cities, it is usually motivated by a lack of space. Since the latter is hard to claim for Ferento, reasons for the abnormal form of the *atrium* house currently must remain open.

Laura Ambrosini and Barbara Belevi Marchesini (*Etruscan and Roman houses in Veii. The example of Piano di Comunità*, pp. 207-216) offer a brief overview of domestic architecture in Veii. After a survey of houses from the Mid Bronze Age through Archaic period in early British (1957-58) and recent excavations, provided by Ambrosini, Marchesini discusses in more detail the results of the ongoing Veii project by the La Sapienza University of Rome. This project focuses on the development and organization of the Etruscan city and Roman *municipium* and so far has yielded the following finds: remains of Iron Age huts; terracotta roof fragments of Archaic houses; evidence of several kilns that were abandoned around the middle of the 6th century BC; remains of a large *opus quadratum* retaining wall connected with an Archaic road; possibly some underground buildings; and a huge rectangular cistern with staircase. Best known is a monumental building, a *domus*, that was first discovered by Rodolfo Lanciani in 1889 and fully excavated by the Veii project. Built in the 2nd century BC, this *domus* belongs to a complete reorganization of the summit area after 396 BC and was used well into the Imperial period, when it was provided with a bath complex and large cistern. The building is compared to mid and late Republican villas in the outskirts of Rome (scale to scale comparison in fig. 14 on p. 214; it would have been helpful to include the Veian *domus* in this figure, which is almost illegible due to its small size) that were erected in dominant topographical locations.

Giovanna Battaglini (*Le domus di Fregellae: case aristocratiche di ambito coloniale*, pp. 217-226) provides a summary of research on the important houses from the Latin colony Fregellae, founded 328/313 BC and destroyed 125 BC. Focus is on the 13 best preserved houses along the *decumanus maximus*, which all show three phases of use that correspond with similar phases in public buildings and can be linked with important events in the history of the city. While houses of the first phase can generally be assigned to the 3rd century BC, it remains open how soon after the foundation or refoundation of the colony they were built. The only example that is sufficiently known (Domus 7) consists of a “canonical”, well-appointed *atrium* house, which was most likely inhabited by the local elite. This house type also prevailed in the second phase, dated to the first half of the 2nd century BC, notably after the Second Punic

War, which seems to have seen the heyday of the city. In this phase, houses were completely newly built on a higher level (c. 1 m above the phase 1 houses), but it is not discussed here (or known) whether they respected boundaries of their predecessors or whether the second phase entailed a significant reorganization of lot sizes. Two different groups of houses can be distinguished, based on size and the presence of vestibules, as well as lateral rooms on the *atria*. The better appointed houses with surface areas of about 350 sqm are all situated close to the *forum* and served the local elite, which is suggested by their vestibules (for waiting clients) and lavish decoration with pavements, stucco, and, above all, terracotta friezes. The smaller houses (surface areas of 200-300 sqm) still share many similarities with their larger equivalents, among them *atria*, vestibules (in some cases), and lavish decoration. Since the city had a surface area of c. 80 ha, of which only a small part close to the *forum* has been excavated, the repertoire of house types and sizes cannot be fully assessed, and the “small” *atrium* houses may still have ranked high in the hierarchy of domestic architecture in Fregellae. The third phase, 150-125 BC, resulted from major migration processes, the local elite emigrating to Rome, and Samnites and Pelgini immigrating to Fregellae. This significant social change is reflected in a devaluating transformation of the houses, which were provided with artisanal installations, probably for the (large-scale?) processing of wool.

The houses are important and well-known for many aspects, among them also well-preserved and unique building techniques, briefly discussed here by Francesca Diosono (pp. 226-229). Notable is first a wall of phase 2 in Domus 7 that is made in a technique so far unique in mid-Republican architecture: built entirely of fired bricks, made locally and solely for this purpose; and second, well-preserved walls of phase 1 in the same house, made of earth on foundations of broken tiles that are identified as representative of *opus formaceum*.

While many earlier publications treat different aspects of the houses of Fregellae and can thus complement the excellent succinct overview here, one would still have appreciated a brief discussion of several questions: what precisely motivated the substantial rebuilding of houses in phase 2; whether houses (in all phases) were provided with upper stories; and whether the relative chronology or building sequence of the houses, all built in a row with communal partition walls, can be reconstructed. Since the important Domus 7 figures prominently in this contribution, complete phase plans should have been included (fig. 7 on p. 222 shows only the northeast part of the phase 2 house).

Norba was destroyed in 81 BC and then never substantially reoccupied. While thus offering ideal conditions to study a 1st century BC town, the city has for a long time been rather neglected, except for its impressive city wall in polygonal masonry. Paola Carfora, Stefania Ferrante, and Stefania Quilici Gigli (*Edilizia privata nell'urbanistica di Norba tra la fine del III e l'inizio del I secolo a.C.*, pp. 233-242) provide a first assessment of the domestic architecture of the city, which is based on topographical surveys, several soundings, and the excavation of two complete houses that are located on the main east-west oriented street, near the small Acropolis. Five long rectangular insulae are reconstructed to the south of this main street, in the lower half of the city that was less exposed to winds but that still required extensive terracing works (p. 234, fig. 1). Since the main purpose of the excavation project was to recover the ancient street network, no stratigraphic soundings below the level of rooms of the two houses were carried out. The twin or double houses, obviously built together with a communal partition wall and a communal terrace wall of polygonal masonry, are "canonical" *atrium* houses, of which several pavements, but no other finds were preserved. The better preserved house was later enlarged, using a vaulted double corridor made of *opus incertum*. Despite the lack of stratigraphic data, the authors argue (convincingly) that the houses were most likely built in the 2nd century BC, when the city saw a major monumentalization and transformation of the urban plan and cityscape that was most likely supported and influenced by Rome.

Fabrizio Pesando (*La domus pompeiana in età sannitica: nuove acquisizioni dalla Regio VI*, pp. 243-253) provides a synthesis of the important research project in Pompeii, initiated in 2001 by the Universities of Perugia, Venice, Siena and Naples East, the purpose of which was to explore the little known history of *Regio VI* (and partially also *Regio VII*). While substantial remains of the Archaic period were revealed all over this region, the focus is here on houses from the 3rd and 2nd centuries BC, notably the mid-Samnitic period. Three large *atrium* houses of similar size and design could be identified that were all built in the 3rd century BC, probably modeled after aristocratic *domus* in Rome, and included impressive facades in limestone ashlar masonry. Other, simpler house types of the 3rd century BC could also be identified, among them double or twin houses similar to the ones excavated in Norba (see above). Among the numerous innovative results, which certainly have a major impact on the reconstruction of the much debated development of domestic architecture in Pompeii, is the recognition that mid-sized houses were already provided with peristyle courtyards in the mid 2nd century BC (Casa del Granduca Michele). The 2nd century BC (probably after 146 BC when the Sanctuary of Apollo at Pompeii received a donation by Lucius Mummius) can be recognized as the

golden age of the city when the smaller modest 3rd century BC houses were either remodeled and embellished or substituted by larger houses (mostly with Tuscan *atrium*) and vacant building lots were quickly filled. The important map (p. 245, fig. 3), which shows the distribution of Archaic and 3rd century BC structures in the western part of the city, is unfortunately not very legible, and it would have been even more illustrative if the different 3rd century BC house types had been marked to better understand possible distribution patterns.

Alessandro Naso (*Sulla diffusione delle tegole fittili nell'Italia preromana*, pp. 255-261) discusses the diffusion of terracotta tiled roofs in pre-Roman Italy, which marked the transformation of huts to houses, requiring rectangular plans and double-sloped roofs. While these innovative roofs would have been introduced in southern Etruria around 650 BC (challenging some theories that pre-date this event for about 100 years), a brief catalog of evidence from north-eastern Italy (central and northern Adriatic coast) shows a different picture: currently, only 10 sites provide evidence of terracotta tiled roofs that all date to the 6th and 5th centuries BC.

Rudolf Känel (*Bemerkungen zum Terrakotta-Bauschmuck hellenistischer Wohnhäuser in Mittelitalien*, pp. 263-271) discusses decorative terracotta elements of Hellenistic houses in central Italy, a topic that has been barely examined because lavish terracotta decoration was for a long time exclusively linked with sacred architecture. However, the important excavations at Fregellae since 1978 yielded rich evidence of terracotta decoration that was found in domestic contexts and is safely dated to the period between 328 and 125 BC. Känel, who is responsible for the final publication of this important material, briefly presents the four different decoration types, which mainly belonged to the decoration of *compluvia* and possibly also to the borders of other roofs: 1. revetment plaques with nail holes; 2. two different types of simas with mostly false water spouts, since water was only collected and drained in the corners of *compluvia*; 3. two types of crowning plaques, namely a pierced version and the famous figurative friezes (from House 2 and the Casa del fregio dorico), which had commonly been reconstructed in the walls of *atria* or *tablina*, similar to painted figurative friezes of the masonry wall painting style; and 4. antefixes. The use of the different architectural terracotta types is vividly illustrated in the reconstruction of the *compluvium*-revetment of House 2 (p. 268, fig. 9, and cover of the book). Känel emphasizes that the repertoire of Fregellae is limited and cites several possible reasons for this phenomenon: the relatively homogeneous social status of the inhabitants (colonists); the imitation of sacred architecture and, consequently, the scarcity of more individualized decoration patterns; and the limited time period of production of the

terracotta decoration, which was mostly made during the first half of the 2nd century BC, notably the heyday of the city. Känel concludes with a brief discussion of domestic terracotta decoration from five other sites and the convincing request that this important material, which gives evidence of the social status and cultural interests of house owners, deserves more attention in scholarship.

Jens-Arne Dickmann (*Die Umwandlung von Wohn- in Verkaufsraum in spätrepublikanischen domus*, pp. 273-280) investigates the transformation of domestic (“living”) space into commercially usable space in Pompeian houses. Based on a close reading of a few examples, he challenges the common notion that this phenomenon belonged mainly to a “devaluating” phase in the life of the city after the earthquake of AD 62. The house with the *fullonica* of M. Vesonius Primus (VI 14, 21. 22) comprised rentable *tabernae* already in the 1st century BC. When a *fullonica* was inserted into this house after AD 62, large parts of the house continued to be used for residential purposes; thus the close coexistence of workshop and luxurious rooms on the peristyle courtyard were obviously not considered disturbing or incompatible. In the Casa delle Nozze d’argento (V 2, i) two *cubicula* were transformed into *tabernae* around 40 BC; these remained connected to the house through doors and thus were most likely used by members of the household. In the Casa di Caesius Blandus (VII 1, 40-43) a *triclinium*, built most likely in the late Republican period and located in the northwest corner of the house and thus at an important street crossing, was transformed into a *taberna* at an unknown date. Thus, the use of domestic space as a source of income – either by renting separately accessible rooms or by installing small household businesses in the house or in *tabernae* connected to the house – was obviously much more popular than hitherto assumed and is well attested before AD 62.

Alfonsina Russo (*Edilizia privata e società presso le genti indigene dell’Italia meridionale fra età arcaica ed ellenistica*, pp. 281-292) provides an overview of the development of domestic architecture in indigenous settlements in south Italy from the Archaic through Hellenistic periods. She discusses a broad variety of houses of different types and sizes that often coexisted in the same settlement (see the useful tables I-II, listing the repertoire of domestic architecture in three different sites). When elite groups emerged in the 6th century BC they adopted “forme del potere” derived from Greek models, and built monumental complexes with long rectangular structures, richly decorated terracotta roofs and figured terracotta friezes. In the 5th and 4th centuries BC, the increasing stratification of Lucanian society and a general rise of lifestyle are manifested in the appearance of mid-sized “middle class” houses, most notably *pastas* houses. Particularly revealing is the development of rural complexes such as

the recently excavated building in Località Masseria Nigro (Viaggiano). Built in the first half of the 4th century BC, it included a series of long rectangular rooms similar to those in Archaic elite residences. In the mid 4th century BC, this was transformed into a monumental complex with a 1200 sqm surface that included smaller rooms grouped around a central peristyle courtyard. In contrast, in the 3rd century BC, the complex was again reduced in size and the large peristyle courtyard was abandoned, probably as a result of changed socio-political conditions that may also have led to the building's final abandonment at the end of the 3rd century BC.

To summarize, this is an excellent, rich book that should be standard literature for studies on domestic architecture in Italy and, more generally, in the ancient Mediterranean. Demonstrating the importance of extensive fieldwork and detailed site reports, it will hopefully stimulate the continuation and even intensification of both, and it will certainly provide an indispensable basis for future synthetic approaches and assessments of ancient houses in Italy.

Monika Trümper
Associate Professor of Classical Archaeology
Department of Classics
The University of North Carolina at Chapel Hill
CB #3145, 212 Murphey Hall
US-Chapel Hill, NC 27599-3145
E-Mail: truemper@email.unc.edu

Christian HEITZ, Die Guten, die Bösen und die Hässlichen – Nördliche ‚Barbaren‘ in der römischen Bildkunst. Antiquitates. Archäologische Forschungsergebnisse 48. Hamburg: Verlag Dr. Kovač 2009, 300 S., 10 s/w-Abb., 67 s/w-Taf.

Mit dem Bild des nördlichen Fremden beschäftigt sich Christian Heitz (H.) in dem hier angezeigten Werk, bei dem es sich um eine überarbeitete Version seiner Dissertation handelt, die im Jahr 2003 an der Philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg angenommen wurde. Vor dem Erscheinen der Monographie hat H. bereits einen kurzen Auszug aus seiner Dissertation zu Fremdendarstellungen am Traiansbogen von Benevent publiziert.¹ Auf eine im Rahmen der Dissertation angelegte Datenbank zu römischen Münzen mit der Darstellung fremder Völker geht ein weiterer Aufsatz zu „Fremdendarstellungen auf römischem Geld“ zurück.² Unlängst erschien von H. eine kurze Übersicht zu Darstellungen nördlicher Fremder im Ausstellungskatalog „2000 Jahre Varusschlacht – Mythos“.³ Nach Abgabe der Dissertation ist zu Darstellungen von Germanen in der römischen Kunst eine in ihrer ethnischen Zuordnung nicht unproblematische Monographie von Karl Reinhard Krierer⁴ entstanden, die von H. an einigen Stellen noch eingearbeitet worden ist.

Auf ein Vorwort und eine Einleitung, die neben den Zielen der Arbeit auch eine Begriffserklärung des „Fremden“ bietet, folgen drei Kapitel, die der Darstellung von nördlichen Fremden in den Schriftquellen, in der Staatskunst und in der Privatkunst gewidmet sind. Abgeschlossen wird der Band von einer Zusammenfassung, einer Bibliographie, einem Abbildungs- und einem Tafelnachweis sowie den Tafeln. Das Inhaltsverzeichnis weist keine Nummerierungen der Kapitel auf, wodurch die Zuordnung der einzelnen Unterkapitel sowie ihre Wertigkeit und ihr Verhältnis zueinander beim Lesen nicht immer eindeutig nachvollziehbar sind.

In der Einleitung wird das Ziel der Arbeit dargelegt: H. geht es darum, „anhand der Bilder von Angehörigen der *externae gentes* des Nordens herauszuar-

¹ C. Heitz, Des Kaisers neue Kinder. Romanitas und Barbarentum am Traiansbogen von Benevent, RM 112, 2005/2006, 207-224. Dabei handelt es sich um eine erweiterte Fassung der Seiten 107-112 im hier angezeigten Werk. Dem Artikel ist ein Anhang zur „Felltracht der Signiferi“ angefügt, der eine leicht gekürzte Fassung der Seiten 100-102 darstellt.

² C. Heitz, Alles bare Münze? Fremdendarstellungen auf römischem Geld, BJB 206, 2006, 159-230, in dem nördliche und östliche Völkerschaften berücksichtigt werden.

³ C. Heitz, Zum Germanenbild der Römer aus archäologischer Perspektive, in: 2000 Jahre Varusschlacht. Mythos, Ausstellungskat. Detmold (Stuttgart 2009) 20-29.

⁴ K.R. Krierer, Antike Germanenbilder (Wien 2004). Vgl. dazu auch die ausführliche Rezension von C. Heitz, Rez. zu K.R. Krierer, Antike Germanenbilder (Wien 2004), GFA 8, 2005, 1047-1057.

beiten, wie viele verschiedene Facetten das Bild des ‚Nordbarbaren‘ in der römischen Kunst haben konnte“ (S. 10). Um dieses Ziel zu erreichen, werden zur Analyse die Darstellungen in verschiedene Kategorien geordnet, die sich vor allem auf den jeweiligen lokalen und sozialen Kontext der Denkmäler beziehen. Den größten Umfang der Arbeit haben zwei Großkapitel, die sich mit Darstellungen nördlicher Völker in der „Staatskunst“ und in der „Privatkunst“ beschäftigen, jeweils weiter unterteilt in stadtrömische Denkmäler und Monumente in den Randprovinzen. Nach einer der Zielsetzung folgenden knappen Skizzierung der Forschungsgeschichte (S. 12-16) schließen sich theoretische Überlegungen zu den Begriffen „Anderer“, „Fremder“ und „Barbar“ an, die für die Untersuchung von zentraler Bedeutung sind (S. 17-26). Grundlegend ist die Präzisierung der Verwendung des Begriffs „Barbar“, der von H. in der Arbeit nicht pauschal für alle Darstellungen von Nichtrömern verwendet wird, sondern lediglich dann, wenn die Abbildung in einer ethisch (negativ) wertenden Perspektive gebraucht wird (S. 26). In der Arbeit werden daher nicht nur Darstellungen nördlicher „Barbaren“ behandelt, sondern auch solche von Nichtrömern im römischen Kontext. Die Stärke des Werkes liegt in der vorsichtigen Verwendung dieser Termini sowie in der Tatsache, dass die Darstellungen der Nordvölker nicht aus dem Grund untersucht werden, um Informationen über die Regionen und Bewohner jenseits der Grenzen des römischen Reiches zu gewinnen – was zum Scheitern verurteilt sein muss –, sondern um mehr über die Weltsicht und Verfasstheit der römischen Kultur im Zentrum (Rom) und der Peripherie (nördliche Provinzen) zu erfahren.

Bevor die Monumente selber in den Blick genommen werden, beschäftigt sich H. mit „Rom und [den] Nordvölker[n] in den Schriftquellen“ (S. 27-64). Zunächst werden die Ebenen herausgearbeitet, auf denen die Identität des „Römers“ konstruiert wurde. H. nennt hier auf einer juristischen Ebene den Besitz des Bürgerrechts, auf einer ethischen Ebene einzelne Tugenden wie Gottes- und Rechtsfürchtigkeit und auf einer kulturellen Ebene die Urbanität als spezifische Lebensform (S. 31). Danach geht der Blick zur Keltenbeschreibung des Stoikers Poseidonios, die vor allem bei späteren Autoren überliefert ist. Poseidonios zeichnet ein Bild der Kelten, „das von den ‚richtigen‘ Werten und Normen in hohem Maße abweicht und stark durch Grausamkeit, Triebhaftigkeit und Unmaß charakterisiert ist“ (S. 39). Da über die ethnische Zugehörigkeit der einzelnen Nordvölker unter den antiken Autoren große Uneinigkeit herrscht, werden die Eigenschaften der Kelten und Germanen in den Schriftquellen als ähnlich aufgefasst. Neben einer „konfrontativen Gegenüberstellung von Römern und *externae gentes*“ (S. 51), die wohl noch auf alte griechische Vorstellungsmuster zurückgeht, sind aber auf militärischer und moralischer Ebene auch Abweichungen von dem topischen Bild nördlicher Völker

in den Schriftquellen festzustellen. Diese Abweichungen sind dann aber primär mit einer speziellen Aussageabsicht des jeweiligen Autoren verbunden und nicht mit einem Interesse an einer ethnographisch korrekten Beschreibung. Bei der Betrachtung der Schriftquellen wird deutlich, dass die Angehörigen nördlicher Völkerschaften nicht einseitig als „Barbaren“ gekennzeichnet werden, sondern vielmehr unterschieden wird „zwischen den ‚Feinden‘ und den ‚Fremden‘“ (S. 64).

Im umfangreichsten Kapitel des Werkes „Nördliche Fremde in der Staatskunst“ werden die Darstellungen Angehöriger der Nordvölker auf Denkmälern der römischen „Staatskunst“ getrennt nach stadtrömischen Monumenten und Denkmälern in den Provinzen untersucht (S. 65-174). Zunächst stellt H. auf Grundlage von Beschreibungen bei Diodor, Livius und in der *Germania* des Tacitus diejenigen Merkmale zusammen, die ihm zur Identifizierung der Nordmenschen in den Bildwerken dienen (S. 68-71). Daran schließt sich in chronologischer Abfolge eine Analyse der Darstellung der Nordvölker an, die in republikanischer Zeit mit der Betrachtung der Münzen, ausgewählter Reliefdarstellungen und des Kopfes Somzée in Brüssel beginnt (S. 72-84). Für das Fremdenbild auf stadtrömischen Monumenten der Republik konstatiert H. in Ansätzen ein ethnographisches Interesse, im Vordergrund steht aber die Thematisierung der römischen Siege über Gegner aus dem Norden. In augusteischer Zeit ist dann eine Vereinheitlichung in der Darstellung der nördlichen und östlichen Feinde festzustellen (S. 84-90), wobei „die Bilder [...] die Drastik der spätrepublikanischen Darstellungen vermissen lassen“ (S. 89). In der Nachfolge des Augustus spielt die Darstellung nördlicher Fremder erst wieder unter Domitian und dann besonders unter Traian eine wichtige Rolle. Großen Raum nimmt daher die Analyse von Fremddarstellungen auf der Säule des Traian (S. 97-107) und dem Bogen von Benevent (S. 107-112) ein. Für die differenzierte Darstellung von Fremden auf der Traianssäule postuliert H. drei Kategorien: 1.) In das Heer integrierte Hilfstruppen; 2.) Feindliche, aufrührerische Daker unter Decebalus; 3.) Assimilierte Daker in der Provinz Dakien. In den Bildern zeigt sich die militärische und kulturelle Überlegenheit Roms, die Gegner werden nicht vernichtet, sondern können in das Reich integriert werden. In antoninischer und severischer Zeit ändert sich diese differenzierte Sichtweise in der stadtrömischen offiziellen Bildkunst, die Darstellungen vermitteln nun eine gewalttätig strafende, vernichtende Haltung gegenüber den nördlichen Fremden. H. kann dies anhand von Reliefplatten unbekannter Bogenmonumente aus aurelischer Zeit und der Marcussäule zeigen (S. 113-125). Die neuen Bildaussagen bringt er mit den Erfahrungen unter Marc Aurel in Verbindung, als germanische Völkerschaften erfolgreich in das Reichsgebiet bis nach Oberitalien einfallen konnten (S. 125f.). Darstellungen nördlicher Völ-

ker in der „Staatskunst“ treten danach mit den Reliefsockeln im Giardino Boboli in Florenz, dem Galeriusbogen in Thessaloniki und dem Konstantinsbogen in Rom erst wieder ab dem Ende des 3. Jhs. auf (S. 127-135). Auf diesen Monumenten sind angehörige nördlicher Völkerschaften zum einen in römischem Dienst, zum anderen als hoffnungslos unterlegene Feinde und „Ruhmeslieferanten“ (S. 135) dargestellt, wobei kaum noch Bezug zu realen Völkerschaften festzustellen ist – „der externe Gegner wird so zu einem Gegenbild umfassenden Charakters verallgemeinert“ (S. 133).

Die chronologische Betrachtung der Monumente wird am Ende des ersten Teils dieses Großkapitels mit der weiterführenden Betrachtung der kaiserzeitlichen Münzen aufgebrochen (S. 135-153). Die Münzbilder fasst H. in diesem Abschnitt unter vier Darstellungsaspekten zusammen – Tropaiongruppe bzw. besiegte Gegner, reitender Kaiser über besiegttem Gegner, stehender Kaiser und bittflehender Gegner, Einsetzung auswärtiger Herrscher bzw. Eingliederung fremder Völkerschaften in das Reich –, an die sich am Ende eine kurze Zusammenfassung anschließt. Für die Münzen kann H. herausarbeiten, dass im 1. und 2. Jh. n. Chr. die Darstellung von Nichtrömern als zentrales Element für die Versinnbildlichung der Tugenden des Kaisers dienen, wohingegen am Ende des 2. Jhs. n. Chr. die Sieghaftigkeit des Kaisers in den Vordergrund rückt. Im 3. Jh. geht dann die Spezifizierung der einzelnen Feinde im Bild und der Legende immer weiter zurück, der Kaiser in der Spätantike wird als Sieger über allgemeine Barbaren und als Bändiger dieser externen Kräfte stilisiert.

Den zweiten Teil dieses Großkapitels bildet die Untersuchung von „Fremdenbildern an den Reichsgrenzen“ (S. 154-174), die von augusteischer Zeit ausgehend in chronologischer Abfolge vorgestellt werden. Dabei sind mit den Bogenmonumenten von Carpentras, Saint-Rémy-de-Provence/Glanum und Orange aus der Gallia Narbonensis sowie dem Bogen des Cottius in Susa/Segusio im Grenzgebiet zwischen Gallia Cisalpina und Gallia Narbonensis sowohl Monumente aus Regionen berücksichtigt, die schon längere Zeit dem Reich angehören, als auch Denkmäler aus den Grenzprovinzen, wie dem Tropaeum Traiani in Adamklissi in der römischen Provinz Moesia inferior und Reliefs auf einer Säulenbasis aus der Principia des flavischen Legionslagers in Mainz und auf einem Meilenstein vom Antoninuswall. H. kann zeigen, dass an den südgalischen Bogenmonumenten eine differenzierte Bildsprache vorherrscht, während die Darstellungen von „Barbaren“ auf den Denkmälern der Grenzprovinzen in ihrer drastischen Schilderung des besiegtten Feindes unmissverständlich sind. Ob aber die differenzierte bildliche Wiedergabe von Begegnungen zwischen Römern und Nichtrömern „für das hauptstädtische Publikum reserviert zu sein“ scheint, während in den grenznahen Provinzen eindeutiger Darstel-

lungen verwendet wurden (S. 171), ist in dieser Ausschließlichkeit ob der Reliefs der südgallischen Bögen und des insgesamt recht heterogenen Denkmälerbestandes, der in diesem Kapitel berücksichtigt wird, fraglich.

Das zweite Großkapitel befasst sich mit „Fremdendarstellungen in der Privatkunst“ (S. 175-249). H. nimmt dabei vornehmlich die großen Kameen sowie einzelne Monumente der Grabkunst in den Blick, mit einbezogen werden aber auch Silber- und Bronzegefäße und die Terra Sigillata. Die Denkmäler sind in diesem Kapitel nach den gesellschaftlichen Gruppen geordnet, in denen sie genutzt bzw. in Auftrag gegeben wurden. In diesen Abschnitten erfolgt die Besprechung dann in chronologischer Reihenfolge.

Der erste Abschnitt gibt einen Überblick über Fremdendarstellungen auf den großen Kameen, die dem Kaiserhaus und seinem unmittelbaren Umfeld zuzuordnen sind (S. 175-183). Die dort abgebildeten Nichtrömer durchlaufen von augusteischer Zeit bis in die Spätantike eine Veränderung „vom dominierten Feind, der zumindest grob in volkstümlicher Tracht geschildert wird, zum vernichteten gesichtslosen Barbaren“ (S. 183).

Daran schließt sich im zweiten Abschnitt die Betrachtung von Denkmälern an, die einer ritterlichen und senatorischen Oberschicht zuzurechnen sind (S. 184-225). Auf wenigen Seiten werden mit dem sog. Augustusbecher aus Boscoreale, einer Bronzekanne aus dem Kunsthandel sowie mehreren Campanaplatten zunächst Beispiele aus dem Bereich des römischen Wohnluxus der späten Republik und der frühen Kaiserzeit diskutiert (S. 184-191). Danach nehmen die Sepulkraldenkmäler – und hier vor allem die antoninischen Feldherren- und Schlachtsarkophage – breiten Raum ein (S. 191-225). Auf den Feldherrensarkophagen treten Nichtrömer in den sog. Clementia-Szenen auf, wo sie als unterwürfiger Feind vor dem sitzenden oder stehenden Feldherrn zu finden sind. Diese Darstellungen deutet H. als „eigene triumphale Chiffren“ (S. 208) der Mitglieder der stadtrömischen Oberschicht, die diese sich in Ermangelung kaiserlicher Ehrenverleihungen als triumphales Motiv für die Sarkophage erschaffen haben. Auf den Schlachtsarkophagen ist der Kampf mit Nichtrömern das ausschließliche Thema der Reliefs. Während die frühen Sarkophage die Gegner im hellenistischen Keltenschema abbilden, werden die Feinde auf den späteren Stücken „nach dem Vorbild der Marcussäule immer stärker einem Germanentypus angeglichen“ (S. 216). Die Reliefs des um 260 n. Chr. entstandenen großen Ludovisischen Schlachtsarkophages weisen mit der Darstellung unterschiedlicher Barbarentypen und der Verwendung des alten Keltentypus dagegen wieder eine umfassende, allgemeine Triumphalsymbolik auf.

Im dritten Abschnitt befasst sich H. mit den sog. Reitergrabsteinen, die vornehmlich im 1. Jh. n. Chr. im Rheinland und Britannien die Gräber von Soldaten kennzeichneten, die im römischen Dienst standen (S. 225-233). Da ein hoher Anteil dieser Stelen von Angehörigen der auxiliären Kavalerieeinheiten als Grab schmuck verwendet wurde und vergleichbare Darstellungen in der italischen Sepulkralkunst fehlen, fasst H. das Bedürfnis nach Darstellung des Verstorbenen als siegreicher Reiter im Kampf als peregrine Tradition auf. Die Wahl des Motives selber könnte aber in „Anlehnung an römisch-triumphale, großformatige Kampfdarstellungen“ erfolgt sein (S. 230). Diese spezifiziert H. allerdings nicht näher.

Die Denkmäler des vierten Abschnittes (S. 233-249) sind heterogen, wobei Gattungen mit in die Betrachtung genommen werden, „die auch in nicht so begüterten Bevölkerungsgruppen verbreitet waren und weniger repräsentativen Charakter hatten“ (S. 233). Das verbindende Element ist ihre Lokalisierung in den nördlichen Provinzen. Zum häuslichen Kontext zu zählen sind die Gefäße der Terra Sigillata und die römischen Öllampen, auf deren Reliefs fremde Völkerschaften aber nur eine untergeordnete Rolle spielen. Neben den Reitergrabsteinen sind in der Sepulkralkunst der nördlichen Provinzen nördliche Fremde dagegen häufiger zu finden, wie auf den Reliefs des Juliermonumentes von St.-Rémy-de-Provence/Glanum. Während sich auf diesem eine Familie der municipalen Elite im römischen Stil präsentiert, zeigen Grabdenkmäler der Grenzprovinzen ein heterogenes Bild: Im 1. Jh. n. Chr. ist auf Grabstelen von Einheimischen der Verstorbene als Sitzfigur abgebildet, bei den Soldaten und Veteranen sind in diesem Zeitraum dagegen Totenmahlreliefs beliebt. Erst in nachtraianischer Zeit vermischen sich dann die Typen von Grabsteinen und das Totenmahl tritt auch auf Grabsteinen ziviler Provinzbewohner auf, was H. mit einer „zunehmenden ‚Provinzialisierung‘ des Heeres“ (S. 246) in Verbindung bringt.

Nicht mit berücksichtigt worden sind von H. Monumente, die der Ausstattung des gehobenen Wohnens sowohl in den Provinzen als auch in Italien zuzurechnen sind. Zum einen sind Fremddarstellungen bei den bronzenen drei- und vierfüßigen Klapptischen als figürliche Halterungen der Tischplatten zu finden.⁵ Diese Tische kamen neben einigen wenigen italischen Funden zahlreich auch in Gallien und den germanischen Provinzen zu Tage. Bei dem überwiegenden Teil der Figuren bzw. Protomen mit Fremdvölkern handelt es sich um Darstellungen von Orientalen,⁶ es gibt aber auch Exemplare, die nördliche Fremde abbilden, zum Teil auch als kniende Gefangene.⁷ Zum ande-

⁵ Zu den Klapptischen: U. Klatt, Römische Klapptische, Kölner Jahrbuch 28, 1995, 349-573.

⁶ Klatt a.O. (Anm. 5) 469f. Nr. V18; 471f. Nr. D7f.; 479f. Nr. D30; 482 Nr. D34; 508 Nr. B16; 517 Nr. B44; 526 Nr. B88; 529 Nr. B100f.; 542 Nr. B152.

⁷ Klatt a.O. (Anm. 5) 526 Nr. B88; 538 Nr. B134; Krierer a.O. (Anm. 4) 211 Nr. 301f.

ren sind bei einer großen Anzahl einbeiniger Tische, sogenannter Monopodia, in Italien und Kleinasien Orientalenfiguren den Tischstützen vorgeblendet.⁸ Diese Figuren werden von R.M. Schneider als exotische Schankdiener angesprochen.⁹ Während es sich bei ihnen wohl um die Wiedergabe von Dienern bzw. Sklaven im häuslichen Kontext des Symposions handeln dürfte, orientieren sich drei Figuren aus Kleinasien mit auf dem Rücken gebundenen Händen an der Fremdenikonographie der Staatskunst.¹⁰

Bei den Darstellungen der *externae gentes* der Klapptische und Monopodia ist anhand einzelner Trachtelemente lediglich eine Trennung in nördliche und östliche „Barbaren“ möglich, eine weitergehende Charakterisierung der Volkszugehörigkeit ist nicht intendiert. Die Grenzen zwischen nördlichen und östlichen „Barbaren“ sind dabei fließend, wie sich anhand einer Orientalenprotome mit Torques eines Klapptisches¹¹ oder der Figur eines Tischfußes aus Ephesos¹² erkennen lässt, die eine phrygische Mütze trägt, sich ansonsten mit Hosen und nacktem Oberkörper aber am Schema des nördlichen „Barbaren“ orientiert. Die aufgeführten Beispiele zeigen, dass die Figur des unterlegenen Nichtrömers auch Eingang in die häusliche Bilderwelt des gehobenen Wohnens in Italien und den Provinzen gehalten hat, sei es als untertäniger Diener oder gefesselter Gegner. Sowohl bei den drei- und vierfüßigen Klapptischen als auch bei den marmornen Monopodia sind die Angehörigen der *externae gentes* zu marginalen Dekorelementen unterhalb von Tischplatten geworden.

Die Zusammenfassung (S. 251-266) nimmt in chronologischer Reihenfolge die wichtigsten Erkenntnisse der beiden Großkapitel auf. Die Denkmäler der „Staatskunst“ und der „Privatkunst“ werden nun zusammenhängend betrachtet. Der Rez. hätte sich in diesem Abschnitt eine noch stärkere Zusammenführung der einzelnen Ergebnisse aus den Großkapiteln gewünscht, damit die Gemeinsamkeiten und Unterschiede bei der Verwendung von Darstellungen der *externae*

⁸ Für Italien vgl. z.B. C.F. Moss, *Roman Marble Tables* (Diss. Princeton University 1988) 410-419 Nr. A26-A35; 427-429 Nr. A46-A48; für Kleinasien vgl. z.B. M.J. Vermaseren, *Corpus Cultus Cybelae Attidisque I. Asia Minor* (Leiden 1987) 34 Nr. 93; Taf. 12; 169 Nr. 562; Taf. 124; 191 Nr. 638.

⁹ R.M. Schneider, *Orientalische Tischdiener als römische Tischfüße*, AA 1992, 295-305.

¹⁰ 1.) Aphrodisias, Museum Inv. Nr. 71-407 (L.S. Klar, *Figural Table Supports: Aspects of the Archaeology of Dining in the Roman World*, in: Ch. Ratté/R.R.R. Smith [Hrsg.], *Aphrodisias Papers 4. New Research on the City and Its Monuments* [Portsmouth, Rhode Island 2008] 276f. Nr. 17 Abb. 25); 2.) Manisa, Archäologisches Museum (G.M.A. Hanfmann/N.H. Ramage, *Sculpture from Sardis: The Finds through 1975* [Cambridge 1978] 147f. Nr. 215; Abb. 377); 3.) Selçuk, Efes Müzesi Inv. Nr. 2330 (S. Karwiese, *Der gefesselte Attis*, in: *Festschrift für Fritz Eichler zum achtzigsten Geburtstag*, Öjh Beih. 1 [Wien 1967] 82-95; Abb. 38).

¹¹ Klatt a.O. (Anm. 5) 526 Nr. B88.

¹² Siehe oben Anm. 10 Nr. 3.

gentes in den unterschiedlichen regionalen und sozialen Kontexten deutlicher hervor treten. So zeigt H. dass der unterwürfige Nichtrömer als Verbildlichung von Tugenden in der stadtrömischen Münzprägung im 1. und in weiten Teilen des 2. Jhs. n. Chr. auftritt, auf den Feldherren- und Schlachtsarkophagen der Sepulkralkunst finden wir diese Funktion in der zweiten Hälfte des 2. Jhs. und im 3. Jh. n. Chr. Zu diesem Zeitpunkt werden die nördlichen Feinde auf der Marcussäule in drastischen Darstellungen vernichtend geschlagen. Worauf beruhen diese Unterschiede? In welchen Bereichen lassen sich Parallelen zwischen den Denkmälern der „Staatskunst“ und der „Privatkunst“ bei der Darstellung von Fremdvölkern greifen, auch über die lokalen und sozialen Kontexte hinaus?

Die Abbildungen der Tafeln sind aufgrund ihrer Größe und der Druckqualität nicht ideal, ermöglichen es aber, den Argumentationsgang kritisch nachzuvollziehen. Die Abbildungsqualität dürfte dem Format der Publikation und dem – positiv hervorzuhebenden – günstigen Verkaufspreis geschuldet sein. Ohnehin ist der überwiegende Teil der besprochenen Denkmäler leicht zugänglich publiziert. Positiv zu betonen ist die intelligente Zusammenstellung der Tafeln: die Abbildungen der Reliefs vom Traiansbogen in Benevent (Taf. 14f.) und vom Bogen von St-Rémy-de-Provence (Taf. 26) orientieren sich mit Bedacht an der Lage am Monument und erleichtern auf diese Weise die Betrachtung.

Das vorliegende Buch von H. bietet einen wichtigen Überblick über die Verwendung von Darstellungen Angehöriger nördlicher Fremdvölker in der römischen Kunst und über die damit in den unterschiedlichen lokalen und sozialen Kontexten jeweils verbundenen Bedeutungsebenen. Die zahlreichen Facetten des Bildes des „Nordbarbaren“ in der stadtrömischen Kunst und der Kunst der nördlichen Provinzen sowie der Bedeutungswandel dieser Darstellungen von der Republik bis in die Spätantike können so nachvollzogen werden. Die Nutzung und Zugänglichkeit des Werkes werden allerdings durch das Fehlen von Indices und die mitunter wenig aussagekräftigen Kapitelüberschriften erschwert. Konzise Zusammenfassungen am Ende der beiden Großkapitel sowie unter Umständen auch der jeweiligen Unterkapitel wären für eine leichtere Nutzung der Arbeit sicherlich ebenfalls hilfreich gewesen.

Dr. Stefan Feuser
Universität Rostock
Heinrich Schliemann-Institut für Altertumswissenschaften
Schwaansche Str. 3
D-18055 Rostock
E-Mail: stefan.feuser@uni-rostock.de

Thorsten FÖGEN, Wissen, Kommunikation und Selbstdarstellung. Zur Struktur und Charakteristik römischer Fachtexte der frühen Kaiserzeit. *Zetemata* 134. München: C.H. Beck Verlag 2009, IX + 340 S.

Diese leicht überarbeitete Version einer an der Humboldt-Universität Berlin eingereichten Habilitationsschrift befindet sich „an der Schnittstelle von Sprach- und Literaturwissenschaft, Wissenschaftsgeschichte und Kulturosoziologie“ (S. 8).

Was aus dem Titel leider nicht hervorgeht, ist die Tatsache, daß der deutlich gelungenere Hauptteil A dieser Monographie linguistisch bzw. metalinguistisch ausgerichtet ist; er behandelt Selbstaussagen vornehmlich von lateinischen Fachschriftstellern des ersten vor- und nachchristlichen Jh. bezüglich sprachlicher Charakteristika ihrer Werke. Hauptteil B (beginnend mit Kap. 5), dessen Qualität schwankt, gilt den Reflexionen rhetorischer Strategien der Autoren, namentlich von Vitruv, Columella, Plinius und Frontin, in denen diese sich mit ihren fachschriftstellerischen wie auch mit ihren ethischen und sozialen Ansprüchen präsentieren.

Der den beiden Hauptteilen vorgeschaltete allgemeine Überblick über den Forschungsstand (Kap. 1.1 und 1.2) ist rudimentär und so selektiv angelegt, daß er dem Leser einen hohen Desideratcharakter der vorliegenden Arbeit suggerieren soll. Dieses Verfahren der Unsichtbarmachung oder (Kap. 5.4.6) Marginalisierung der Vorarbeiten wendet F. auch an einigen anderen Stellen der Arbeit an, so etwa in Kap. 5.3.1 in den Vorbemerkung zu Plinius' *nat. hist.* (S. 201-205), wo er vor allem Negativurteile der Forschung über diesen Text sammelt, aber die zahlreichen positiven Einschätzungen seit den 80er Jahren unterschlägt (s. z.B. Arno Borst: *Das Buch der Naturgeschichte. Plinius und seine Leser im Zeitalter des Pergaments*, Heidelberg 1994, S. 334ff.; Valérie Naas: *Le projet encyclopédique de Pline l'ancien*, Rom 2002, S. 5ff.).

In Kap. 2 beginnt der linguistisch ausgerichtete Hauptteil A der Arbeit. Hier bemüht sich F. zunächst, in Ermangelung antiker Definitionen, um eine Klärung der Begriffe „Fachtexte“ und „Fachsprache“. Seine Sichtung moderner linguistischer Theorien (Kap. 2.2) führt dabei zu dem negativen Befund, daß sich bislang kein einheitliches Klassifizierungs- oder Definitionsmodell habe durchsetzen können. Jedoch stellt F. einige für seine folgende Untersuchung bedeutsame Kriterien heraus: daß Fachsprachen nicht nur durch lexikalische Besonderheiten von der Gemeinsprache differieren, sondern auch durch syntaktische Merkmale (S. 16) sowie durch eine besonders stark ausgeprägte Funk-

tion der Normierung, der Erschließung neuer Sachverhalte und der Ermöglichung eines differenzierten Austausches über komplexe Probleme (S. 18f.).

Um der Polymorphie antiker Fachtexte gerecht zu werden, schlägt F. (Kap. 2.3.1) für deren Einordnung sinnvollerweise das Modell eines Kontinuums vor, an dessen einem Pol die dürre Wissensvermittlung und an dessen anderem eine elaborierte literarische Ausgestaltung nach Art von Ciceros *De oratore* steht (mit möglichen Schwankungen innerhalb eines Werkes; S. 22f.).

Es folgt ein Katalog methodischer Leitfragen (deren Beantwortung F., vielleicht nicht sehr geschickt, bereits in Kap. 1.2 teilweise vorweggenommen hat), welche die pragmatisch-linguistische (behandelt in Hauptteil A) sowie auch schon die soziale Ebene der Untersuchung betreffen (eigentlich Hauptteil B).

Nach einer folgenden kurzen Einleitung über das schon in der Antike herrschende Bewußtsein für sprachliche Varietäten (Kap. 2.3) wendet F. sich dann in Kap. 3 („Charakteristika von Fachtexten und Fachsprachen aus der Sicht antiker Autoren: eine Synopse“) den untersuchten Texten selbst zu.

Dabei ermittelt er in Kap. 3.2 („Pragmatik und Stilistik von Fachtexten“) an exemplarisch ausgewählten Prooemienstellen, wie antike Autoren des untersuchten Zeitraums über die stilistischen Charakteristika von Fachtexten, z.B. *perspicuitas* und *brevitas*, reflektieren (S. 27-30): F. stellt, wie zu erwarten, eine Tendenz der Autoren zum *genus subtile* fest (S. 31f.), wobei diese jedoch auch gezielt Schmuckstellen einfügen (S. 33). Mit Recht warnt F. daher davor, die *captationes benevolentiae* der Autoren hinsichtlich ihrer angeblichen stilistischen Unzulänglichkeit allzu wörtlich zu nehmen.

Kap. 3.3 behandelt Textpassagen, die über die lexikalischen Besonderheiten der Fachsprachen reflektieren, etwa die Unterschiede zur Gemeinsprache (S. 40f.), terminologische Varianten (S. 42-44), Bedeutungswandel (S. 44f.); terminologische Ungenauigkeiten (S. 45f.) und Wortbildungen durch Metapher und Metonymie (S. 46-48).

Zu monieren ist hier, daß F. seine Beispiele nicht immer ganz terminologisch sauber den linguistischen Kategorien zuordnet:

- z.B. S. 41 mit Anm. 41: Die Beispiele aus Isidor *strix* und *fulcra* entstammen nicht, wie F. voraussetzt, der Fachsprache, sondern der Standardsprache, wobei Isidor sie den vulgärsprachlichen Ausdrücken *amma* und *reclinatoria* gegenübergestellt.
- S. 42 werden diatopische Varianten von Fachbegriffen innerhalb einer Sprache mit fremdsprachlichen (s. Anm. 46 und 47 zu Plinius) Wörtern zusammengeworfen.

– S. 44 bringt F. umgangssprachliche (Tiernamen als Schimpfwörter) und fachsprachliche Beispiele für Bedeutungswandel durcheinander. Problematisch ist auch auf S. 45 das Seneca-Beispiel für den diachronischen Wandel der Begriffe für Donner: Handelt es sich hier wirklich um einen Wandel in der Fachsprache oder vielmehr doch in der Gemeinsprache?

In Kap. 3.4 bespricht F. Stellen, an denen sich antike Fachschriftsteller zu morphologisch-syntaktischen Besonderheiten der Fachsprache äußern, mithin zu einem Thema, mit dem sich die moderne Fachsprachenforschung, wie F. betont, erst seit etwa 30 Jahren beschäftigt.

Kap. 3.5 untersucht Bemerkung ausgewählter antiker Schriftsteller zur Bedeutung von Illustrationen in Fachtexten (S. 53-56).

Kap. 3.6 konzentriert sich vor allem auf „Die Kontinuität der Reflexion über die Elemente von Fachtexten und Fachsprachen am Beispiel der *Epitoma rei militaris* des Vegetius“. Dabei folgt auf einen knappen chronologischen Überblick über die antike Militärschriftstellerei (Kap. 3.6.1, S. 57-59) eine kurze Durchsicht der Aussagen des Vegetius über seine Quellen, seine Stellung zur Fachtradition, seine Ziele, den Kaiser als Widmungsadressaten, seine Aussagen über die Nützlichkeit der Schrift und des Stoffes sowie über sein stilistisches Programm (Kap. 3.6.2, S. 59f.). Kap. 3.6.3 behandelt die von Vegetius reflektierten lexikalischen Aspekte, u.a. zu obsoleten Wörtern (S. 61f.), unklar gewordenen Metaphern (S. 62) und neuen Wörtern, die alte Termini ersetzt haben, ferner zu Wortetymologien mit implizierter Vergangenheitsglorifizierung (S. 65).

Als Resultat (Kap. 3.6.4) faßt F. zusammen, daß auch bei Vegetius lexikalische und pragmatische Aspekte über morphologische und syntaktische Aspekte dominieren, wobei sich ein Bemühen um terminologische Eindeutigkeit erkennen lasse (S. 65).

In einer Zwischenbilanz in Kap. 3.7 (S. 65f.) bescheinigt F. den antiken Fachschriftstellern recht präzise Vorstellungen hinsichtlich der Charakteristika von Fachtexten, besonders hinsichtlich der Lexik, stellt jedoch als Unterschied zur modernen Fachsprachenforschung den eher präskriptiven als deskriptiven Charakter heraus. Gleichwohl betont F. nachdrücklich die Relevanz von Vitruvs Aussagen auch für die moderne Linguistik.

Kap. 4. des linguistischen Teil widmet sich dem speziellen Problem der Transformation griechischer Wissensbestände durch römische Fachschriftsteller, d.h. den bislang wenig beachteten Stellungnahmen römischer Fachschriftsteller zu den Methoden und Problemen bei der Übertragung griechischer Wissensgegenstände. F. exemplifiziert dies an den beiden medizinischen Fach-

übersetzern (Pseudo-)Celsus und Largius Designatianus mit ihren unterschiedlichen Übersetzungsmethoden (Kap. 4.2). Kurz streift F. auch die lateinische Rezeption von Magos' agronomischem Werk (Kap. 4.3, S. 72f.), wobei er die Bedeutung von *vertere* bei Varro *rust.* 1,1,8f. analysiert. Ferner behandelt er Caelius Aurelianus und seine griechische Vorlage Soran (Kap. 4.4), einen anonymen Traktat über die Physiognomie (Kap. 4.5) und auch die spezielle Frage nach Celsus' Haltung zur „Dezenz“ griechischer Fachbegriffe der Medizin nebst modernen Parallelen (Kap. 4.6, S. 80f.). Seneca und seine philosophischen Schriften (Kap. 4.7, S. 81-88) bilden den Abschluß dieses Teils.

Im Fazit zieht F. u.a. die Schlußfolgerungen, daß die lateinischen Begriffe für „übersetzen“ nicht ohne weiteres eindeutig sind (S. 89; was nichts Neues ist) und daß die Grenzen zwischen Übersetzung, freier Wiedergabe und Kompilation nicht klar gezogen sind, weshalb F. hier den weiter gefaßten Begriff „Transformation“ vorschlägt (S. 89f.). Abschließend zählt F. ferner einige Unterschiede zwischen literarischem und fachlichem Übersetzen auf (S. 90f.).

In einer Appendix (Kap. 4.9) zum „Umgang mit griechischen Termini in lateinischen Fachtexten“ sammelt F. unterschiedliche Beispiele für den Umgang der lateinischen Fachschriftsteller mit Lehnwörtern (Kap. 4.9.1).

Auch hier unterlaufen F. terminologische Ungenauigkeiten: Bei den Beispielen auf S. 93f. mischt F. Fremdwörter unter die Lehnwörter (z.B. schon beim zweiten Beispiel *auonen*, bei dem das Wort nur lateinisch transkribiert, die griechische Flexion aber beibehalten wird). Ferner handelt es sich bei der Mehrzahl der von F. angeführten angeblichen Lehnwörter in Wirklichkeit nicht um bereits in der lateinischen Sprache eingebürgerte Begriffe, wie bereits die von F. selbst betonte Häufigkeit der Beigabe etymologisch-linguistischer Erklärungen zeigt; in dem Beispiel S. 93 aus Celsus κεφαλαίαν ist sogar die griechische Schreibweise beibehalten. Erst der Fall auf S. 94f. bringt eindeutige Fälle von Lehnwörtern. An dieser Stelle hätte zumindest kurz definiert werden müssen, wo F. die Grenze zwischen Fremd- und Lehnwort zieht. Der Verweis auf die Sekundärliteratur in der Fußnote genügt nicht.

Im Abschnitt zu griechischen Termini und lateinischen Lehnprägungen (Kap. 4.9.2, S. 96-99) hätte es die Übersichtlichkeit gefördert, wenn F. so unterschiedliche Phänomene wie Lehnübersetzung (wie *bilis atra* für *melancholia*), Lehnbedeutung (wie *tabes* für φθίσις) und Lehnschöpfung (wie *auripigmentum* für ἀρσενικόν) (alle S. 96) getrennt aufgeführt hätte. In Kap. 4.9.3 trägt F. „negative Belege“ zusammen (S. 99), d.h. Fälle in denen das griechische Ursprungswort nicht mehr eigens aufgeführt wird, in Kap. 4.9.4 auswählte für das antike Sprachbewußtsein und Sprachwissen besonders aufschlußreiche Sonderfälle, und zwar von Sprachpurismus (S. 100), von fehlerhaftem Sprachwissen antiker Autoren (S. 100f.), von Aussagen zu Bedeutungsverschiebungen (S. 101) sowie von drei- und mehrsprachigen Synonymenlisten (Kap. 4.9.4.4,

S. 101f.), namentlich aus der Medizin, wo eine eindeutige Nomenklatur besonders wichtig ist.

In seiner Zusammenfassung des linguistischen Teils A der Untersuchung (Kap. 4.9.5, S. 102-105) zieht F. als wichtiges Fazit, daß die Herausbildung eines eigenen lateinischen Fachwortschatzes am Ende des 1. Jh. v. Chr. noch in keinem Fach abgeschlossen ist. Außer der juristischen und z.T. der militärischen Schriftstellerei gebe es keine Wissenschaft, in der griechisches Sprachmaterial völlig fehle (S. 105).

Mit Kap. 5 (S. 106) beginnt Hauptteil B, über die Selbstdarstellung des Autors und die Kommunikation von Wissen bei Vitruv, Columella, Plin. d.Ä. Auf eine kurze Einleitung zu Leben, Werk und Forschungsstand erfolgt zu jedem Werk eine Analyse von für die genannte Fragestellung aufschlußreichen Selbstaussagen der Autoren.

Bei der Behandlung von Vitruvs *De architectura* (Kap. 5.1) geht F. zunächst auf dessen Äußerungen zum Aufgabenbereich und zum Bildungsprogramm des Architekten ein (Kap. 5.1.3, S. 110-119), wofür er antike Parallelen anführt, jedoch ohne Columella zu erwähnen.

Die Darlegungen Vitruvs zu seinen Kompositionsprinzipien untersucht F. in Kap. 5.1.4 (S. 119-128), springt dabei jedoch (ab S.126) zu Vitruvs Äußerungen über die Nützlichkeit der Architektur und der Wissenschaften insgesamt (mit einer interessanten Parallele zu Galen in Anm. 54).

Dem oft schwer nachvollziehbarem Umgang Vitruvs mit seinen Vorlagen (Kap. 5.1.5, S. 128-136) geht F. vor allem im Hinblick auf dessen Bemerkungen im Vorwort des 7. Buchs nach. Interessant ist hier F.s Interpretation der von Vitruv erzählten Anekdote über Ptolemaios' Lob für den ehrlichen Kritiker Aristophanes von Byzanz als Vorbild für das Verhältnis von Vitruv und seinem Adressaten Augustus (S. 131-133). Schließlich präsentiert Vitruv zwar sein Werk als neuartig, erkennt aber gleichwohl an, daß es auf den Leistungen seiner – überwiegend griechischen – Vorläufer basiert (S. 133), die er daher des öfteren lobt. Die Knappheit römischer Referenzwerke entschuldigt Vitruv mit der eher praktischen Veranlagung der Römer (S. 133-137).

Hinsichtlich der politischen Dimension von *De architectura* (Kap. 5.1.6, S. 136-144) erkennt F. eine große Nähe zwischen Vitruvs architektonischem Programm und der Bau-, Außen- und Ständepolitik des Augustus. Hier hätte F. auf den Ergebnissen von Hans-Joachim Fritz: Vitruv. Architektur und Machtpolitik in

der römischen Antike, Münster 1995 aufbauen können, was er jedoch unterläßt, obwohl er diese Monographie S. 139, Anm. 86 erwähnt.

In Kap. 5.1.7 „Erkenntnisfortschritt und Zivilisation“ (S. 144-148) referiert F. Vitruvs aszendente Kulturentstehungstheorie (S. 144-146). Dabei übersieht er (S. 146f.), daß die auch von Vitruv vorgenommene Zentrierung der Kulturentwicklung um die eigene Wissenschaft einen verbreiteten Topos darstellt (z.B. Horaz *Ars* 391-407; Ovid *medicamina*, s. dazu demnächst Verf.). In seiner eigenen Schrift und dem augusteischen Rom als Ganzem sieht Vitruv den Gipfel kulturellen Fortschritts (S. 147f.; s. dazu jetzt auch Helga Scholten: Technischer Fortschritt im Denken Vitruvs, *Archiv für Kunstgeschichte* 91 [2009], S. 21-44).

In der Zusammenfassung zum Vitruv-Kapitel (Kap. 5.1.8, S. 148-151) überzeugt F. mit einer klaren Darstellung von Vitruvs fachlichen, ethischen, politischen und schriftstellerischen Anliegen.

Kaum Neues bietet F. zu Columella: *De re rustica* (Kap. 5.2, S. 152-200). Kap. 5.2.3 (S. 158-165) zum programmatischen Vorwort bietet kaum mehr als eine Paraphrase der *praefatio*, mit Xenophon-Parallelen in den Fußnoten. Neu in Kap. 5.2.4 über die Kompositionsprinzipien Columellas ist lediglich die Analyse der Übergangsfloskeln (S. 166f.). Dagegen bleiben die Kapitel zu Columellas Umgang mit seinen Vorlagen (Kap. 5.2.5, S. 171-182), zu Columella als Dichter (Kap. 5.2.6), zum paradigmatischen Leser Columellas (Kap. 5.2.7, S. 185-189) und zur moralischen Dimension von *De re rustica* (Kap. 5.2.8, S. 189-196) teilweise sogar hinter dem Forschungsstand zurück. In der Zusammenfassung (Kap. 5.2.9, S. 196-200) wird dann noch ein Nachtrag zu Columellas – nach F.s Meinung – sehr verhaltenen *laudes Italiae* in 3,8,4f. nachgeschoben (S. 197-200), wobei man einen Verweis auf Columellas vergilische Vorlage vermißt.

In Kap. 5.3 zur *Naturalis historia* des Älteren Plinius muß F. seine Analyse naturgemäß auf einige ausgewählte Textpassagen beschränken (s. Kap. 5.3.1 „Vorbemerkung“, S. 105).

Diese Stellen geht er in textchronologischer Reihenfolge durch (Kap. 5.3.2-8). Dabei gelangen F. teilweise recht interessante Beobachtungen: So untersucht er die *praefatio* auf Seriositätsmerkmale, die Plinius' Autorität unterstreichen (Kap. 5.3.2, S. 205-215). Bei der Untersuchung der übrigen Passagen konzentriert sich F. wiederum auf einzelne Aspekte, z.B. bei *nat. hist.* 2 (Kap. 5.3.3, S. 215-224) auf Plinius' Fortschrittsglauben bei gleichzeitiger Kritik am mangelnden wissenschaftlichen Interesse seiner Zeitgenossen (S. 217-224), mit einem vergleichenden Blick auf Seneca und Polybios (S. 222-224).

Bei den Büchern über die Zoologie (Auswahl aus *nat. hist.* 8 bis 11, Kap. 5.3.5, S. 230-234) hebt F. Plinius' Selbststilisierung zu einem römischen Aristoteles hervor, der wie dieser in Diensten eines bedeutenden Herrschers steht.

In *nat. hist.* 29 und 30 zu Heilmitteln aus dem Tierreich (Kap. 5.3.7, S. 240-252) behandelt F. die scharfe Kritik des römischen Traditionalisten Plinius an der Unbeständigkeit der Medizin und, im Gefolge Catos, an griechischer Scharlatanerie sowie an magischen Praktiken. Dabei geht F. (S. 250f.) auch auf den vielbehandelten Widerspruch ein, daß Plinius die Magie zwar kritisiert, aber gleichwohl magische Rezepte übernimmt; hier übersieht F. bei seinen Erklärungsversuchen, wie wenig klar die Grenzen zwischen Magie und Wissenschaft in der Antike (und auch noch bis ins 19. Jh.) de facto gezogen waren.

Auf die Autorität Catos geht F. auch noch einmal in einem eigenen übergreifenden Kapitel ein (Kap. 5.3.9, S. 254-258), wobei er die Berührungspunkte zum *mos-maiorum*-Programm des flavischen Herrscherhauses herausstellt.

Abschließend (Kap. 5.3.10, S. 258-264) faßt F. als Charakteristika der Selbstdarstellung des Plinius zusammen (s. dazu teilweise auch schon Borst, besonders S. 23f.), daß der Enzyklopädist sich als Vertreter eines hohen Wissenschaftsethos präsentiert, und zwar mit einer vorbildlichen Quellentransparenz, fairer Kritik an den Vorgängern, insbesondere an den (moralisch und oft auch fachlich zweifelhaften) Griechen, als römischer Patriot, als Kritiker des Niedergangs der zeitgenössischen Wissenschaftskultur, der gegenüber er sich als zuverlässiger Experte profilieren will, als Musterbild des unermüdlich für den Nutzen seines Staates tätigen Römers (wie ihn auch Plin. d.J. charakterisiert), als fachliche Kapazität mit hoher Urteilskraft, als traditionsbewußter Förderer des Wissensfortschritts, folglich geradezu als ein moderner Cato.

Kap. 5.4 untersucht Frontin: *De aquaeductu urbis Romae*. Hier behandelt F. vor allem Frontins programmatische Aussagen in seiner *praefatio* (Kap. 5.4.3): Frontin, der nicht nur Fachschriftsteller, sondern vor allem auch einflußreicher Politiker war (Kap. 5.4.2, S. 267f.), stilisiert sich selbst zu einer perfekten Ergänzung zu Kaiser Nerva, betont den hohen sozialen Nutzen seiner Funktion und markiert seine Position in Roms Führungselite. Wie Columella und Vitruv tadelt er immer wieder die *imperitia*, die er auch als moralisches Manko sieht (S. 272f.). Großen Nachdruck legt Frontin auch auf die Systematik seiner Darstellung (S. 274f.). Mit seinen akribischen Statistiken und Plänen erhebt Frontin den Anspruch, neue Standards geschaffen zu haben (Kap. 5.4.4 „Eine Welt aus Zahlen: Technizität und Souveränität“, S. 276-278).

Die politische Dimension von *De aquaeductu urbis Romae* rückt in Kap. 5.4.5 in den Blick (S. 278-285): Frontin, der sich an der Spitze einer langen technischen Entwicklung sieht, interpretiert eine funktionierende Wasserversorgung als Zeichen der Urbanität und als Grund für Roms Vormachtstellung, die der Fürsorge Kaiser Nervas zu verdanken sei.

In der Zusammenfassung des Frontin-Kapitels (Kap. 5.4.6, S. 285-289) vergleicht F. abschließend Frontins Lob auf das römische Wasserversorgungssystem mit den entsprechenden Urteilen des Plinius, Dionysios von Halikarnassos und Strabo.

Sehr informativ ist F.s Schlußbilanz seiner gesamten Untersuchung (S. 290-295), worin er autoren- und epochenübergreifende Gemeinsamkeiten bezüglich der untersuchten Paradigmen, nämlich Autorenbewußtsein, Sprachreflexion, Selbstdarstellung in fachlich-didaktischer wie politisch-sozialer Hinsicht, Quellen- und Methodenreflexion, Aufwertung des Faches und moralische Färbung aufführt. Allerdings unterstellt F. hier etwas zu pauschal allen untersuchten Autoren eine forcierte Nähe zum Kaiserhaus; das trifft zwar auf die meisten dieser Schriftsteller zu, jedoch nicht auf Columella, der doch wohl eher im Umfeld der Pisonischen Verschwörung anzusiedeln ist.

Abschließend stellt F. die Forderung nach einer verstärkten Untersuchung antiker Fachschriften unter soziologisch-politischen Fragestellungen, ein Appell, dem die Verf. sich nachdrücklich anschließen möchte.

Insgesamt ist die Qualität dieser Arbeit durchwachsen. Der diachronische Überblick als Ganzes bringt wertvolle Erkenntnisse. Positiv fällt auch auf, daß auf Leserfreundlichkeit geachtet wurde durch Verwendung eines flüssigen Stils und Zusammenfassungen am Ende jedes Großkapitels. Hilfreich ist auch das reichhaltige (wenn auch offenbar nicht immer vollständig rezipierte) Literaturverzeichnis zu jedem der behandelten Texte.

Doch der Teufel steckt gelegentlich im Detail, besonders bei der Analyse der längeren der behandelten Fachtexte.

Etwas störend sind die leichten Gliederungsschwächen: Außer den oben bereits erwähnten wäre das etwa der wichtige Hinweis auf S. 149 Fußnote 111 über die Normalität gezielt verwendeter unterschiedlicher Stilebenen innerhalb eines Fachbuches, der eigentlich in das Schlußfazit der Arbeit gehört. Ferner wird die für das intellektuelle Klima so aufschlußreiche Suetonstelle über Augustus' Lesung aus der architektonischen Schrift des Rutilius Rufus

vor dem Senat nur in einer Fußnote (S. 149, Fußnote 112) behandelt, anstatt sie einer ausführlichen Darstellung zu würdigen.

Wesentlich gravierender ist, daß F. offenbar, wie erwähnt, nur einen Bruchteil der von ihm aufgeführten Sekundärliteratur wirklich gründlich rezipiert hat. Infolgedessen bleibt F. bei seiner Durchmusterung der relevanten Stellen oft hinter dem Forschungsstand zurück (s.o.), so daß manche seiner Einzelergebnisse bereits jetzt überholt sind.

Dennoch hat diese Arbeit ihre Verdienste, die außer in etlichen interessanten Einzelbeobachtungen (besonders im Hauptteil A) vor allem in einer diachronischen Zusammenschau der behandelten rhetorischen, soziologischen und politischen Aspekte der behandelten Fachschriften bestehen.

PD Dr. Silke Diederich
Universität zu Köln
Albertus-Magnus-Platz, Philosophikum
D-50923 Köln
E-Mail: mail@diederich-mayen.de